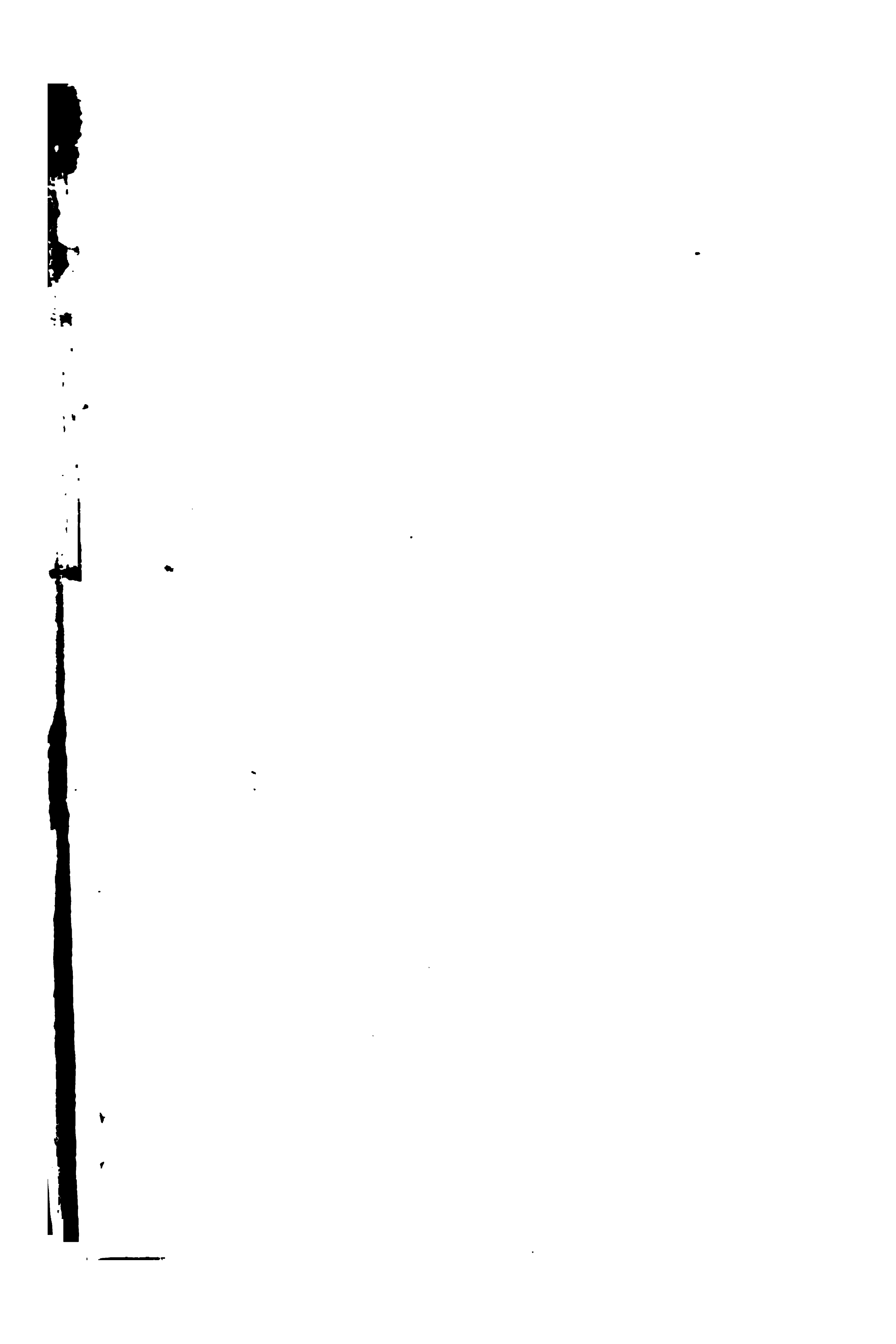

Jahrbuch
des Freien
Deutschen
Hochstifts
1902


SIGILL : COLL : HARVARD : CANTAB : NOV : ANGL : 1650.
CHRISTO ET ECCLESIAE









Lichtdruck: Kühl & Co., Frkft.

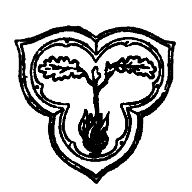
Heinrich Sebastian Hüsgen.
(1745—1807.)

Jahrbuch

des

Freien Deutschen Hochstifts

1902.



Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Tucker fund
(1902).

Zur Einführung.

Die seit 1884 in regelmäßiger Folge ausgegebenen „Berichte des Freien Deutschen Hochstifts" erscheinen mit dem vorliegenden Jahrgange in veränderter Gestalt. An Stelle der einzelnen Hefte tritt das „Jahrbuch", das die Berichterstattung des ganzen Jahres, vom 1. Oktober 1901 bis zum 30. September 1902 zusammenfaßt und in einfacher aber gediegener Ausstattung und ebensolchem Einbande den Mitgliedern dargeboten wird.

Wie das Äußere, so sind auch Inhalt und Einteilung einer Umgestaltung unterzogen worden. Der Inhalt des „Jahrbuches" gliedert sich in folgende Abteilungen:

1. Berichte über die Lehrgänge. Sie sollen dem vielfach geäußerten Wunsche der Mitglieder entgegenkommen, die Wintervorträge im Zusammenhange überschauen und den wesentlichen Inhalt des Gehörten in genußreicher Lektüre sich völlig aneignen zu können. Da eine ungekürzte Wiedergabe der gesamten Vorträge aus innern und äußern Gründen unmöglich ist, so hat das Hochstift an die Herren Dozenten die Bitte gerichtet, den Gedankengang des Gesprochenen in übersichtlicher Darstellung knapp zusammenzufassen. Mit dankenswerter Bereitwilligkeit haben die Herren Vortragenden, soweit der Stoff eine solche Behandlung zuließ, sich dieser Aufgabe unterzogen. Die Gewinnung dieser neuen Abteilung hatte zur Folge, daß ein Teil des früheren Inhalts der Berichte, die Übersichten der Goethe- und Schillerliteratur, aufgegeben werden mußte. Nur schwer konnte sich das Hochstift dazu

entschließen, auf diese bedeutungsvollen Beiträge zu verzichten. Indessen zwang die Notwendigkeit, den Umfang dieser Jahrbücher in bestimmten Grenzen zu halten und nur solche Veröffentlichungen aufzunehmen, die in unmittelbarer Beziehung zur Arbeit des Hochstifts stehen, zu dieser Beschränkung. Dem Verfasser dieser Übersichten, Herrn Professor Dr. Max Koch in Breslau fühlt sich das Hochstift für seine langjährige, treue und erfolgreiche Mitarbeit dauernd zu aufrichtigem Danke verbunden.

2. **Berichte aus den Fachabteilungen.** Diese Gruppe vereinigt eine Anzahl der in den Sitzungen der Fachabteilungen vorgetragenen Abhandlungen, die nach Stoff und Behandlung wohl auf Interesse und Verständnis in weiteren als den eigentlich fachmännischen Kreisen rechnen dürfen. Diejenigen Arbeiten der Abteilungen, welche sich in erster Linie an die Fachgenossen wenden, werden in den seit Jahren zwangslos erscheinenden „Schriften des Freien Deutschen Hochstifts" einzeln oder zu mehreren vereinigt, einen passenderen Platz finden. So wird z. B. eine Sammlung gediegener mathematischer Untersuchungen als selbständige Schrift im Buchhandel erscheinend in der Fachliteratur größere Beachtung finden, als in verschiedenen Bänden des Jahrbuchs verstreute Abhandlungen dieser Art. Denn der Mathematiker sucht sie dort nicht, und für den großen Teil der Mitglieder, dem diese Wissenschaft ferner liegt, sind sie dort überflüssig.

Die geschäftlichen Mitteilungen der einzelnen Abteilungen werden jetzt in dem, den Schluß des Bandes bildenden Jahresberichte übersichtlicher zusammengestellt.

3. **Festvorträge.** Unter dieser Bezeichnung erscheinen, wie bisher, die zu den alljährlichen Goethe- und Schillerfeiern, wie an sonstigen besonderen Gedenktagen gehaltenen Vorträge.

4. **Aus Museum und Bibliothek.** Unser Goethemuseum wie die Bibliothek und das dazu gehörige Archiv enthalten bereits gar manches Stück, sei es Bildwerk, Buch oder Hand-

schrift, das es wohl verdient in Abbildung oder Beschreibung bekannt zu werden, und dessen Veröffentlichung für zahlreiche Verehrer unserer großen Dichter eine willkommene Gabe bedeuten wird. Bei der immer wachsenden Teilnahme, die dem Museum wie den übrigen Sammlungen entgegengebracht wird, dürfen wir hoffen, daß Geschenke und Neuerwerbungen uns in den Stand setzen, auch in diesem Teile des Jahrbuchs fortdauernd Interessantes zu bieten.

5. Jahresbericht. Die früher getrennten Berichte des Verwaltungsausschusses, des Akademischen Gesamtausschusses und der Goethehaus-Kommission sollen an dieser Stelle unter sachlichen Gesichtspunkten geordnet und vereinigt werden.

Inhalt.

Seite

I. Aus den Lehrgängen:

Theobald Ziegler: Schopenhauer und Nietzsche 3

Rudolf Jung: Die Stadt Frankfurt a. M. zur Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege 1792—1816 . . 29

Friedrich von Duhn: Altes und Neues aus Griechenland 54

Emil Hübner: Körper und Seele des Kindes 65

Ernst Troeltsch: Theologie und Religionswissenschaft des 19. Jahrhunderts 91

Eduard Schwartz: Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte 121

Stephan Bauer: Die Arbeiterfragen der Weltwirtschaft . 127

II. Aus den Fachabteilungen:

Otto Donner-von Richter: Über die sogenannte „Muse von Cortona“ und ein Brustbild der Cleopatra . . 161

Heinrich Pallmann: Goethes Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft in Bayern und besonders zu König Ludwig I. 182

Robert Hering: Der Einfluß des klassischen Altertumes auf den Bildungsgang des jungen Goethe 199

Otto Heuer: Goethe und „die Hofdame“ und Briefwechsel zwischen Goethe und F. von Elsholtz 236

Paul Arndt: Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz . . 266

Seite

III. Festvorträge:

Heinrich Bulthaupt: Schiller als Dramatiker 285

Otto Heuer: Friedrich Maximilian Klinger 309

Eduard von der Hellen: Goethes Lyrik 325

IV. Aus Museum und Bibliothek:

Heinrich Sebastian Hüsgen, mitgeteilt von O. Heuer . . 347

»Ergo bibamus«, mitgeteilt von O. Heuer 351

V. Jahresbericht 359

VI. Register 383

Abbildungen:

J. G. Edlinger: Porträt H. S. Hüsgen's.

Die sogenannte Muse von Cortona.

Elsheimer, Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis.

Goethe: Ergo bibamus Faksimile.

I.

Berichte über die Lehrgänge.



Schopenhauer und Nietzsche.

Von Professor Dr. Theobald Ziegler in Straßburg.

Nietzsche steht im Vordergrund der folgenden Betrachtung, Schopenhauer dient gewissermaßen nur als Folie, an dem der erstere verständlich werden soll, sowohl durch das, worin er ihm gleicht, als durch das viele, worin er bewußt und unbewußt von ihm abweicht. Übrigens ist ja die Zusammenstellung der beiden keine willkürliche: Nietzsche ist tatsächlich von Schopenhauer ausgegangen, dieser ist sein „Erzieher" oder doch einer seiner Erzieher gewesen.

Nietzsche war von Haus aus Philologe, schon als Vierundzwanzigjähriger wurde er Professor der klassischen Philologie in Basel. Aber alsbald beginnt bei ihm, wie das so seine Art war, der Gegensatz und die Antipathie gegen das, womit er sich abgeben soll, ihm fehlen im Betrieb der Philologie die großen Gedanken, und daher wendet er sich von ihr ab und der Philosophie zu. Das Interesse für sie wurde bei ihm durch Schopenhauer geweckt, den er schon als Student kennen lernte und zu dem ihn zunächst die Form hinzog, in der er seine Gedanken vortrug: Schopenhauer war ein Künstler des Stils. Inhaltlich dagegen stand er ihm von Anfang an kritisch gegenüber. Auch da, wo er ihm beizustimmen scheint, bleiben immer Unterschiede, die sich häufig zu vollem Gegensatz steigern. Gerade seine Schrift über „Schopenhauer als Erzieher" zeigt, daß ihm nicht sowohl das System als vielmehr der Mensch wichtig und vorbildlich war — der Philosoph mit genialer Geistesart und ästhetischem Widerwillen gegen seine Zeit und ihre Kultur oder — Unkultur. Und in seiner Philosophie, die durchaus subjektiv war, fand Nietzsche sich selber wieder: das

Zwiespältige und ewig Unbefriedigte, das Leidvolle und doch Tatendurstige seiner Natur, die große Sehnsucht, die an ihm zehrte — für alles dieses Tiefste und Innerlichste seines Wesens fand er in Schopenhauer den adäquaten und machtvollsten Ausdruck. An Schopenhauers großer Persönlichkeit aber ist ihm zugleich auch das Ziel aller Kultur und aller Geschichte aufgegangen, es heißt: „Die Menschheit soll fortwährend daran arbeiten, einzelne große Menschen zu erzeugen — dies und nichts anderes sonst ist ihre Aufgabe." Daraus ergiebt sich für den einzelnen die Frage: „Wie erhält dein Leben den höchsten Wert, die tiefste Bedeutung? wie ist es am wenigsten verschwendet!" und die Antwort darauf lautet natürlich: „gewiß nur dadurch, daß du zum Vorteile der seltensten und wertvollsten Exemplare lebst, nicht aber zum Vorteile der meisten, d. h. der einzeln genommen wertlosesten Exemplare." Das ist hinfort das große Leitmotiv seines Denkens.

Positiv gilt es nun, diesen Genius als das zu erzeugende Ziel der Kultur in plastischer Anschaulichkeit vorzuführen. Und hier braucht er neben dem Menschen Rousseaus mit seinem revolutionären Drang zur Natur und mit der Gefahr Katilinarier zu werden, und neben dem Menschen Goethes, diesem Typus des beschaulichen und erhaltenden Menschen mit der Gefahr zum Philister zu entarten, als dritten — Schopenhauer, den tätigen Menschen, dessen Tat Philosophie ist, und der zugleich auch ein Künstler ist und ein Heiliger. Nietzsche leidet am Leben, also muß dieser sein Idealmensch das Leben als Leiden fühlen und erkennen und zugleich vom Leben, weil es Leiden ist, erlösen können. Dieser Schopenhauersche Mensch tut unserer Zeit vor allem Not, und daher heißt die Aufgabe unserer Kultur: Die Erzeugung des Philosophen, des Künstlers, des Heiligen in uns und außer uns zu fördern und dadurch an der Vollendung der Natur zu arbeiten. Mit so hohen Ideen feiert Nietzsche Schopenhauer, für den er kein besseres Symbol kennt, als den Ritter mit Tod und Teufel, wie ihn Dürer gezeichnet hat. In ihm schildert er nicht, wie seine Schwester gemeint hat, sich selbst, sondern sein Ideal, und in Kraft dieses Ideals fühlt er sich zum Kritiker seiner Zeit und ihrer Kultur berufen.

Nietzsche wird Kulturkritiker, deshalb bekämpft er D. Fr. Strauß als Bildungsphilister und satisfait, als Optimisten,

der etwas allzu kavalièrement den Schopenhauerschen Pessimismus beiseite geschoben und als Verehrer der klassischen Musik von R. Wagner nichts hatte wissen wollen. Der Optimismus der siebziger Jahre mit ihrer Freude an Kaiser und Reich erschien ihm, dem völlig Unpolitischen, als eine arge Gedankenlosigkeit und schlimme Ruchlosigkeit angesichts der Sorge, ob sich aus den deutschen Siegen auch eine einheitliche deutsche Kultur heraus entwickeln werde.

Aber woran leidet denn unsere Zeit und unsere Kultur? An Stillosigkeit, wie er das an Strauß zeigen zu können glaubt, und an bloßer Gebildetheit, die dieses alexandrinische Zeitalter voll Gelehrsamkeit mit wahrer Kultur verwechselt. Das kommt aber vor allem daher, daß unsere Zeit zu historisch, daß sie infiziert ist von der Krankheit des Historismus. Darum schrieb er nach der Streitschrift gegen Strauß alsbald seine zweite unzeitgemäße Betrachtung „vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben". Auch ihr Nutzen wird nicht ganz übersehen, als einen dreifachen weiß ihn Nietzsche sogar zu würdigen: monumentalisch ist sie für den Lebenden, Tätigen, Strebenden, antiquarisch für den Bewahrenden und Verehrenden und kritisch für den Leidenden und der Befreiung Bedürftigen. Aber der Hauptaccent fällt doch auf den Nachteil. Dabei wird man zunächst geneigt sein, diese Abneigung Nietzsches gegen die Geschichte auf Schopenhauer zurückzuführen. Aber wie anders liegt doch hier alles! Schopenhauer war aus metaphysischen Gründen ein Gegner der Geschichte, sie erschien ihm wertlos, weil in allen Erscheinungen doch nur der All-Eine Wille sich zeige und die Ideen der Dinge ewig seien; ihm fehlte der Begriff der Entwickelung wie in der Natur so auch im Leben der Menschheit. Auch hielt er die Geschichte nicht für Wissenschaft, da sie es immer nur mit einzelnem zu tun habe, während die Wissenschaft auf das Allgemeine, auf Ideen und Gesetze ausgehe; auch sei sie nie ein Ganzes, sondern stets nur ein Fragment. Das alles klingt bei Nietzsche kaum an. War sie für Schopenhauer zu wenig Wissenschaft und hatte sie ihm zu wenig Vernunft, so ist sie für Nietzsche zu viel Wissenschaft und gelehrtes Wissen und kränkelt dem Leben allzusehr die Blässe des Gedankens an. Mit einem Wort von Goethe leitet er seine Ausführungen ein: „Übrigens ist mir

alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben", das wendet er an auf die Art, wie wir Geschichte treiben. Diese Art führt vom Leben und von der Tätigkeit ab, unter ihr verkümmert und entartet das Leben. Sie ist also dem Leben feindlich und gefährlich, und zwar, wie er es selbst zusammenfaßt, in fünffacher Hinsicht: durch das Übermaß der Geschichte wird ein Gegensatz von Form und Inhalt, von Innerlichkeit und Konvention erzeugt und dadurch die Persönlichkeit geschwächt; durch dieses Übermaß gerät eine Zeit in die Einbildung, daß sie die seltenste Tugend, die Gerechtigkeit, in höherem Grad besitze als jede andere Zeit; durch dieses Übermaß werden die Instinkte des Volkes gestört, und der einzelne nicht minder als das Ganze am Reifwerden verhindert; durch dieses Übermaß wird der jederzeit schädliche Glaube an das Alter der Menschheit, der Glaube Spätling und Epigone zu sein gepflanzt; und endlich gerät durch dieses Übermaß eine Zeit in die gefährliche Stimmung der Ironie über sich selbst und aus ihr in die noch gefährlichere des Cynismus, in dieser aber reift sie immer mehr einer klugen egoistischen Praxis entgegen, durch welche die Lebenskräfte gelähmt und zuletzt zerstört werden. Gilt dies von der Geschichte im allgemeinen, so hält es Nietzsche für besonders gefährlich, wenn man die Geschichte vom Standpunkt der Massen aus zu schreiben versucht. In Wahrheit verdienen diese Beachtung nur als verschwimmende Kopien der großen Männer, auf schlechtem Papier und mit abgenützten Platten hergestellt, als Widerstand gegen die Großen und als Werkzeuge der Großen; im übrigen hole sie der Teufel und die Statistik! Dieser Massengeschichtsschreibung stellt er das uns schon bekannte Gesetz gegenüber: das Ziel der Menschheit kann nicht am Ende liegen, sondern nur in ihren höchsten Exemplaren.

Das Motiv dieser Polemik Nietzsches gegen den Historismus ist klar: die Geschichte hindert das Produktive am Leben, die plastische Kraft des Lebens, das Geniale und Jugendliche, sie macht den Menschen krank, Historismus ist Krankheit, wirklich die Krankheit unserer Zeit. Daher erhebt er im Namen der Jugend Protest gegen die historische Erziehung der jungen Menschen und ruft das Unhistorische zu Hilfe, d. h. die Kunst und Kraft vergessen zu können, und das Überhistorische, d. h.

diejenigen Mächte, die den Blick vom Werden ablenken zu dem, was dem Dasein den Charakter des Ewigen giebt, zu Kunst und Religion.

So durch und durch romantisch endigt diese Streitschrift gegen den Historismus, der doch selbst eine Folge der Romantik im 19. Jahrhundert gewesen ist und noch ist. Wer daher dem Überschwang des Historischen entgegentritt, bekämpft die Romantik in einer ihrer schlimmsten Nachwirkungen: hier ist Schopenhauer und ist noch mehr Nietzsche antiromantisch. Und doch kommt es darauf an, wie sie es tun. Schopenhauer ist in diesem Punkt ein Epigone der unhistorischen Aufklärung, ihm ist der Historismus unwissenschaftlich; weil er aber doch selbst auch ein Sohn der Romantik ist, widerspricht er sich gerade hier und billigt der Geschichte doch wieder den großen Wert zu, das dem ganzen Menschengeschlecht gemeinsame Selbstbewußtsein und damit das Band zu sein, das sie erst zu einem Ganzen macht. Nietzsche ist konsequenter, aber nur deswegen, weil er auch in seinem Kampf gegen den romantischen Historismus durchaus Romantiker bleibt. Er bekämpft ihn im Namen des Lebens, das auf Instinkt ruht und in Kunst und Religion sein Höchstes hat. Deshalb ist ihm die Geschichte zugleich auch als Enthüllerin der Wahrheit unbequem, der Mythus steht ihm höher als die brutale Tatsache, der Wahn und die Illusion höher als das Seziermesser der Forschung. Und gegenüber der heute sich geltend machenden Kollektivauffassung der Geschichte sieht er ihren Zweck vielmehr in den großen Einzelnen, im Genie, das es zu erzeugen gilt. Kunst nicht neben, sondern an Stelle der Wissenschaft, Mythus an Stelle der Wahrheit, Instinkt an Stelle des Denkens, Kultus des genialen Einzelmenschen — das sind lauter romantische Gedanken. Daher gilt es nun Nietzsche als Romantiker oder, wie er selbst sagt, als dionysischen Denker und Künstler kennen zu lernen.

Nietzsche war als Philologe Gräcist, griechische Dichter und Philosophen waren die Schriftsteller, mit denen er sich vorzugsweise beschäftigte. Zum Griechentum stand er in einem ganz intimen, geradezu religiösen Verhältnis, ähnlich wie Hölderlin, der doch ganz anders als die übrigen Neuhumanisten zu anfang des 19. Jahrhunderts das Land der Griechen mit der Seele suchte. In dieser hellenischen Welt entdeckte

nun aber Nietzsche ein Problem: wie konnte bei dem heiteren Volke der Griechen die Tragödie entstehen, diese unerklärliche Kunst der Schmerzensfreude? Darauf suchte er in seiner ersten Schrift „Die Geburt der Tragödie" die Antwort zu geben, und schon der Titel bringt die Lösung: aus dem Geiste der Musik — der Musik in dem überschwänglichen Sinne Schopenhauers als einer metaphysischen, den Schleier der Maja lüftenden, der Welt sozusagen direkt ins Herz schauenden Kunst. Und auf Schopenhauers Welt als Wille und Vorstellung geht auch die Unterscheidung des Dionysischen und Apollinischen zurück: Dionysos der Rauschgott, bei dessen Festen offenbar wurde, daß Schmerzen Lust erwecken und der Jubel der Brust qualvolle Töne entreißt, und Apollo der Gott des plastischen Künstlers, dem im Traum die Augen geöffnet werden für die herrlichen Göttergestalten des Olymps; Dionysos die Verkörperung des Instinkts und Willens, der den Bann der Individuation sprengt und den Schleier der Maja zerreißt, den Apollo mit seiner Welt des Vorstellens und Schauens um uns gewoben hat. Der Dithyrambus ist der Ausdruck des Dionysischen, in der attischen Tragödie aber verknüpft er sich mit apollinischen Kunstmitteln, der tragische Mythus ist die Verbildlichung dionysischer Weisheit durch die Kunst Apolls. So gleicht in diesem ihrem frühsten Erzeugnis die griechische Welt der Transfiguration Raffaels: unten die Widerspiegelung des ewigen Urschmerzes, oben die Vision der Verklärung, ein leuchtendes Schweben in reinster Wonne und schmerzlosem, aus weiten Augen strahlendem Anschauen.

Daß diese statt mit klassischen Zitaten vielmehr mit Schopenhauerschen Gedanken zu Felde ziehende Schrift bei den Philologen Anstoß erregen mußte, versteht sich von selbst: Ulrich von Wilamowitz gab dem temperamentvollen Ausdruck, dagegen hat Erwin Rhode die Beweise für diese geniale Konzeption damals und später nachgebracht und mit Jakob Burckhardt das Haltbare an ihr herausgearbeitet. Nietzsche aber übertrug den Begriff des Dionysischen auch auf die Philosophie und fand in Empedokles den tragischen Philosophen, den er nun selbst auch zum Helden einer Tragödie machen wollte. Auch darin berührt er sich mit dem Lieblingsdichter seiner Anfänge, mit Hölderlin. Auch für diesen war eine Empedoklestragödie, die freilich

nicht ganz fertig wurde, nicht nur ein dichterisches, sondern auch ein philosophisches Erlebnis; von der naturfeindlichen Philosophie Fichtes, die wie eine Schuld auf ihm lag, suchte er sich loszumachen, der Sprung in den Ätna ist ein Zurückfliehen zu der Natur und das Einswerden mit ihr, der Unendlichen. Bei Nietzsche trägt Empedokles die Züge Schopenhauers, und nicht um ein Losmachen, sondern um ein volles Eintauchen in seine Philosophie handelt es sich. Als Philosoph des Mitleids will Empedokles das agrigentinische Volk erlösen, d. h. vernichten, und in den Mittelpunkt des Stücks sollte daher die Entstehung der Tragödie treten als Gegengift gegen das Mitleid, an dessen Übermaß die Agrigentiner zur Zeit der Pest leiden. So steht das Empedoklesfragment Nietzsches in engstem Zusammenhang mit der „Geburt der Tragödie".

Aber Nietzsche war kein Dramatiker, kein Dichter, und darum suchte er, der sich als Künstler fühlte und voll künstlerischen Instinkts war, Ersatz in der Musik und in der Freundschaft mit Richard Wagner, in dessen lockenden Tönen er den Ruf des dionysischen Vogels zu vernehmen glaubte und von dem er die Wiedergeburt der Tragödie aus Musik und Mythus heraus erhoffte. Zunächst war Nietzsche ihm gegenüber der Verehrende und der Empfangende, diesem großen Einzelnen wollte er sich zum Opfer bringen, seine Professur in Basel aufgeben und als Prophet des Meisters von Stadt zu Stadt ziehen und durch Vorträge den Widerstand der stumpfen Welt überwinden. Der Entwurf dazu — die „Bayreuther Horizontbetrachtungen" — zeigen ihn uns als Wagnerianer sans phrase. Das war er nicht mehr, als er im Herbst 1875 seine vierte Unzeitgemäße schrieb: „Richard Wagner in Bayreuth": Dieser Hymnus auf den Meister war bereits ein Abschiednehmen. Auch Schopenhauer hat er idealisiert, aber er hat an die Wirklichkeit dieses Ideals geglaubt; bei Wagner glaubt er weder an die Wirklichkeit des Ideals noch an die Idealität der Wirklichkeit mehr, er hat das Bild, das er von ihm entwarf, später selbst „ein ideales Monstrum" genannt. Inzwischen hatte sich nämlich eine Entfremdung zwischen ihm und Wagner herausgebildet, die Erstaufführung der Nibelungen in Bayreuth war für Nietzsche, der zugleich auch das Erlebnis einer unglücklichen

Liebe durchzukämpfen hatte, eine große Enttäuschung, und so kam es zum Bruch. Wagner bedeutet hinfort für ihn eine Gefahr für unsere Kultur, das wollte er schon 1878 öffentlich aussprechen, aber erst 1888 kurz vor dem Ausbruch des Wahnsinns ließ er in zwei bitterbösen Schriften auf den Hymnus das Pamphlet folgen, das um so greller und schriller tönte, als inzwischen der Parsifal erschienen war, in dem Wagner nach Nietzsches Ansicht als morschgewordener, verzweifelnder Dekadent hilflos und zerbrochen vor dem christlichen Kreuze niedergesunken war. So endigte diese Freundschaft, die Nietzsche selbst sein größtes Erlebnis genannt hatte, in schreiendster Dissonanz. Und auch Schopenhauer ist er damals und dadurch abtrünnig geworden.

Wagner und Schopenhauer waren Genies; aber „so begabte Wesen, wie ich sie mir als Genies vorstellte, haben nie existiert": in diesem Wort liegt die Geschichte seines Verhältnisses zu ihnen beiden. Und doch hat er an ihnen den Kultus des Genies gelernt, an dem er auch nach seinem Abfall von ihnen festgehalten hat oder zu dem er doch später wieder zurückgekehrt ist. Von ästhetischen Gesichtspunkten aus ist er zum Begriff des Genies gekommen, das Genie muß ein Künstler sein, wie Schopenhauer ein künstlerischer Philosoph und Wagner ein philosophischer Künstler war: in diesem Zusammen von Kunst und Philosophie gewinnt er zugleich die Möglichkeit, die ihm erst versagt schien, sich selbst als Genie ansehen und werten zu können, nun kann er, nachdem seine beiden Götterbilder zertrümmert oder doch als ideale Monstra erkannt sind, sich selbst an ihre Stelle setzen.

Statt vom Genie redet er aber später lieber vom Übermenschen. Das Wort hat er vom Wege aufgelesen, d. h. er hat es von Goethe. Welch' erbärmlich Grauen faßt Übermenschen dich! sagt der Erdgeist zu Faust. Inhaltlich aber hat Nietzsche gar Verschiedenes in diesen Begriff zusammengepackt. Im Gegensatz zu Schopenhauer, der an die Ewigkeit der Gattungsideen glaubte, hat sich Nietzsche zu Darwins Entwickelungslehre hingezogen gefühlt: ihr entnimmt er die Idee einer Weiterbildung vom Menschen an aufwärts. Auch der Mensch ist kein Ende, sondern eine Brücke und ein Weg zu neuen Morgenröten, ein Seil, geknüpft zwischen Tier und

Übermensch. Der Übermensch ist also eine Überart, die wir züchten können und sollen. Aber dann erleben wir den Übermenschen nicht selbst, und das ist für Nietzsches ungeduldigen Idealismus unerträglich. Daher ruft er den Begriff des Genies zu Hilfe: der Übermensch ist noch Mensch, der geniale Ausnahmemensch. Der Mensch ist ein Ende, heißt es jetzt, und nun gilt es diese Art Mensch als den höherwertigen, lebenswürdigeren, zukunftsgewisseren Typus zu züchten. So handelt es sich um eine Rassenverbesserung der bestehenden Menschenart, um einen neuen Adel nach Art jener märkischen Junker, bei denen die blonde Bestie gelegentlich wieder zum Vorschein kommt, die aber durch solche Kraftleistungen sich eben als die stärkeren und besseren erweisen. Aber auch diesen Rest des Naturalismus, den Gedanken des Züchtens und künstlichen Hervorbringens hat er schließlich fallen lassen, und damit den Begriff des Übermenschen noch einmal verschoben. Zuerst hatte es geheißen: niemals noch gab es einen Übermenschen! jetzt sagt er: dieser höherwertige Typus ist oft genug schon dagewesen; früher hatte er verlangt: darum sollt ihr ihn wollen und züchten! jetzt heißt es: dagewesen ist er als ein Glücksfall, als eine Ausnahme, niemals noch gewollt. Jetzt ist der Übermensch nicht mehr Art und Rasse, sondern ein großer Einzelner, ein Ausnahmemensch, mit einem Wort ein Genie. Diese Wandlungen zeigen sich auch in den Gegensätzen: dem Übermenschen als Überart steht der Mensch und die Menschenart überhaupt gegenüber; dem neuen Adel der Sklave, der Tschandala, die Mischmaschrasse; dem Ausnahmemenschen und Genie das Herdentier, oder wie es Schopenhauer nennt, die Fabrikware der Natur.

So widerspruchsvoll ist die Lehre vom Übermenschen; klar daran ist nur das ganz Persönliche, Nietzsches Sehnsucht über sich selbst hinaus. Dieses Persönliche kommt bei der dritten Fassung am besten auf seine Rechnung: Das Ideal, nach dem er sich sehnt, ist immer schon verwirklicht in den Glücks- und Ausnahmefällen des Genies; und ein Genie ist auch er; so liegt der Übermensch nicht bloß in der Zukunft, Zarathustra ist Prophet und Messias zugleich. Und deshalb auch die beiden sich entgegengesetzten Züge — die blonde Bestie, der Inhaber strotzender Gesundheit und Kraft: darnach sehnt

sich Nietzsche, weil ihm das fehlt; und der Leidenszug, vor allem das Gefühl des Leidens am Menschen: das hat er und daran hat er vor allem gelitten.

Und noch eines zeigt sich in dieser ganzen Lehre — der romantische Aristokratismus wie bei Schopenhauer so auch bei Nietzsche. Das geniale Ich dünkt sich hoch erhaben über den Dutzendmenschen, über Fabrikware und Herdentier. Das nimmt bei dem sonst ganz unpolitischen Nietzsche sogar eine polische Wendung: er ist antiliberal bis zur Bosheit, die soziale Frage ist ihm eine Dummheit oder eine Instinktentartung; die Kultur braucht Sklaven, deswegen soll man die Arbeiter nicht zu Herren erziehen. Napoleon I. ist sein Ideal, das despotische Rußland gefällt ihm besser als das konstitutionelle Deutschland, die fortschreitende Demokratisierung läßt er sich nur gefallen als eine unfreiwillige Veranstaltung zur Züchtung von Tyrannen. Diesem Aristokratismus und diesem romantischen Pochen auf das eigene geniale Ich darf man aber doch ein Wort des sich selbst bescheidenden Klassikers gegenüberstellen, das solchem Übermenschentum lange vor Nietzsche schon entgegengetreten ist:

Kaum bist du Herr vom ersten Kinderwillen,
So glaubst du dich schon Übermensch genug.
Versäumst die Pflicht des Mannes zu erfüllen!
Wie viel bist du von andern unterschieden?
Erkenne dich, leb' mit der Welt im Frieden.

Es ist natürlich Goethe, der so spricht.

Wenden wir uns nun zur Betrachtung von Nietzsches Verhältnis zur Wissenschaft, so entrollt sich uns das unerfreulichste und zerrissenste, das widerspruchsvollste und haltloseste Bild. Schopenhauer hat bei seiner Schilderung des Genies an Goethe, aber zugleich auch an sich selber gedacht, und er war Philosoph, als Thronerbe Kants hat er sich stets gefühlt, dessen Werk wollte er fortsetzen und ergänzen. Die Welt ist meine Vorstellung! so hat er den erkenntnistheoretischen Idealismus Kants formuliert. Mit Hülfe des Satzes vom zureichenden Grunde weben wir uns den Schleier der Maja, der diese Erscheinungswelt als eine wirkliche uns vorspiegelt. Aber hinter dieser Welt des Scheins muß doch etwas sein, ein wahrhaft Seiendes, das Ding an sich. Was das ist, finden wir, wenn wir in

das eigene Ich hinabsteigen, das wir nicht bloß von außen wie die anderen Dinge, sondern zugleich auch von innen sehen. Unser Leib ist Objekt und Vorstellung, gewiß; aber er ist zugleich auch objektivierter, zur Vorstellung gewordener Wille. Das Ich ist Wille, das ist die philosophische Wahrheit, die Schopenhauer entdeckt zu haben sich rühmt. Und nun der Sprung: Wie mein Leib Wille ist, so muß die ganze Körperwelt nach Analogie unseres Leibes als Wille beurteilt werden: die Welt ist Wille, Wille ist das Ding an sich. Er konnte sich dabei auf Kants Freiheitslehre berufen und zeigte sich in diesen kühnen Analogieschlüssen fast noch mehr als ein Nachfahre der romantischen Naturphilosophie Schellings. Der genetischen und historischen Auffassung der Natur aber setzte er sich schroff entgegen, indem er die Natur als ein Stufenreich faßt, in dem auf jeder Stufe ewige Ideen charakteristisch walten: von Goethes Metamorphose der Pflanzen und von seiner Entdeckung der Entstehung des Schädels aus Wirbelknochen wollte er nichts wissen; hätte er Darwins Lehre von der Entstehung der Arten noch erlebt, er hätte sie verwerfen müssen. Die Geschichte hat er ja deswegen gering geschätzt, weil sie ihm zu wenig Ideengehalt, keine allgemeingültigen und ewigen Gesetze hatte.

Wie er darin im Gegensatz zu Nietzsche steht, haben wir gesehen. Jetzt aber erhebt sich die allgemeinere Frage: wie stand Nietzsche zur Wissenschaft überhaupt? In der „Geburt der Tragödie“ war auch vom Tod der Tragödie die Rede. Diese starb an Selbstmord, Euripides war ihr Mörder; denn er war kein Dichter, sondern ein Denker. Als solcher vertrieb er das Dionysische als ein Inkommensurables aus der Tragödie. Darin aber fand er in Sokrates einen Bundesgenossen. Durch seinen Satz, daß Tugend Wissen sei, hat dieser allem Instinktiven, Künstlerischen den Krieg erklärt; und diesen Satz wandte Euripides auch auf die Ästhetik an und sagte: alles muß verständig und bewußt sein, um schön zu sein. So waren die beiden den trunkenen Dichtern gegenüber die Nüchternen; am schlimmsten aber doch Sokrates, ein ausgesprochener Nicht-Mystiker, in dem die logische Natur durch Superfötation ebenso excessiv entwickelt ist wie im Mystiker die instinktive Weisheit. Und geradezu verhaßt ist er ihm als Optimist: seine Dialektik

treibt Mythus und Musik aus der Tragödie, zerstört ihr Wesen und setzt, an die Stelle der Kunst als Universalmedizin gegen den Irrtum, als das größte Übel die Wissenschaft. In Sokrates haßte der Dionysiker den theoretischen Menschen, der Pessimist den optimistischen Dialektiker, der Aristokrat den Plebejer, als der er ihm erschien.

Jetzt verstehen wir auch seine Abneigung gegen D. Fr. Strauß, den großen Aufklärer des 19. Jahrhunderts. Umgekehrt war das der einzige Augenblick, in dem sich Nietzsche zu Kant ein Herz faßte. Kant wies auf die Schranken des menschlichen Erkennens hin und traf damit den Optimismus der Erkenntnis, den Jubel einer schrankenlosen Wissenschaft ins Herz: die Erkenntnis wurde dadurch selbst pessimistisch und tragisch. Wenn er freilich daneben und fast in einem Atemzug sagt, daß eben deswegen die Kunst an die Stelle des Erkennens treten müsse, so sieht man, wie wenig er Kant wirklich verstanden oder doch auf sich hat wirken lassen.

Aber nun kam auch hier der Bruch mit Wagner in die Quere, das war zugleich die völlige Umkippung seines Denkens. Sein schlechtes wissenschaftliches Gewissen mahnt ihn, ob er Sokrates nicht doch Unrecht gethan habe. Und alsbald stellt er ihn über den Stifter des Christentums und belobt die fröhliche Art seines Ernstes und seine Weisheit voller Schelmenstreiche als den besten Seelenzustand des Menschen. So leitet sich der Übergang von seiner ersten dionysischen zu der zweiten positivistischen Periode ein, in der er so ziemlich zu allem Ja sagt, was er früher verneint hatte, und umgekehrt. Sogar die Geschichte bekommt jetzt eine gute Note, unsere Kultur preist er, weil wir durch sie alle Kulturen genießen und uns mit dem edelsten Blut aller Zeiten nähren. Ganz besonders seltsam aber berührt die abschätzige Beurteilung des „Genies“, das er jetzt spöttisch nur noch mit Anführungszeichen zu schreiben pflegt. Tüchtiger Handwerkerernst ist mehr wert als natürliche Begabung, Fleiß mehr wert als „Genie“. Um Wagners willen trifft dieses Verwerfungsurteil namentlich das künstlerische Genie, geradezu als ein zurückbleibendes Wesen bezeichnet er den Künstler, weil Kunst Spiel und Spiel Sache der Kindheit sei. So muß die Kunst selbst für den Künstler büßen. Die Wissenschaft steht höher als die Kunst; da es

aber auch in ihr für den Positivisten keine ewigen Wahrheiten giebt, so predigt er Bescheidung und preist die Tugend der Besonnenheit. Höchstes Ziel der Kultur ist ihm jetzt nicht mehr die Erzeugung des Genies, sondern die Erkenntnis der Wahrheit; auch als Humanität hat er es einmal bezeichnet.

Das sind die Gedanken des Buches „Menschliches, Allzumenschliches“, das er Voltaire als „einem der größten Befreier des Geistes“ gewidmet hat: das ist die deutliche Absage an alles Mystische und Romantische und die volle Hinwendung zum Aufklärerischen und Verstandeshellen: vom Voltaire des 18. zum Strauß des 19. Jahrhunderts ist nur ein Schritt! Aber war es Nietzsche mit dieser Wendung Ernst? Ja und Nein. Es galt sich von Wagner frei zu machen, von der Überfülle des Dionysischen, von dem Rausch und dem chaotischen Wogen und Wallen seiner ersten Zeit. So diente ihm der Positivismus als eine Art geistiger Entfettungskur, ein Kaltwasserbad und Eisumschläge hat er selber darin gesehen. Aber dabei blieb er doch, was er war, dionysisch und romantisch durch und durch, und so war diese positivistische Philosophie nur Übergang und Vordergrundsphilosophie. Ihm fehlten aber auch wissenschaftlich die Voraussetzungen, die dem Positivismus zu Grunde liegen: dieser ist eine auf der modernen Naturwissenschaft sich aufbauende Weltanschauung, mit der Methode und den Resultaten der naturwissenschaftlichen Forschung muß der Positivist genau vertraut sein. Nietzsche wollte vor allem Psychologe sein, dabei lag ihm die Physiologie am nächsten, auch braucht er oft genug, fast wie eine Zauberformel, das Wort „physiologisch“; aber von der Physiologie selbst verstand er so gut wie nichts. Ebenso ruht seine Lehre vom Übermenschen auf dem Darwinismus, aber gerade der Mißbrauch, den er mit diesem treibt, daß er ihn als Prophet nicht als Forscher benützt und einen phantastischen Zukunftstraum darauf gebaut hat, zeigt, wie wenig er in den Geist naturwissenschaftlicher Arbeit eingedrungen war. Auch fehlte es ihm von Jugend auf an allem Verständnis für die Mathematik. Und ebenso hatte er auch keinerlei irgendwie gründlichere historische Kenntnisse. Das alles wußte er selber, er nennt sich einen schlechten Lerner und klagt, daß ihn seine Augen förmlich mit Gewalt von der Wissenschaft fern halten.

So fiel denn dieser schlecht fundierte Positivismus alsbald wieder wie Zunder von ihm ab, er war wirklich nur Maske und Hülle, Schauspielerei und Vordergrund. Mitten in dieser zweiten Periode bricht daher das alte Herz mit seinen heißen Trieben und übermäßigen Instinkten immer wieder hervor. Ein gemischtes Wesen nennt er sich, bald von Feuer durchglüht, bald vom Geist durchkältet. Als traurige Dunkelzeit erschien ihm diese seine Aufklärungsperiode, darum heißen die neuen Schriften „Morgenröte“ und „Fröhliche Wissenschaft“. Und in ihnen macht er sich nun frei auch von der Tyrannei des Wahren. Warum Wahrheit? fragt er, warum nicht lieber Unwahrheit? so taucht das Problem vom Werte der Wahrheit vor ihm auf. Wahrheit läßt er höchstens noch gelten als das für die Existenz des Menschen Zweckmäßige, Wert hat sie nur, soweit sie glücklich macht und die Schönheit in der Welt vermehrt. Die Kantische Erscheinungswelt wird ihm nun zu einer Welt des Scheins, gegen Schopenhauer wirft er den Gedanken an ein Ding an sich, die ganze Hinterwelt über Bord: so wird er Antimetaphysiker. Aber damit hört auch sein Interesse an dieser Scheinwelt auf, er zieht sich auf das Subjekt zurück, „wir Psychologen“ — so redet er hinfort mit kokettierender Vorliebe von sich und seinem Beruf. An die Stelle des Intellekts tritt ihm Wille, Trieb, Instinkt, an Stelle des Willens zur Wahrheit der Wille zur Macht, an Stelle des Erkennens das es so haben Wollen, an Stelle des Nachahmens das souveraine Erschaffen des Romantikers. Damit ist die Wahrheit entwertet, die Logik ist Aberglaube, die Falschheit eines Urteils kein Einwand gegen dasselbe. Die Unwahrheit ist eine Lebensbedingung; alles kommt nur darauf an, ob ein Urteil Wert hat für das Leben, lebenfördernd ist. Nichts ist wahr, alles ist erlaubt. Damit sind wir jenseits von wahr und falsch, es giebt höchstens Stufen der Scheinbarkeit.

Natürlich kommt damit die Kunst wieder oben auf, in ihr wird der Schein, die Lüge geheiligt; dagegen erscheint Sokrates als Dekadent wieder in übelstem Lichte, die Wissenschaft macht den Menschen klein, die Geschichte mit ihrer Objektivität und feigen Beschaulichkeit ist nichts als die Gerechtigkeitstartufferie der Impotenz. Deshalb darf auch der Philosoph kein Mann des historischen Wissens sein, sondern

ein Künstler und Schaffender, ein Befehlshaber und Gesetzgeber, sein Wille zur Wahrheit ist Wille zur Macht; der Philosoph wird zum Übermenschen. So ist die Wahrheit entwertet, die alten Tafeln sind zerbrochen, die Werte umgewertet, die „Götzendämmerung" bricht ein.

Alles das wird aber nicht in zusammenhängender Rede vorgetragen, sondern in jenen scharfgeschliffenen Aphorismen, in denen Nietzsche Meister ist. Nietzsche ist aber auch Dichter, nicht bloß da, wo er Verse macht, sondern auch da, wo er philosophiert, dionysischer Denker. Dafür war in der ersten Periode Empedokles sein Vorbild, jetzt ist es Zarathustra. Was dieser spricht, sind Gedankendichtungen voll Tiefe und Dunkelheit, geheimnisvoll und symbolisch; hier wird Nietzsche zum Symbolisten. Er hat eine Vorliebe fürs Maskentragen, darum redet er gern in Hüllen und Symbolen; durch das, was er redet, geht ein Ahnen und Lauschen, ein Hineinfühlen und Unempfinden, darin berührt er sich mit der modernen Kunstrichtung des Symbolismus. Daher ist er auch oft schwer zu verstehen, und daher sagen uns seine Verehrer, wenn wir den Proteusartigen fassen und auf Widersprüchen ertappen wollen, daß wir ihn nicht verstehen. Sei es drum! wir müssen es dennoch wagen und schließlich auch zum Zarathustra vordringen.

„Wir Psychologen" — so redet Nietzsche als Symbolist mit Recht, in der Seelenfischerei und Seelentaucherei liegt seine Stärke. „Wir Immoralisten" — sagt er noch öfter und betritt damit das Gebiet, das ihm als Kulturkritiker besonders am Herzen lag, das Gebiet der Moral. Auch dabei ist Nietzsche von Schopenhauer ausgegangen, und zugleich ist er als Philologe in der Geburt der Tragödie auf das Mitleidsproblem gestoßen: Mitleid ist für Schopenhauer die Tugend, weil in ihr der Mensch die Schranken der Individualität durchbricht und damit die Selbstsucht und das Böse überwindet. Die höhere Form des Guten aber ist die freiwillige Abkehr des Willens von seiner Individualisierung, das Nichtlebenwollen, die Willensverneinung oder die Askese. Daher hat Nietzsche Schopenhauer als den Heiligen gefeiert, als sein Erzieher ist dieser auch sein sittliches Ideal gewesen. Als sittliche Pflicht aber fordert er in dieser seiner Schopenhauerschen Periode von sich und anderen, daß man zum Vorteil solcher seltenen

und besonders wertvollen Exemplare lebe, also sich selbst hingebe und aufopfere für andere.

Diese Linie wird aufgegeben und unterbrochen in der zweiten positivistischen Periode, die unter dem Einfluß Paul Rées steht. Durch ihn lernt Nietzsche die englische Moralphilosophie kennen, die alles Metaphysische ablehnt. So vollzieht sich bei ihm die Abkehr von der auf Metaphysik sich aufbauenden Schopenhauerschen Moral; nur in der ironischen Behandlung alles Menschlichen zeigt sich noch seine Herkunft von diesem Pessimisten. Als Determinist, der mit der Willensfreiheit auch alle Verantwortlichkeit fallen läßt, hätte er eigentlich nicht übel Lust, alle Moral preiszugeben; aber noch ist er Moralist, nicht Immoralist, und so stellt er sich vielmehr im Anschluß an Rée das Problem, die Genealogie der Moral zu begreifen. Unsere Moral ist ein Produkt der Sitte, also eine Moral der Autorität und der Pietät, und ein Produkt des Nutzens, aber nicht des Privatnutzens des Einzelnen, sondern des Kollektivnutzens der Gesellschaft; denn diese ist der Herd aller Moral und moralischen Beurteilung. Der Einzelne aber kommt zur Unterwerfung unter die Gebote der Gesellschaft teils durch kluge Berechnung seines Privatvorteils, der sich dabei am besten stellt, teils durch gewisse altruistische Triebe, die Nietzsche ebenso wie die Engländer nicht ganz ausschließen will.

Das alles ist nicht originell, und ist wie diese ganze zweite Periode doch nur Übergang und Vordergrund. Zarathustra verkündigt eine ganz andere Moral. Als Philosoph ist er ein Befehlender und Schaffender, und was er schafft, ist eine Welt neuer Werte. Hier wenn irgendwo ist darum auch Nietzsche Philosoph und Systematiker, der ernsthaft genommen sein will. Beherrscht ist diese Phase seiner Moral vom Begriff des Übermenschen, und ihre Bedeutung liegt in dem hier von ihm aufgenommenen Kampf um den Einzelnen gegen das Herdentier. Dieser Kampf um den Einzelnen durchzieht das ganze 19. Jahrhundert und tritt im letzten Drittel desselben in Gegensatz zu dem scheinbar ganz antiindividualistischen Sozialismus. In Wirklichkeit handelt es sich freilich auch bei diesem um Individualisierung und Differenzierung, um die Befreiung der Einzelnen und um die

Gliederung der Massen. Aber das erkennen die Wenigsten und darum glauben sie durch den Sozialismus den Eigenwert und das Innenleben des Einzelnen aufs schwerste gefährdet und bedroht; wir haben in Bismarck einen großen Einzelnen an der Arbeit gesehen, und in Goethe ist uns ein solcher aus der Vergangenheit nur immer lebendiger geworden, und so ist bei uns ein Heroenenthusiasmus groß geworden, der sich freilich in der Wahl des zu verehrenden Heros oft recht gründlich vergreift.

Für all das bot nun Nietzsche die Theorie dar; darum ist er, der Unzeitgemäße, so beispiellos rasch zeitgemäß geworden: seine Apotheose des großen Einzelmenschen, sein Pathos der Distanz, sein Kampf gegen die Vielzuvielen brachte auf den Begriff, was im Zeitbewußtsein schon vorhanden war. Auch ihm ist der Feind der Sozialismus, dem er freilich völlig verständnislos und in seinem aristokratischen Bildungshochmut ohne alle Teilnahme gegenüber steht. Er ist ein theoretischer Anarchist, vom Staat hat er nichts gewollt und wenig gehalten. Katilina ist ihm die Präexistenzform jedes Cäsar, und Cäsaren will er; vor den modernen Katilinariern freilich, den Anarchisten der Tat graute ihm, für sie hat auch er nur das Wort „Kanaille".

In der Moral aber verläßt er nun die Bahnen der Engländer: nicht Nutzen und Berechnung, sondern Trieb, Instinkt, Wille, also das Dionysische am Menschen gilt auch hier. Die Guten sind die Willensmenschen, die Starken. Das Urteil „gut" rührt nicht von denen her, denen Güte erwiesen wird, sondern gut sind die Vornehmen und Mächtigen, die sich selbst als ersten Ranges empfinden. So schuf das Gefühl des eigenen Wertes, der souveräne Machtwille den Unterschied — nicht von gut und böse, sondern von gut und schlecht. Dieses Urteil bezieht sich nicht auf einzelne selbstlose Handlungen, sondern auf das ganze Sein und Sosein, auf das esse, nicht auf das operari, wie das auch Schopenhauer gelehrt hatte.

Es ist das eine echte Philologenkonzeption, etymologische Spielereien von zweifelhaftem Wert sind dafür die Stützen; auch ein Stück Schopenhauer und etwas von Darwins Kampf ums Dasein oder vielmehr um die Macht steckt darin. Warum

ist aber der Mächtige, der doch oft der Dumme und der Böse ist, der Wertvollere und der Bessere? Hier enthüllt sich der ästhetische Hintergrund der Nietzscheschen Moral. Diese Mächtigen sind ganze Rassen oder Geschlechter, wie die Griechen oder die homerischen Helden, oder zum herrschen geborene Ausnahmemenschen, wie Napoleon I., bei denen allen die blonde Bestie gelegentlich zum Durchbruch kommt; aber in ihrer Kraftfülle und Raubtierherrlichkeit sind sie doch immer die Schöneren, Gegenstand ästhetischen Wohlgefallens, und darum auch die Besseren, die Guten. Dabei darf auch der grausame Zug nicht fehlen, von Mitleid ist keine Rede mehr. Darin liegt ein Perverses, das man eben nur konstatieren, nicht kritisieren kann. Aber neben diesem brutal schönen Herrenbild steht noch ein anderes, tieferes und feineres: befehlen kann nur, wer gehorchen gelernt hat, Macht hat nur, wer seiner selbst mächtig ist, Härte darf nur üben, wer gegen sich selbst hart sein kann, Gewalt tun nur, wer sich selber Gewalt antut und Leiden schafft. So führt der Weg zur Macht durch Leiden, Grausamkeit ist nur eine besondere Art von Mitleid: was fällt, das soll man auch noch stoßen!

In allem dem zeigt sich das ganz Persönliche dieser Konzeption: Nietzsche war eine vornehme Natur, aber er hat z. B. in seiner Polemik etwas Grausames, die Menschen zu verletzen macht ihm geradezu Freude, und er ist sein Leben lang ein Schmerzenreich gewesen, daher der Gedanke, daß Leiden adelt. Mit Vorliebe schildert er die Starken und Gesunden, weil er selbst ein physisch Schwacher, ein armer Kranker gewesen ist; aus seiner tiefsten Seele ertönt jener entsetzliche Notschrei des höheren Menschen im Zarathustra. Was in diesem Schrei ans Licht will, heißt Übermensch und Wille zur Macht, heißt Glück und Leben, Leben und sich Ausleben, wie die Menschen der Renaissance sich ausgelebt haben und wie wir es nicht mehr können und dürfen.

So mußte Nietzsches Moral eine Herrenmoral sein. Weil aber diese Herren nur an sich gedacht haben, ist ihre Moral antialtruistisch und egoistisch. Die Selbstsucht preist Zarathustra selig und spricht sie heilig. Aber die Selbstsucht ist doch nur so viel wert, als der Wert dessen ist, der sie hat. Und wie viele solcher Adelsmenschen und Herrennaturen gibt

es denn? immer nur ganz wenige, und alle anderen sind um ihrerwillen da und haben die Pflicht, für sie sich zu opfern. Also Selbstsucht für die wenigsten, Opfer, Altruismus, Pflicht für alle andern! Aber auch die großen Einzelnen sind nicht nur für sich selber da. Im Reiche Zarathustras erginge es ihnen etwa wie den Philosophen in Platons Staat: sie müßten über und für die andern herrschen und dazu sich selbst überwinden und sich selbst zum Opfer bringen. So klingt Nietzsches Moral schließlich doch — altruistischer und sozialer aus, als es erst den Anschein hatte.

Aber lassen sich denn nun die Vielzuvielen die Herrschaft dieser Wenigen gefallen! eine Moral sich gefallen, in der nur diese Wert haben, sie gar nichts sind? Natürlich nein, das zeigt die Geschichte der Moral. Nicht die Vornehmen beherrschen mit ihren Werten die moralische Welt, gesiegt haben vielmehr im Sklavenaufstand der Moral die Minderwertigen und Gemeinen, historisch die Juden und die Christen über die Imperiumsmenschen Roms, der Plebejer Luther über die Renaissancemenschen des 15. und 16. Jahrhunderts. Das war die große Umwertung und Entwertung der vornehmen Werte vor 1900 und vor 400 Jahren. Auch diese Klitterung von dem Sklavenaufstand in der Moral ist übrigens nicht original, sie steht schon bei Platon im Gorgias, dort trägt sie (482 f.) Kallikles vor, es ist also die alte sophistische und durchaus unhistorische Lehre von der Entstehung der Moral.

Aber historisch oder nicht, darauf kommt es Nietzsche auch nicht an; was er lehren will, ist das Nebeneinander zweier Moralen: Moral ist heute in Europa Herdentiermoral, gut ist, was der Herde nützlich ist, das Mittelmäßige und das Gemeine, lauter Kleineleutemoral; und diesen kleinen Leuten gilt als böse, was in der andern Moral gut ist, das Vornehme, das Mächtige, das Herrschende, das was den einzelnen über die Herde hinaushebt und der Herde Furcht einflößt. Das Schlimmste aber ist, daß dadurch die Herrennaturen selbst angesteckt worden sind und nun mit schlechtem Gewissen tun, was diese Napoleonsmenschen früher unschuldbewußt und frohlockend als ihr gutes Recht getan haben. So macht die Kultur krank, weil sie gerade den höheren Menschen zum Sklaven macht: in diesem Gedanken zeigt sich der Rousseausche Zug in Nietzsches

Moral. Ihren Triumph aber feiert diese Sklavenmoral in der Askese. Für Dekadenten und Pessimisten ist diese freilich wertvoll, für sie haben die Priester dieses Heilmittel erfunden, das sie vom Leben und vom großen Menschenekel erlösen soll; nur schade, daß dieses Heilmittel die Kranken noch kränker macht, die Gesundheit erst recht schädigt, und darum ist sie schädlich, ist ein Naturwidriges und sich selbst Aufhebendes — Leben gegen Leben, also weg mit ihr und mit allen asketischen Idealen, weg mit dieser ganzen Kleineleutemoral und zurück zu den alten echten Werten der Vornehmen und genialen Ausnahmemenschen! So ist Nietzsches Moral nicht eine neue Wertung, sondern die Herstellung der alten richtigen Werte: der Sklavenaufstand hat die Umwertung dieser richtigen Werte vollzogen, Nietzsche will das wieder aufheben, diese richtigen Werte wieder zur Geltung bringen, seine neue Moral ist in Wahrheit — die alte Moral.

Es ist Nietzsches Verdienst, die Fahne des Individualismus, die im sozialistischen Zeitalter am Boden schleifte, wieder kräftig aufgehoben und uns die Pflicht der Selbstbehauptung zum Bewußtsein gebracht zu haben. Auch steckt in unserer Moral mit ihren asketischen Idealen viel veraltetes und unwahres; daher arbeitet auch seit lange schon die Wissenschaft der Moral an einer Umbildung der sittlichen Werte und ist Nietzsche dankbar für seinen kräftigen Vorstoß. Aber seinen Werten gegenüber darf man doch immer wieder fragen: wer gehört denn zu jenen wenigen Ausnahmemenschen? und vor Beantwortung dieser Gewissensfrage noch einmal an Goethe erinnern: Wie weit bist du von andern unterschieden? Wenn das sogar ein Goethe sagt, dann werden die Vielzuvielen immer die Mächtigeren und die Siegreichen sein; und daher ist keine Aussicht, daß wir unsere alte Moral daran geben und uns dafür eine solche gefallen lassen sollten, die uns zu Sklaven macht im Dienste derer, die unbescheiden genug sind, sich für Übermenschen zu halten.

Wir Psychologen! wir Immoralisten! Ebensogut könnte Nietzsche auch sagen: wir Atheisten! Auch Schopenhauer war Atheist oder wollte es doch sein; im Hintergrund lauert freilich bei ihm der Pantheismus des All-Einen Willens. Und zum Schluß nimmt seine Philosophie eine mystische oder

geradezu christliche Wendung: der Pessimist, der am Leben leidet, sucht Erlösung und findet sogar eine dreifache: das geniale Sichversenken in die Kunst, vor allem in die Musik, die Moral des gewöhnlichen Menschen, die im Mitleid den Egoismus überwindet, und die Askese, die zur Verneinung des Lebenswillens führt. Für dieses letzte und höchste Ziel hat er neben dem christlichen Begriff der Askese auch den indischen Begriff des Nirwana, der ja nicht das reine Nichts, sondern ein seliges Auf- und Untergehen in mystisch-ekstatischer Verzückung bedeutet.

Noch komplizierter ist das Verhältnis Nietzsches zur Religion. Bald genug hat er aufgehört ein Christ zu sein. Aber in seiner dionysischen Periode nimmt er sich des Religiösen an gegen Euripides und Sokrates, die den Mythus aus der Tragödie und Gott von der Bühne weggetrieben haben, und gegen D. Fr. Strauß, den er auch als Mythenzerstörer bekämpft. Aber auch da hält er das Religiöse und Christliche doch selber nur für ein mythisches, und an Mythen glaubt der Gebildete nicht, so hoch er sie auch ästhetisch zu schätzen vermag. So verhält sich Nietzsche zur Religion ästhetisch, nicht gläubig.

In seiner positivistischen Periode, nach dem Bruch mit Wagner schwindet auch diese ästhetische Anerkennung des Mythus, er verdenkt Wagner seinen Parsifal, weil er in diesem christlich posiert, und fürchtet, daß Wagners Wirkungen zuletzt dem Katholizismus zugute kommen. Sein Positivistenbuch widmet er dem Freigeist Voltaire, und in demselben stellt er die Wissenschaft hoch über die Religion, die wir in einem Zeitalter wissenschaftlicher Kultur nicht mehr brauchen. Ihr ist es nicht um Wahrheit zu tun, sondern sie hält für wahr, was sie als wertvoll wünscht oder als machtvoll fürchtet. Überdies ist nicht genug Liebe in der Welt, um davon an eingebildete Wesen wegschenken zu dürfen.

Unter dieses allgemeine Verdammungsurteil fällt auch das Christentum: es ist Romantik, damit ist für den Positivisten alles gesagt; das christliche Erlösungsbedürfnis scheint ihm eine Verirrung der Vernunft und der Phantasie zu sein. Den Stifter des Christentums hält er für den liebevollsten Menschen, aber — wenn er wirklich die Absicht hatte, die

Welt zu erlösen, hat er sie denn erlöst? Ebenso findet er für Luther noch manches gute Wort, aber sein Werk tritt zurück hinter die Renaissance. Wenn Luther verbrannt worden wäre, wäre die Morgenröte der Aufklärung vielleicht etwas früher und mit schönerem Glanz, als wir jetzt ahnen können, aufgegangen.

Das sind doch schon dieselben Gedanken wie in seinem „Antichrist", nur ohne Haß und Leidenschaft, in gedämpften Tönen vorgetragen. Wohl war die Zarathustraperiode wieder dionysisch, romantisch; wenn ihm trotzdem die christliche Romantik verhaßt bleibt, so trägt daran die Schuld sein Gegensatz gegen die asketische Moral des Christentums. Darum ist auch Zarathustra „gottlos" und verkündigt, daß der alte Gott, an den einst die ganze Welt geglaubt hat, nicht mehr lebe, sondern gründlich tot sei. So ist Nietzsche auch jetzt Atheist und rühmt sich in grellen Tönen dieser seiner „Gottlosigkeit".

Aber wichtiger als der Atheist ist ihm der Antichrist. Christentum und Buddhismus sind als Religionen der asketischen Ideale nihilistische, Dekadenten-Religionen. Doch ist der Buddhismus vornehmer und stellt richtiger als das Christentum die Frage: wie komme ich vom Leiden los? Und höher steht auch das Judentum oder vielmehr das alte Testament mit seinen großen Menschen, seiner heroischen Landschaft und seiner unvergleichlichen Naivität des starken Herzens. Aber freilich — was haben die jüdischen Priester daraus gemacht? einen stupiden Heilsmechanismus von Schuld und Strafe, von Frömmigkeit und Lohn; so haben sie ihre große Volksvergangenheit mit einem Hohn ohnegleichen gegen jede Überlieferung, gegen jede historische Realität ins Religiöse übersetzt und umgelogen. Und auf diesem falschen Boden wuchs dann das Christentum auf mit seiner Todfeindschaft gegen jede Realität, wie sie bisher nicht übertroffen worden ist.

Von dem Stifter weiß er auch jetzt nicht allzuviel zu sagen, für eine Psychologie des Erlösers muß er bei anderen, vor allem bei D. Fr. Strauß Anleihen machen. Er lobt Jesus in seinem Kampf gegen die jüdischen Priester als heiligen Anarchisten, vor allem aber begreift er ihn als den großen Symbolisten, der nur innere Realitäten gelten ließ, dagegen alles Natürliche, Zeitliche, Räumliche, Historische bloß als

Zeichen und Symbol und als Gelegenheit zu Gleichnissen verstand. Was er lehrte, war „eine einfache Praktik": aber das Christentum hat daraus in völligem Mißverstehen des ursprünglichen Symbolismus eine große Wundertäter- und Erlösergeschichte gemacht. Kleine Leute haben das Neue Testament geschrieben, das daher voll ist von kleiner Sektenwirtschaft und Rokoko der Seele, von lauter Verschnörkeltem, Winkligem und Wunderlichem. Und die ersten Christen sind lauter Anarchisten, die Dynamitarden und Totengräber des römischen Reichs gewesen. Durch sie wurde die ganze Arbeit der antiken Welt ein großes Umsonst, kam die Ghettowirtschaft der Seele oben auf. Und als sich in der Renaissance noch einmal eine große Gelegenheit zeigte, den vornehmen Werten der Herrenmenschen zum Sieg zu verhelfen, da kam der deutsche Plebejer Luther und stellte die Kirche wieder her. So existiert das Christentum noch heute als eine große Lüge weiter.

„Ich verurteile das Christentum!" mit diesem Haß- und Fluchwort schließt der Antichrist, und damit verurteilt sich der, der so spricht, selbst: in solchen grellen, schrillen Tönen zeigt sich ja nur der Größenwahn und das deutliche Anzeichen des gleich darauf ausbrechenden Wahnsinns. Was man aber so leidenschaftlich haßt, das muß eine große Macht, ein innerer Feind sein, gegen den man sich auf diese fanatische Weise — vergeblich — zur Wehre setzt und sträubt. Daher der auch von andern geteilte Verdacht, daß Nietzsche in dem Augenblick, wo er den Antichrist schrieb, bereits auf dem Weg zum großen Symbolisten gewesen sei, daß eine neue Umkippung — ins Christliche bevorgestanden habe. Der Antichrist war Maske und Vordergrund, hinter dem sich der gewaltigste Umschwung vorbereitete. Cesare Borgia als Papst! Doch dieses groteske Schauspiel blieb der Welt erspart, der Antichrist ist Nietzsches letztes Wort dem Christentum gegenüber geblieben.

Aber das Christentum ist nicht die Religion: man kann es bekämpfen und doch Religion haben. Neben Moses und Jesus und Buddha giebt es noch andere Religionsstifter, und wirklich erhebt sich in Nietzsches Geist seit 1881 ein neuer Held, Zarathustra, der Stifter einer Religion der Lebensförderung und Tatkraft, in der die Menschen den Göttern als Wettkämpfer zur Seite treten und das Kommen eines

neuen Reiches herbeiführen helfen. Nicht eine Religion der Lebensverneinung, sondern eine Religion der Lebensbejahung ist es, was Nietzsche will und braucht; daher wählt er den Stifter der persischen Religion zum Helden seines Zarathustrabuches. Doch hat der Nietzschesche Zarathustra mit dem historischen kaum etwas anderes als den Namen gemein; denn was er verkündigt, ist nicht die persische, sondern eine neue Religion.

Den Übermenschen verkündigt Zarathustra und die Moral des Über- oder des Herrenmenschen. Ist das alles? Scheinbar ja, vor allem deshalb, weil das Zarathustrabuch ein Fragment geblieben ist und die Hauptsache kaum angedeutet wird, und diese Hauptsache ist die Lehre von der ewigen Wiederkunft des Gleichen: „Dieses Leben, wie du es jetzt lebst und gelebt hast, wirst du noch einmal und noch unzählige Male leben müssen; und es wird nichts Neues daran sein, sondern jeder Schmerz und jede Lust und jeder Gedanke und Seufzer und alles unsäglich Kleine und Große deines Lebens muß dir wiederkommen, und alles in derselben Reihe und Folge." Nietzsche beruft sich für diese Lehre auf eine Art Inspiration, in Wirklichkeit hat er sie aus dem altgriechischen Mystizismus der Pythagoreer. Sogar zu beweisen hat er sie versucht und um ihretwillen Physik studieren wollen. Ihre Bedeutung aber lag für ihn darin, daß wir damit das Abbild der Ewigkeit auf unser Leben drücken: so wurde sie ihm zur Religion. Und zugleich entnahm er ihr den kategorischen Imperativ: Lebe so, daß du wünschen kannst und mußt wieder zu leben. Dasselbe ergiebt sich zugleich auch vom ästhetischen Standpunkt aus: nur ein ganz großes Kunstwerk will man immer wiedersehen, daher gilt es, sein Leben zu einem solchen Kunstwerk zu gestalten. So giebt diese Lehre dem Leben sein Schwergewicht, ohne sie lebt man nur ein flüchtiges Dasein.

Anfangs wird diese Lehre nur langsam sich Bahn brechen, allmählich aber muß sie siegen. Die nicht daran glauben, müssen „ihrer Natur nach" endlich aussterben; nur wer sein Dasein für ewig wiederholungsfähig hält, bleibt übrig; unter solchen aber ist ein Zustand möglich, an den noch kein Utopist gereicht hat. Mit dieser Utopie schließt Nietzsches eschatologischer Zukunftstraum.

Das alles ist aber nur Entwurf und Skizze; im Zarathustra ist diese Lehre nur geheimnisvoll angedeutet, die Verkündigung sollte im 5. Buche folgen, und dieses Buch ist nicht geschrieben worden. In ihm sollte auch Zarathustras Ende erzählt werden: davon, wie die Menschen seine Lehre aufnehmen, hängt es ab, ob er tragisch endigt oder siegreich. Wir haben verschiedene Entwürfe dazu: den Gedanken Nietzsches entsprechen wohl die am besten, in denen Zarathustra sein neues Reich mit neuen Gesetzestafeln, einem neuen Adel und neuen Arbeitssklaven gründet und vor Glück über die Zustimmung der Festversammlung zu dieser neuen Ordnung der Dinge und vor allem zu seiner neuen großen Lehre stirbt. Aber zur Gestaltung dieser dramatischen Schlußpartie fehlte es Nietzsche an dramatischer Kraft und an positivem Gedankengehalt, auch ist er zu individualistisch, so daß er das Zarathustrareich nicht einmal in der Phantasie aufbauen konnte.

Und auch ein Persönliches hinderte ihn daran. Für die Edleren ist diese Lehre erdrückend. Noch einmal und immer wieder leben wollen — nur die ganz Gedankenlosen können sich darüber sofort freuen, und daher läßt er in anderen Entwürfen gerade deshalb Zarathustra tragisch enden, weil zunächst nur „das Gesindel“ diese seine Lehre annimmt. Aber auch Nietzsche glaubte an diese Lehre; was man aber glaubt, muß man auch wollen, also auch dieses Leben immer wieder leben wollen. Dazu muß man das Leben lieb haben, Nietzsche aber litt am Leben und hatte es nicht lieb; und nun soll er es gerade so immer aufs neue durchleben, das war für ihn ein grauenhafter Gedanke. Allein er war eine heroische Natur, darum biß er die Zähne zusammen und zwang sich zum Glauben an dieses Unerträgliche. In diesem Leidenszug liegt die Tiefe und das Pathos der Zarathustradichtung. Damit er aber wollen kann, was er glauben muß, muß er das Leben so gestalten und umschaffen, daß es lebenswert wird, denn ohne Seligkeit keine Religion. Daher die Apotheose des Lebens und der Lebensbejahung, und daher die Lehre vom Übermenschen: nicht nur der kleine Mensch, auch der Übermensch kehrt ewig wieder — damit erst ist der Wiederkunftsgedanke für ihn erträglich geworden, scheinbar gerechtfertigt. Weil aber das fünfte Buch fehlt, steht nun der Übermensch im

Mittelpunkt des Zarathustrabuches und wird zur Hauptsache, was er doch von Haus aus nicht war und nicht sein sollte.

Das ist Nietzsches Religion, eine haltlose Phantasterei freilich und in ihrem ewigen Einerlei und in der Langeweile des sinnlos ewigen Wiederkehrens ein geradezu trostloser Gedanke. Daß sie Nietzsche auf die Dauer befriedigt hätte, ist nicht anzunehmen, sonst hätte er sie trotz aller Hindernisse und Hemmungen dennoch gestalten müssen; eben daher wird es uns auch begreiflich, daß an die Stelle dieser Wiederkunftslehre schließlich doch noch der Umschlag hinüber zum großen Symbolisten hätte treten können.

Zum Schluß ein Gesamtbild und eine Gesamtbeurteilung zu geben, gestattet die Zeit nicht; es wäre aber auch schwer bei diesem vielgestaltigen, wandlungsreichen Proteus, den selbst Odysseus nur mit Götterrat und Götterhilfe hätte festhalten können. Auch giebt es bei dem Modephilosophen noch kein abschließendes Urteil, noch sind wir mitten in der Arbeit des Ausscheidens und Assimilierens. So konnte sein Bild nur gezeigt werden, wie es sich Zug um Zug in seinen schillernden Farbentönen und in allen seinen Sprüngen und Widersprüchen, seinen Paradoxien und Krankheiten vor uns ausbreitet; darin liegt zugleich auch Urteil und Kritik.

Die Stadt Frankfurt am Main zur Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege 1792—1816.[1]

Von Stadtarchivar Dr. Rudolf Jung in Frankfurt a. M.

Die Stadt Frankfurt, die nach den neuesten Forschungen zweifellos zu den ältesten Städten Deutschlands, zu den Römerstädten gehört, hat in ihrer langen, mehr als 18 Jahrhunderte umfassenden Geschichte keine Zeit erlebt, die so überreich an politischen und militärischen Ereignissen in raschem Wechsel von Krieg und Frieden, so überreich aber auch an Wandlungen im Innern gewesen wäre, als gerade das Vierteljahrhundert vom Ausbruche der französischen Revolution bis zum Sturze Napoleons. Die im Sturme der Zeit mühsam und mit harten Opfern immer wieder bewahrte Unabhängigkeit geht verloren; aus der alten Reichsstadt wird die Residenzstadt eines Rheinbundsfürsten, der vorerst die alte reichsstädtische Verfassung und Selbstverwaltung schonend bestehen läßt, bald aber auch diesen kümmerlichen Rest früherer Selbständigkeit beseitigt und die Verwaltung der Landeshauptstadt demselben Muster unterwirft, das für die Verwaltung auch der kleinsten Gemeinden seines Staates dient; die Befreiung Deutschlands bringt auch der Stadt Frankfurt die Freiheit wieder, sie gibt ihr eine weit selbständigere Stellung im deutschen Bunde, als die Reichsstadt jemals im alten Reiche gehabt hatte; sie wird ein Mitglied und zugleich die Hauptstadt dieses Bundes. Aus der sich von

---

[1]) Die einzelnen wichtigeren Literaturangaben mögen solchen, die dadurch zu näherem Eindringen veranlaßt werden, ein Wegweiser sein; aber gerade der interessanteste Teil aus der vielbewegten Geschichte Frankfurts um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, die innere Wandlung der Stadt und ihrer Bewohner, harrt noch näherer Erforschung und Aufklärung.

der Außenwelt abschließenden Reichsstadt wird eine moderne deutsche Großstadt im Mittelpunkte des deutschen Verkehrs.

Unter den 51 Reichsstädten, welche das heilige römische Reich deutscher Nation im 18. Jahrhundert zählte, steht Frankfurt nach der Zahl seiner Bewohner an zweiter Stelle, nach dem Ansehen, dessen es sich im Reiche erfreute, an der ersten.[2]) Seit 1356 war es die gesetzliche Wahlstadt des Reiches, nachdem schon von 1152 an die meisten Königswahlen hier stattgefunden hatten; seit 1562 war es auch die faktische Krönungsstadt. Bei jedem Regierungswechsel trat die Stadt in den Vordergrund des politischen Interesses, der hohle Pomp der Krönungsfeierlichkeiten, die Zusammenkunft der in- und ausländischen Fürsten und ihrer Vertreter gaben ihr das Ansehen der zeitweiligen Hauptstadt Deutschlands. Weit wichtiger für Frankfurt war seine Bedeutung als Handels- und Meßplatz. Mit vollem Verständnis pflegte die Stadtverwaltung die Entwickelung des Großhandels durch Gewährung jeder Freiheit in der Bewegung und durch eine vorsichtige Besteuerung. Die jährlich zweimal stattfindenden Messen wurden aus ganz Deutschland und den benachbarten Staaten zahlreich besucht, nicht nur von Kaufleuten, sondern auch von einer großen Menge schau- und vergnügungslustiger Fremden. Die Stadt mochte gegen 1790 etwa 40 000 Einwohner zählen; sie wohnten fast alle in dem Raume, der von den Festungswerken in Frankfurt und Sachsenhausen eingeschlossen wurde; die rechts-

[2]) Über die Verfassung und Verwaltung der Reichsstadt Frankfurt in ihren letzten Zeiten ist Johann Anton Moritz' Versuch einer Einleitung in die Staatsverfassung der Reichsstadt Frankfurt (zwei Teile, Frankfurt 1785, 1786) ein trefflicher, gewissenhafter Führer, in welchem auch die ältere Litteratur vollzählig angegeben ist. Die ähnlichen Werke von Faber und Gaudelius beruhen auf Moritz, ersteres ist geradezu Plagiat aus Moritz und anderen zeitgenössischen Werken. Eine Gesamtschilderung der Stadt gibt Philipp Jakob Gercken in seiner historisch-statistischen Beschreibung der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. (Worms 1788). Auf Goethes „Dichtung und Wahrheit" und die sich daran anschließende Goethelitteratur braucht nicht besonders verwiesen zu werden; v. Loepers Kommentar bedürfte jetzt einer gründlichen Durch- und Umarbeitung. Von anderen Darstellungen der reichsstädtischen Verhältnisse des ausgehenden 18. Jahrhunderts sind Kriegks Brüder Senckenberg (Frankfurt 1869) und Darmstaedter, Das Großherzogtum Frankfurt (Frankfurt 1901) zu nennen; bei beiden erscheint die Reichsstadt mehr als Hintergrund.

mainische Altstadt zeigte in ihren krummen Gassen und Gäßchen noch ganz die mittelalterliche Anlage, die Neustadt zwischen den heutigen „Graben"- und „Wall"-Straßen war weiter angelegt und vielfach von Höfen und Gärten durchsetzt.[3]) Von der Einwohnerschaft der Stadt und ihres Gebietes — zu diesem gehörten die Dörfer Niederrad, Oberrad, Bornheim, Bonames, Dortelweil, Nieder-Erlenbach, Hausen, die Hälfte von Niederursel, Sulzbach und Soden; die beiden letzteren Dörfer besaß die Stadt mit Kurmainz, Niederrad mit dem Deutschorden gemeinsam[4]) — waren nur die Bürger im Besitze von politischen Rechten, aber nur das lutherische Bekenntnis verlieh die Fähigkeit, dem Rate anzugehören oder ein städtisches Amt zu bekleiden; es war schwer für einen Auswärtigen, in diesen Kreis einzudringen, denn außer den Bürgerskindern wurden gewöhnlich nur „ehrbare und habhafte" Ausländer gegen ein hohes Eintrittsgeld und die Verpflichtung, Bürgerswitwen oder Bürgerstöchter zu heiraten, aufgenommen. Die Beisassen, die Untertanen auf dem Lande und die von der christlichen Einwohnerschaft auch in ihrem Wohnort scharf geschiedenen und in Handel und Wandel sehr eingeschränkten Juden[5]) waren von jedem Anteil an der Stadtverwaltung ausgeschlossen, während die katholische Geistlichkeit und die Kommenden des Deutschen und des Johanniter-Ordens dem Rate der Stadt selbständig gegenüberstanden.

An der alten aristokratischen Verfassung der Stadt hatte die revolutionäre Bewegung unter Vincenz Fettmilch im Anfange des 17. Jahrhunderts[6]) nichts geändert: die Geschlechter und die zu ihnen haltenden Familien der Juristen und Großkaufleute herrschten bis ins 18. Jahrhundert ohne Kontrolle von seiten der Bürgerschaft. Das Patriziat und sein Anhang hatten die beiden ersten Bänke (Schöffen und Jungherrn) des

---

[3]) Über die Einwohner Frankfurts und ihre Lebensbedingungen vgl. Behrends, Der Einwohner in Frankfurt a. M. in Absicht auf seine Fruchtbarkeit, Mortalität und Gesundheit &c. (Frankfurt 1771).

[4]) Schulin, Die Frankfurter Landgemeinden, herausgegeben von Jung (Frankfurt 1895).

[5]) Bender, Der frühere und jetzige Zustand der Israeliten zu Frankfurt a. M. (Frankfurt 1833).

[6]) Kriegk, Geschichte von Frankfurt a. M. (Frankfurt 1871) S. 237—417.

allmächtigen, sich selbst ergänzenden Rates inne; die dritte Bank war den Vertretern der Handwerker vorbehalten, aber nur solchen, welchen die Geschlechter auf den beiden ersten Bänken keine unbequeme Opposition zutrauten; diese gefügigen Handwerker des Rates haben im politischen Leben der Stadt niemals eine Rolle gespielt. An der Spitze des Rates stand als Vertreter der Majestät des Kaisers der Stadtschultheiß als erster unter Gleichen; die Leitung der Geschäfte lag den beiden alljährlich wechselnden Bürgermeistern ob, von denen der ältere aus den Schöffen, der jüngere aus den Jungherren gewählt wurde. Von dem größten Einfluß waren die Syndiker, meist von auswärts berufene Juristen zur Beratung des Rates in allen Angelegenheiten, nicht nur in juristischen. Für die wichtigeren Geschäftszweige gab es besondere Ämter unter Ratsdeputierten. Die über die Alleinherrschaft der Geschlechter erbitterte Bürgerschaft wandte sich im Anfange des 18. Jahrhunderts mit Beschwerden an den kaiserlichen Hof. Mehrere von diesem niedergesetzte Kommissionen untersuchten eingehend die bisherige Verfassung und Verwaltung der Stadt und brachten ihr eine völlige Neuordnung der inneren Verhältnisse, welche auf der Teilnahme der Bürgerschaft an der Verwaltung der öffentlichen Gelder beruhte. 1716 trat das Kolleg der Neuner als Rechnungsprüfungsamt, das schon kurze Zeit in der Fettmilch-Bewegung bestanden hatte, wieder ins Leben; 1732 wurde das wichtigere Kolleg der Einundfünfziger zur Mitwirkung bei der Bewilligung der Ausgaben, zur Kontrolle der laufenden Finanzverwaltung und zur Aufsicht bei den Ratswahlen eingesetzt. Dem Rate blieb sein Recht der Selbstergänzung, seine Machtfülle war beschränkt, seine Unverantwortlichkeit beseitigt. Die Einundfünfziger, die wie die Neuner das erstemal von der Bürgerschaft gewählt worden waren, erhielten das Recht der Selbstergänzung: sie haben sich aus gewissen Familiengruppen und Interessentenkreisen, hauptsächlich aus dem wohlhabenden, mittleren Handelsstande ihre Ersatzleute geholt, während der Rat seine Mitglieder nach wie vor aus den Patriziergesellschaften Alt-Limpurg (welche das Recht auf 14 Ratsitze hatte) und Frauenstein (mit dem Recht auf 6 Ratsitze), sowie aus den Kreisen der Juristen und des Großhandels wählte; Reformierten und Katholiken blieb der Rat wie früher verschlossen. Der Inhalt der

Frankfurter kommunalen Politik des 18. Jahrhunderts ist der beständige Kampf des Rates mit dem Bürgerkolleg, welches fortwährend dank einer dehnbaren Instruktion über seine eigentliche Befugnis, die Aufsicht über die Verwendung städtischer Mittel, hinausgreifen will; in diesem Kampfe finden wir die Herren des Rates meist auf der Seite des Fortschrittes und der Aufklärung, die Bürgerlichen dagegen häufig in einer von kleinen, spießbürgerlichen Gesichtspunkten eingegebenen Opposition.

In der sozialen Schichtung der Einwohnerschaft nahmen die Geschlechterfamilien der Gesellschaft Alt-Limpurg immer noch den ersten Rang ein. Der zweite gebührt einer Anzahl von Juristen- und Großkaufmannsfamilien, deren Mitglieder durch ihre Tätigkeit in der Stadtverwaltung neben den nicht sehr talentreichen Limpurgern oder durch ihren im Handel erworbenen Reichtum emporgekommen waren; ein Teil dieser Familien zählte zur Gesellschaft Frauenstein; sie bewarben sich mit Vorliebe um Adelsbriefe.[7]) Nach dieser Aristokratie des Titels und des Geldbeutels kommen als dritter Rang die mittleren Kaufleute, die reich gewordenen Handwerker, die akademisch Gebildeten; aus diesen Kreisen ergänzte sich das Bürgerkolleg. Besondere kleinere, aber scharf abgeschlossene Gruppen bildeten die reformierten Großkaufleute, die Nachkommen der Ende des 16. Jahrhunderts eingewanderten Niederländer und Franzosen, und die italienischen Handelsleute katholischen Bekenntnisses. In der untersten Klasse waren die kleinen Geschäftsleute und Gewerbetreibenden vereinigt, sie waren mit der Gewerbepolitik des Rates, die sie gegen die Konkurrenz von außen und innen schützte, wohl zufrieden und verzichteten auf politischen Ehrgeiz. Diese Klassen lebten nicht in kastenartiger Abgeschlossenheit neben einander; der Aufstieg von der einen zur anderen war der akademischen Bildung, dem Gelde und dem wohlklingenden Titel recht gut möglich.[8]) Wie verschieden

---

[7]) Dietz, Frankfurter Bürgerbuch (Frankfurt 1896) S. 178—185.

[8]) Z. B. Friedrich Georg Goethe wandert 1686 als Schneider ein; durch die Heirat mit der Gastwirtswitwe Cornelia Schelhorn wird er ein wohlhabender Gasthofbesitzer; sein Sohn Hermann Jakob kehrt als Zinngießer zum Handwerker zurück, der jüngere dagegen, Johann Kaspar, erwirbt sich den Titel eines kaiserlichen Rates und stellt sich so dem Schultheißen, den ältesten Schöffen und dem ersten Syndicus im Range gleich.

auch diese Klassen unter sich und wie bunt sie auch in sich zusammengesetzt waren, sie alle verband und erfüllte ein stark ausgeprägter Bürgerstolz.

Mit der Verwaltung der Stadt durch die herrschenden Kreise war die Bürgerschaft im allgemeinen recht zufrieden. Das Budget der Stadt, die ja Staat und Gemeinde war, belief sich in normalen Jahren auf etwa eine halbe Million Gulden; die staatlichen Leistungen erforderten etwa 25 Prozent der Ausgaben, für die kommunalen Zwecke blieben 75 Prozent übrig. Die Hauptausgaben bestanden in den Kosten für das städtische Beamtenheer, das Bauwesen und die Verzinsung der städtischen Schuld; die Haupteinnahmen in den direkten und indirekten Steuern, den Torzöllen und in zahllosen von allen Ämtern erhobenen Gebühren. An der Schatzung, d. h. der Steuer von 1/8 Prozent des erklärten Vermögens hat man seit dem Ende des 16. Jahrhunderts festgehalten: Da die Deklarationspflicht bei einem Vermögen von 15 000 Gulden bereits aufhörte und für dieses wie für die höheren Vermögen die höchste Steuer nur 50 Gulden betrug, so hatten gerade die wohlhabenden Bürger an der Beibehaltung dieses Steuersystems ein begreifliches Interesse. Wenn auch die Verwaltung mit einem kostspieligen und schwerfälligen Apparat arbeitete, wenn es auch an Vetternwirtschaft und Korruption *) nicht gefehlt hat, so war sie doch nicht schlechter und nicht besser, als in den anderen gleichgroßen Reichsstädten.

Alle Kreise der Bevölkerung waren erfüllt von Lebens- und Genußfreude, der rege Handels- und Meßverkehr hielt die Bürgerschaft in fortwährender Berührung mit der Außenwelt. Die Bildung der höheren Kreise war wesentlich französisch; die Bildung der mittleren und niederen Bürgerschaft war dank den jämmerlichen Privatschulen eine recht bescheidene. Nur das Gymnasium war eine städtische Schule; das übrige Unterrichtswesen wurde dem Betriebe von privaten Schulmeistern oder von nichtlutherischen Religionsgemeinden über-

*) Kriegk, Die Brüder Senckenberg, liefert hierfür zahlreiche Beispiele. Selbstverständlich darf J. E. Senckenberg, der Senator, nicht als das Beispiel eines Frankfurter Ratsherrn im 18. Jahrhundert aufgestellt werden; er war ein Übermensch an Korruption jeder Art!

lassen.[10]) Das Luthertum war das herrschende Bekenntnis, die Staatskirche, für deren Bedarf die Stadtkasse aufzukommen hatte; die anderen Religionsgemeinden hatten ihre Kosten selbst aufzubringen. Groß war der Einfluß der lutherischen Geistlichkeit im öffentlichen wie im privaten Leben; durch das zum Teil mit Geistlichen besetzte Konsistorium wachte es über die öffentlichen und die privaten Schulen und über die öffentliche Sittlichkeit. Aber auch in anderen Angelegenheiten sprach die Geistlichkeit ein gewichtiges Wort mit: mit aller Energie hat sie der Errichtung eines städtischen Schauspielhauses in Gemeinschaft mit den bürgerlichen Kollegien, aber vergeblich, entgegengewirkt; gerade in dieser Angelegenheit war der Rat auf der Seite des Fortschrittes und hat die Erbauung des Hauses durch Anrufung der kaiserlichen Autorität durchgesetzt.[11]) Wenn die Behörden die Pflege von Kunst und Wissenschaft nur wenig übten (z. B. bei der Ausschmückung des Römers für die Zeiten von Wahlen und Krönungen 1730 ff.,[12]) durch Unterhaltung der Stadtbibliothek,[13]) so fanden beide um so freudigere Aufnahme in den Kreisen der wohlhabenden Bürgerschaft; dafür sprechen die zahlreichen privaten Bibliotheken und die Sammlungen von Gegenständen aus der Natur und der Kunst; auch der ausgedehnte, wenn schon im Niedergange befindliche Buchhandel, und eine Reihe hier verlegter Bücher und Zeitschriften weisen auf ein reges geistiges Leben hin. Der Kunstsinn der Bürgerschaft zeigt sich vielfach in der künstlerischen Ausstattung der Wohnhäuser im Äußeren und Inneren, die vorerst noch schlicht und einfach gebaut wurden, bis mit dem 1786 errichteten Schweitzerschen Hause auf der Zeil, dem

[10]) Eiselen, Geschichte des deutschen Schulwesens in Frankfurt a. M. bis zur Gründung der Musterschule zc. (= Festschrift der Musterschule 1880). Über das höhere Schulwesen gibt es eine Reihe von Monographien, aber noch keine Gesamtdarstellung. Über die Zustände im Gymnasium gegen Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Grotefend, Der Prorektor, im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge. Bd. IV, S. 1—63.

[11]) v. Oven, Das erste städtische Theater zu Frankfurt a. M. 1791—1872 (vgl. Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde zu Frankfurt a. M. für 1872).

[12]) Wolff und Jung, Die Baudenkmäler in Frankfurt a. M. Bd. II (Frankfurt 1898), S. 159 ff.

[13]) Die Stadtbibliothek in Frankfurt a. M., herausgegeben von Ebrard (Frankfurt 1896).

späteren Russischen Hof, eine reichere Bauart aufkam. Die öffentlichen Bauten der Stadt (Hauptwache 1730, Römerfassade nach dem Paulsplatz 1731, Schauspielhaus 1782) sind bescheiden im Vergleiche zu den Fürstenpalästen des Hoch- und Deutschmeisters (1709), des Fürsten von Thurn und Taxis (1734) und des Landgrafen von Hessen (1757). Von jeher erfreute sich das Theater in der Meß- und Handelsstadt einer besonderen Pflege; die Errichtung eines ständigen Schauspielhauses von seiten der Stadt (1782), die Bildung einer Aktiengesellschaft von seiten wohlhabender Theaterfreunde zur Unterhaltung einer stehenden Bühne (1791) hat das Frankfurter Theater mächtig gefördert; daß in den 80er Jahren Schillers vier Jugenddramen hier zu den beliebtesten, am meisten aufgeführten Stücken gehören, wird ihm allezeit zur Ehre gereichen.[14])

Es hat im Frankfurt des 18. Jahrhunderts ein reges geistiges Leben geherrscht; es hat an geistiger Anregung für Fremde und Einheimische niemals gefehlt; das lehren alle Schilderungen von Zeitgenossen. So wenig die Darstellungen, die sich lediglich auf Goethes sonnige Erzählung gründen, ein getreues Bild der Reichsstadt geben können, so falsch sind die Darstellungen neuerer Goethe-Biographen, die Goethe trotz Frankfurt groß werden lassen, die das öffentliche und geistige Leben seiner Vaterstadt als in jeder Beziehung hinter der Zeit zurückgeblieben darzustellen belieben.

Der inneren Erschütterung durch den Verfassungskampf folgte die äußere im siebenjährigen Krieg, in welchem die Reichsstadt bei aller Sympathie für den heldenmütigen Kampf des Preußenkönigs offiziell auf die Seite des Kaisers und der ehrlich gehaßten Franzosen treten mußte. Die mehrjährige Besetzung durch die Franzosen brachte der Stadt auch manche Verbesserungen; der Königsleutnant Graf Thoranc veranlaßte

[14]) Über das Theater vor der Eröffnung des städtischen Komödienhauses außer von Oven (Anm. 11): Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. (Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, Neue Folge, Bd. IX, Frankfurt 1882). — Über das Theater nach 1782 außer v. Oven: Mentzel, Schillers Jugenddramen zum ersten Male auf der Frankfurter Bühne (im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. III, Frankfurt 1891, S. 238—300 und Bd. IV Frankfurt 1893, S. 64—160); ferner Bing, Rückblicke auf die Geschichte des Frankfurter Stadttheaters, Bd. I, 1792—1842, Frankfurt 1892.

die Ratsherren unter freundlichen Formen, aber mit fester Energie zu einer Reihe von gemeinnützigen Einrichtungen: zur regelmäßigen Beleuchtung und Reinigung der Straßen, zur Bezeichnung der Häuser nach Quartieren und Nummern, zur schärferen Aufsicht über Spieler und lichtscheues Gesindel jeder Art.[15]) Ruhig und friedlich verliefen dann für die Stadt die drei Jahrzehnte bis zum Ausbruche der französischen Revolution. Handel und Gewerbe blühten auf, die Messen bewährten wieder ihre alte Anziehungskraft. Als die Bewegung in Frankreich ausbrach, ist sie gewiß von den regierenden Kreisen wie von der Handelswelt mit ängstlicher Spannung beobachtet worden, gewiß hat auch die Bürgerschaft den Kampf des dritten Standes um die Gleichberechtigung sympathisch verfolgt — von irgend welcher Erregung in den Kreisen der Einwohnerschaft ist aber nichts an die Öffentlichkeit getreten. Mit gewohntem Pompe und in aller Ruhe feierte man die Kaiserkrönungen 1790 und 1792; es war das letzte Mal, daß die Reichsstadt als Festort des heiligen römischen Reichs deutscher Nation vor ganz Deutschland glänzte.

Mit ängstlicher Vorsicht war der Rat der Stadt bestrebt, einerseits den Machthabern in Paris keinen Vorwand zur Klage zu geben und andererseits seinen Pflichten gegen das Deutsche Reich getreulich nachzukommen; sein Verhalten war nach beiden Richtungen hin ein korrektes. Man hinderte die Verbreitung revolutionärer Ideen in Schrift und Wort im Einverständnis mit den Nachbarstaaten; wenn auch auf dem Wege des Handels revolutionäre Schriften in Frankfurt eindrangen, so zeigte sich doch die Bürgerschaft ihnen ebenso unzugänglich wie den Werbungen jakobinischer Emissäre. Wie man diese fernzuhalten suchte, so verbot man aber auch den französischen Emigranten ihre Werbungen, ihre Ankäufe an Kriegsmaterial und ihre Geldanleihen.[16])

---

[15]) Schubart, François de Théas Comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant (München 1896). — Eine besondere Veröffentlichung Grotefends über Thoranc in seinem Verhältnis zur Frankf. Stadtverwaltung steht bevor.

[16]) Kurzer Bericht von Jung über einen von ihm gehaltenen Vortrag betr. die Beziehungen Frankfurts zu Frankreich in den ersten Jahren der Revolution 1789—1792 im Korrespondenzblatt der Westdeutschen Zeitschrift 1899 Nr. 123. — Eine ausführliche Arbeit darüber und über die Zeit bis 1795 ist demnächst von Prof. Kracauer zu erwarten.

Am Kriege von 1792 nahm Frankfurt nicht teil; die Reichsstadt lebte wie das Deutsche Reich im Frieden mit Frankreich. Um so erstaunter war man, daß der französische General Custine, der nach dem Rückzuge der verbündeten Preußen und Österreicher aus der Champagne einen kühnen Vorstoß das Rheintal hinab unternommen hatte, am 22. Oktober seine Truppen in Frankfurt einrücken und wegen angeblicher Begünstigung der Emigranten der Stadt eine Brandschatzung von zwei Millionen Gulden auferlegen ließ. Alle Verhandlungen um Erlaß oder Ermäßigung dieser Summe waren vergeblich; dank dem Patriotismus der Bürgerschaft in allen ihren Teilen gelang es dem Rat, wenigstens die Hälfte dieser Kontribution zusammenzubringen; den Erlaß der anderen Hälfte zu erwirken entsandte man eine Deputation nach Paris. Am 2. Dezember erstürmten die verbündeten Hessen und Preußen nach verlustreichem Kampfe, an den heute noch das Hessendenkmal erinnert, die Stadt und zwangen die Franzosen zur Übergabe. Das kluge Verhalten des Rates, das einmütige Zusammenstehen der Bürgerschaft gegenüber dem Feinde, der die Armen gegen die Reichen aufzustacheln versuchte, haben damals in ganz Deutschland ungeteilte Bewunderung gefunden; nur die Mainzer Klubbisten konnten sich in Verleumdungen gegen das aristokratische Frankfurt nicht genug tun, wo man die wehrlosen Verwundeten abgeschlachtet hätte; auf diese Verleumdungen ist der Haß gegen Frankfurt zurückzuführen, der die öffentliche Meinung in Frankreich lange beherrschte und der Stadt bei ihren späteren Verhandlungen mit der Republik viel geschadet hat.[17])

In den Jahren 1793—1795 war Frankfurt ein Hauptwaffenplatz der Verbündeten und hatte durch Einquartierung, Lieferungen und andere Kriegsleistungen viel zu leiden, zumal es auch nach der Erklärung des Reichskrieges sein kleines Kontingent ins Feld zu stellen hatte; bei jedem Wechsel des Kriegsglücks lebte man in der Furcht vor der Wiederkehr der Franzosen. Den Lockungen Preußens zum Anschluß an den Baseler Frieden und damit zur Neutralität war man nicht

[17]) Über den Einfall Custines vgl. Kriegks ausführliche Arbeit: Custine und die Erstürmung Frankfurts a. M. durch die Hessen im Jahre 1792, in seinen Deutschen Kulturbildern aus dem 18. Jahrhundert (Leipzig 1874), S. 192—262.

gefolgt. Das Jahr 1796 war ein Jahr des Schreckens für die Stadt.[18]) Durch die Beschießung in der Nacht des 13. zum 14. Juli zwangen die Franzosen die Österreicher zum Abzug und hielten vom 16. Juli bis zum 8. September die Stadt besetzt; sie erpreßten 4 Millionen Franken Kontribution, die Lieferungen und sonstigen Verluste konnte man mit weiteren 6 Millionen Franken bewerten. Nun suchte der Rat, dem Beispiele Preußens und anderer Reichsstände folgend, durch ein Sonderabkommen mit Frankreich der Stadt die Neutralität zu sichern. Private Unterhändler, der Frankfurter Kaufmann Detmar Basse und der Schriftsteller Konrad Engelbert Oelsner, vermittelten in Paris durch höchst interessante und schwierige Verhandlungen den Neutralitätsvertrag vom 29. Oktober 1796. Frankfurt erhielt von dem Direktorium Friede und Neutralität und die Befreiung von jeder Kontribution, nicht aber die Befreiung vom Durchmarsch und der Besetzung seitens der Franzosen. Diese haben aber in den Jahren 1797,[19]) 1799 und 1800 die Stadt und ihr Gebiet trotz des Vertrages mit Brandschatzungen und anderen Kriegsleistungen heimgesucht.

Auf dem Rastatter Kongreß[20]) haben die städtischen Gesandten das Heil ihrer Stadt im engen Anschluß an die Franzosen gesucht; ihnen zuliebe stimmten sie für die Abtretung des linken Rheinufers und die Säkularisationen und erlangten, daß der Kongreß die Unabhängigkeit Frankfurts bestätigte. Der Frieden von Luneville brachte 1801 die Erlösung von allen Kriegsleiden, die Regensburger Verhandlungen 1802—1803[21]) die Neuordnung Deutschlands; mit Nürnberg, Augsburg und den drei Hansastädten blieb Frankfurt Reichsstadt, es mußte seinen Anteil an Sulzbach und Soden an Nassau abtreten und erhielt dafür die Besitzungen der

[18]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1795—1797 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. III, S. 142—216.

[19]) Ebenda S. 205.

[20]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1797—1802 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. IV, S. 232—299.

[21]) Kracauer, Frankfurt a. M. und die französische Republik 1802—1803 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. VI, S. 253—313.

katholischen Stifte und Klöster zu Eigentum. Dieser materielle Gewinn darf nicht überschätzt werden — ihm standen große Verpflichtungen gegenüber; wichtiger waren die politischen Vorteile: die Unabhängigkeit mit der Neutralität in allen Kriegen des Reiches, die Erlangung der vollen Hoheit und Gerichtsbarkeit innerhalb des Stadtgebietes. Die Frankfurter Politik hat sich in Rastatt wie in Regensburg ebenso unmoralisch und antinational gezeigt, wie die der anderen kleinen Reichsstände, nur dadurch aber hat sie den Vorteil der Stadt wahren können.

Die politischen Schicksale der Stadt haben ihr im Inneren nicht etwa eine Zeit des Stillstandes oder gar des Rückschrittes gebracht; im Gegenteil, auf allen Gebieten und nicht zum wenigsten auf dem des geistigen Lebens macht sich eine frische fortschreitende Bewegung bemerkbar. In patriotischer Einigkeit haben Rat und Bürgerkollegien für das Wohl ihrer Bürgerschaft, für die gerechte Verteilung der schweren Lasten gesorgt. An ehrenhafter Opposition gegen die skrupelfreie Politik der leitenden Staatsmänner hat es in der Bürgerschaft so wenig gefehlt wie im Rate; die Dissentierenden haben sich aber der Mehrheit gefügt und zum allgemeinen Besten weitergearbeitet. Die einflußreichsten Männer in dieser Zeit waren der Schöffe F. M. von Günderrode[22]) und der Syndikus Seeger; aber auch hervorragende Kaufleute wie S. M. Bethmann[23]) stellten sich uneigennützig, gestützt auf ihre weitreichenden Beziehungen als freiwillige Diplomaten, in den Dienst der Stadt. Auch die Haltung der Bürgerschaft war eine durchaus patriotische; eine revolutionäre, zugleich religiöse und politische Bewegung in Sachsenhausen, die kaum ernst genommen werden konnte, wurde durch das kluge Verhalten des Rates besänftigt.[24]) Aber auch in anderen Kreisen der Einwohnerschaft, insbesondere bei den zahlreichen Handwerksgesellen, ist das

---

[22]) Bagge, Kurze Lebensbeschreibung 2c. des Freiherrn F. M. v. Günderrode in der Einladungsschrift der Musterschule 1825. — Kürzer Kriegk, Geschichte, S. 553—555; Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M., S. 157—172.

[23]) Kriegk, Simon Moritz von Bethmann, in seiner Geschichte, S. 523—536 und besonders Simon Moritz v. Bethmann und seine Vorfahren (Frankfurt 1898).

[24]) Eiselen, Geschichte des deutschen Schulwesens 2c. S. 33—34.

Eindringen revolutionärer Ideen zu verspüren, wenn auch nicht bei den zahlreichen Krawallen der Gesellen nachzuweisen; das Ansehen der Obrigkeit war erschüttert.[25]) Die Unsicherheit in der Umgegend — der Räuberhauptmann Schinderhannes wurde 1802 in Frankfurt verhaftet — die vielen Truppenbewegungen führten der Stadt eine Reihe von Elementen zu, die der Kriminaljustiz und der Sittenpolizei viele Arbeit machten.[26]) Auch das gesellschaftliche Leben wurde ein bewegteres und lockeres; eine der unerfreulichsten Erscheinungen war die allgemeine Verbreitung des Glücksspieles.[27])

Das Äußere der Stadt ist in diesen Kriegsjahren nicht unwesentlich verändert worden. Vom Jahre 1793 an wurde auf dem Fischerfeld ein neues, langweilig regelmäßiges Stadtquartier angelegt, der nördliche Teil der im Bombardement von 1796 verwüsteten Judengasse (die Bornheimer Straße) wurde als breite Straße neu aufgebaut. Von öffentlichen Gebäuden verdient nur der Bau der Hauptkirche (jetzt Paulskirche) Erwähnung; schon Goethe hat darüber geurteilt: sie „gibt leider viel zu denken".[28]) Die private Bautätigkeit ließ eine Reihe von Häusern entstehen, die noch jetzt im Bilde ihrer Straßen imponieren: die Gasthöfe zum Schwan und zum Englischen Hof, die Häuser Schmid (jetzt Mumm) und Leonhardi (jetzt Rothschild) auf der Zeil u. a. Auch die Niederlegung der Festungswerke, eine Folge der Neutralität, wurde auf französische Anregung begonnen.

Die Bewegung der Geister, welche die Zeit der Aufklärung, die Blüte der deutschen Literatur und die französische Revolution in Fluß gebracht hatte, ist hier in jenen Jahren auf den Gebieten des geistigen Lebens vielfach zu spüren.

---

[25]) Vgl. darüber wie über diese ganze Zeit S. G. Fingers Tagebuch 1795—1818, auszugsweise abgedruckt unter dem Titel „Vaterstädtisches und Vaterländisches" im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, neue Folge, Bd. VI, S. 161—367. Unter dem erdrückenden Wust militärischen Details doch viele Stimmungsbilder aus dem inneren Leben der Stadt, aber sehr lückenhaft.

[26]) Bezeichnend hierfür die in zwei Teilen erschienenen Briefe über die Galanterien von Frankfurt a. M. (London 1791 u. o. J.)

[27]) Über das gesellschaftliche Leben um 1800 Belli-Gontard, Lebenserinnerungen (Frankfurt 1872).

[28]) Wolff und Jung, Die Baudenkmäler 2c., Bd. I, S. 285 ff.

Mit der 1787 gewährten Erlaubnis an die beiden reformierten Gemeinden, Bethäuser ohne Türme und Glocken in der Stadt zu errichten, hatte man mit der bisherigen Kirchenpolitik, der ausschließlichen Begünstigung des lutherischen Bekenntnisses gebrochen. Die lutherische Kirche blieb die Staatskirche, die politischen Rechte der Reformierten und Katholiken wurden nicht erweitert. In dem neuen Senior Hufnagel wurde 1791 ein hervorragender Vertreter des Rationalismus für die Leitung des bisher in starrer Orthodoxie verharrenden lutherischen Prediger-Ministeriums gewonnen.[29]) Mit ihm beginnt auch für das städtische Schulwesen eine Zeit blühender Entwickelung; als Mitglied des Konsistoriums, dessen Direktor der aufgeklärte freidenkende Schöffe von Günderrode war, hatte Hufnagel hier eine maßgebende Stimme. Das Gymnasium erhob sich aus tiefem Verfall, der Unterricht wurde verbessert und den Bedürfnissen des praktischen Lebens mehr angepaßt, hervorragende Lehrkräfte, wie Mosche, Matthiae, Grotefend, Poppe, Kirchner wurden gewonnen.[30]) Wenn es auch Günderrode und Hufnagel nicht gelang den Krebsschaden des städtischen Schulwesens, die privaten Quartierschulen, zu beseitigen, so wurde doch in der auf ihre Initiative zurückzuführenden Gründung der „Musterschule" (1801) ein vielversprechender Anfang für die Organisation des mittleren Schulwesens gemacht;[31]) ein freier Geist, eine gesunde Lehrmethode, eine humane Disziplin herrschte in dieser Schule, deren Lehrer fachlich vorgebildet waren und von der Stadt besoldet wurden. Auch das wohlgeordnete katholische Schulwesen wurde infolge der Säkularisation von der Stadt übernommen,[32]) die sich jetzt vor die neue Aufgabe gestellt sah, eine städtische Schulverwaltung zu organisieren. Dem Drang nach Verallgemeinerung der Bildung, nach Ver-

[29]) Über Hufnagel vgl. Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt a. M. 1806—1866 (Frankfurt 1881), S. 74—90, und desselben Erinnerungsblätter an W. F. Hufnagel (Frankfurt 1851).

[30]) Liermann, Ein Beitrag zur Geschichte des Gymnasiums und zur Frankfurter Gelehrtengeschichte vgl. Festschrift 2c. des Goethegymnasiums (Frankfurt 1897), S. 19—70.

[31]) Eiselen, Geschichte des deutschen Schulwesens 2c., S. 29 ff.

[32]) An die hohe deutsche Bundesversammlung . . . Vorstellung und Bitte . . . der katholischen Kirchengemeinde der freien Stadt Frankfurt, die Dotation ihrer Kirchen und Schulen betr. (Frankfurt 1844).

besserung des Schulwesens und Befreiung desselben von konfessionellen Fesseln, nach der richtigen Vorbildung für das praktische Leben hat sich auch die Judenschaft nicht entzogen; aus ihren Bestrebungen ist 1804 das Philanthropin hervorgegangen, das bald darauf zu einer Schule umgebildet wurde: in seinem Lehrplan waren außer dem spezifisch jüdischen Unterricht das Deutsche und die Realien als gleichwertig vertreten.[33])

Nicht nur Kirche und Schule hatten von der größeren Bewegung im öffentlichen und geistigen Leben um die Wende des Jahrhunderts Vorteil. Aus den Briefen der Frau Rat Goethe wissen wir, daß in den besseren Bürgerkreisen die Meisterwerke der klassischen Dichtung gelesen und auf der Bühne bewundert wurden; das neue Frankfurter Nationaltheater pflegte eifrig die Werke der neueren deutschen Dichtung und Musik. Auch die Gründung von Lesegesellschaften mit Bibliotheken, die Stiftung des Senators Brönner zum Bau eines Gebäudes für die Stadtbibliothek zeugen von allgemeinem Drang nach Bildung; Kunst und Wissenschaft wurden eifrig gepflegt: Senckenbergs Institut war der Mittelpunkt für die Ärzte und Naturforscher; Städel machte schon 1793 seine erste testamentarische Verfügung zur Gründung einer großen öffentlichen Anstalt für die Pflege der Kunst; Johann Karl von Fichard schrieb damals die Geschichte der edlen Geschlechter der Stadt;[34]) der Kanonikus Battonn zeichnete alles auf, was er über die einzelnen Straßen und Häuser in Erfahrung bringen konnte;[35]) der Magister Anton Kirchner arbeitete an der ersten wissenschaftlichen Geschichte der Stadt.[36]) Mit Wohlgefallen hat Goethe 1797 die mit der bewegten Zeit fortschreitende Vaterstadt geschildert: er schied mit dem Eindrucke eines vielumfassenden, rührigen Lebens und Treibens.[37])

---

[33]) Baerwald, Zur Geschichte der Schule, erster Teil, das Philanthropin 1804—1813 (vgl. Einladungsschrift der Real- und Volksschule der israelitischen Gemeinde 1869).

[34]) Nur handschriftlich im Stadtarchiv vorhanden.

[35]) Battonn, Örtliche Beschreibung der Stadt Frankfurt a. M., herausgegeben von Euler, 7 Bände (Frankfurt 1861—1875).

[36]) Kirchner, Geschichte der Stadt Frankfurt a. M. Zwei Teile (Frankfurt 1807—10). — Über Kirchners Persönlichkeit vgl. Steitz, Erinnerungen an Anton Kirchner (Frankfurt 1879).

[37]) Goethe, Aus einer Reise in die Schweiz im Jahre 1797.

War auch Frankfurt von dem Kriege des Jahres 1805 nicht berührt worden, so nahm man doch, zumal nach der Besitznahme Augsburgs durch Bayern, das ungewisse Gefühl in das Jahr 1806 hinüber, daß die Tage der reichsstädtischen Unabhängigkeit gezählt seien.[38]) Als Marschall Augereau Ende Januar die Stadt besetzte und ihr trotz der Neutralität, ohne Angabe irgend eines Grundes, eine Kontribution von vier Millionen Franken auferlegte, da zeigte sich noch einmal der Patriotismus der Bürgerschaft im schönsten Lichte; in wenigen Tagen brachte sie zwei Millionen zusammen und Anfang Juni auch die dritte; traurige und demütigende Verhandlungen mit dem brutalen Augereau und mit der Pariser Regierung konnten die Stadt nicht von der Erlegung dieser schweren Buße retten.

An den Verhandlungen in Paris über die Umgestaltung der deutschen Verhältnisse, die zum Rheinbunde führten, wurden die in Paris weilenden Deputierten der Stadt nicht beteiligt. Bald schwand jeder Zweifel, daß ihr die Mediatisierung bestimmt war; die beiden Hessen und besonders Baden bemühten sich, Frankfurt zu erwerben; die in letzter Stunde geäußerte Absicht des Rates, zur Rettung der Unabhängigkeit ein größeres Geldopfer zu bringen, soll wegen des Widerstandes der Bürgerkollegien aufgegeben worden sein. Am 12. Juli wurde die Rheinbundsakte unterzeichnet, welche Frankfurt dem Kurerzkanzler Karl von Dalberg, dem neuen Fürst Primas des Rheinbundes, überwies. Durfte man den neuen Landesherrn auch als das geringste Übel betrachten, so ergriff doch eine dumpfe Gelassenheit die Bürgerschaft; mit schmerzlicher Resignation ergab sie sich in den Verlust ihrer jahrhundertealten Unabhängigkeit; bei der durch Augereau befohlenen Feier des Napoleonstages am 15. August kam diese Stimmung in der allgemeinen Teilnahmlosigkeit zum Ausdruck. Mit einer Ansprache voll Kraft und Würde teilte der Rat seinen Bürgern das bevorstehende Schicksal mit; weil in dieser Proklamation Frankreich mit vollem Rechte des Treubruches an Frankfurt beschuldigt wurde, kam es zu peinlichen Auseinander-

[38]) Kracauer, Die letzten Jahre der reichsstädtischen Zeit Frankfurts 1803—1806 im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, dritte Folge, Bd. VII S. 242—300.

setzungen mit Augereau, dessen brutalem Auftreten gegenüber der städtischen Behörde erst die feierliche Besitznahme durch den Fürsten am 9. September ein Ende machte. Daß ein französischer Kommissar die alte deutsche Stadt unter dem Schutze französischer Bajonette, unter dem Donner französischer Geschütze den Vertretern Dalbergs im Kaisersaale des Römers übergab, der schon so viele Feste des zu Grabe getragenen alten Reiches gesehen hatte, zeigte deutlich, daß der neue Landesherr ein Herrscher von Napoleons Gnaden war. Leutselig nahm Dalberg die Frankfurter Ratsdeputation, die ihn begrüßen sollte, auf und machte die schönsten Versprechungen für das Wohlergehen der Stadt; wertvoller für diese war zunächst der Erlaß der vierten Million, den Dalberg bei Napoleon durchgesetzt hatte. Dalberg gewann sich sofort durch sein bescheidenes, freundliches Auftreten die Herzen der neuen Untertanen; unter großem Pomp huldigten sie am 2. Januar 1807 auf dem Römerberg dem neuen Landesvater.

Die sieben Jahre fürstlicher Herrschaft von 1806 bis 1813 bilden eine der bedeutsamsten Epochen der städtischen Geschichte; Dalbergs Regierung hat tief in das innere Leben der Stadt eingegriffen.[89]) Man hat zwei nicht scharf genug zu trennende Perioden zu unterscheiden: die primatische Zeit 1806—1810 und die großherzoglich frankfurtische Zeit 1811—1813, nach den beherrschten Gebieten, dem geltenden Staatsrecht und den Grundsätzen der Verwaltung in jeder Beziehung verschieden. Der Primatialstaat bestand aus dem Fürstentum Aschaffenburg (dem ehemaligen oberen Erzstift Mainz) und den Reichsstädten Regensburg, Wetzlar und Frankfurt; er zählte auf 35 Quadratmeilen etwa 180000 Menschen. Der Versuch, diese vier getrennten, innerlich durchaus verschiedenen Gebiete zu einem einheitlichen Staate zu machen, ist und konnte nicht gemacht werden; sie blieben lediglich in Personalunion verbunden. Dalberg stand 1806 im 63. Lebensjahre; in seinen früheren Stellungen

[89]) Über Dalberg vgl. v. Beaulieu-Marconnay, Karl von Dalberg und seine Zeit, zwei Bände (Weimar 1875); weitere Literatur bei Darmstaedter S. 79. — Darmstaedter, Das Großherzogtum Frankfurt (Frankfurt 1901) gibt eine nach allen Seiten eindringende, treffliche Darstellung der Tätigkeit der fürstlichen Regierung, nicht nur in der großherzoglichen, sondern auch in der primatischen Zeit, so daß ich für die Jahre 1806—1813 auf besondere Literaturangaben verzichten kann.

als kurmainzischer Beamter, Statthalter in Erfurt, Dompropst in Würzburg, Koadjutor von Mainz, Worms und Konstanz und endlich als letzter Kurfürst von Mainz und Reichserzkanzler hatte er sich stets als tüchtiger, aufgeklärter Verwalter, als Freund aller Bildungsbestrebungen im Sinne der Aufklärung, als gütiger, wohlwollender Herr erwiesen; seine vaterlandsfeindliche Politik, die das eigene Heil im Anschlusse an Frankreich suchte und fand, war den wenigsten Zeitgenossen bekannt. Das Vertrauen, das er den Frankfurtern entgegenbrachte, wurde ihm bald mit Liebe, ja mit Begeisterung vergolten. Er betrachtete sich durchaus als den ersten Diener des Staates; er hat sich nicht darauf beschränkt, die leitenden Ideen zu geben und ihre Ausführung zu überwachen, er hat mit liebevoller Vertiefung ins Detail, in rastloser Arbeit bis ins Kleine und Kleinliche hinein regiert.

Die leitenden Ideen der primatischen Regierung entsprechen den Bestrebungen des aufgeklärten Despotismus; auf alle Gebiete dehnt sich die Allmacht der Staatsgewalt aus, um das Wohl der Untertanen mit und gegen ihren Willen zu fördern, aber nicht durch den Umsturz des Bestehenden, sondern durch schonende Verbesserung und Weiterbildung desselben. Die reichsstädtische Verfassung der Stadt Frankfurt wurde nicht beseitigt; dem in seinen Machtbefugnissen wie in seiner Mitgliederzahl beschränkten Senate sollte die Selbstverwaltung der Stadt bleiben. Reformierte und Katholiken wurden den Lutheranern gleichgestellt und konnten auch Mitglieder des Senates werden; die Bürgerkollegien blieben bestehen; Justiz und Verwaltung wurden getrennt; die Beamten wurden vom Fürsten auf Vorschlag des Senates ernannt; Veräußerung und Verpfändung städtischen Eigentums wie die Einstellung neuer Ausgaben unterlagen der Bestätigung des Fürsten. Die Aufsicht über die Stadtverwaltung führte eine dreigliedrige Generalkommission (Graf Beust, Freiherr v. Eberstein und Seeger); sie hat von dem Rechte der Aufsicht den weitesten Gebrauch gemacht und ihren Wirkungskreis immer weiter auf Kosten der städtischen Selbstverwaltung ausgedehnt. Ihre treibende Kraft war Eberstein, der rheinbündnerische Beamte, der schonungslos in die zurückgebliebenen Frankfurter Zustände eingriff und ungestüm zum Fortschritt drängte; ihr mäßigendes Element war

der frühere Syndikus Seeger, der reichsstädtische Beamte, der die Selbstverwaltung seiner Stadt möglichst selbständig erhalten wollte. Für gewisse Geschäftszweige ernannte der Fürst besondere Kommissare bei den betreffenden Ämtern: so für das Finanzwesen den tüchtigen und treuen, aber in reichsstädtischen Anschauungen befangenen Alt-Frankfurter Steitz, für das Bauwesen den kenntnisreichen, ehemals kurmainzischen Techniker Guiollett, dessen Energie die rasche Umwandlung der Festungswerke in Anlagen zu verdanken ist, wenn auch seine unbarmherzige Zerstörungswut die Stadt vieler architektonisch interessanter Befestigungsbauten zwecklos beraubt hat.

Dalberg herrschte den drei christlichen Bekenntnissen gegenüber durchaus unparteiisch; keine hatte sich über Zurücksetzung oder über Beschränkung in ihrer Religionsübung zu beklagen. Das neue Statut über die Erwerbung des Bürgerrechtes hatte nicht die Tendenz, diese zu erleichtern; es sollte vielmehr die Aufnahme vermögensloser Bürger einschränken. Ein Gesuch der Juden um Aufnahme in das Bürgerrecht wurde abgelehnt; die neue Stättigkeit für die Juden bedeutete einen großen Fortschritt gegen die bisherige aus dem Jahre 1616; sie regelte die Selbstverwaltung der Gemeinde unter einem christlichen Kommissar, beseitigte alle Abgaben der Judenschaft gegen ein jährliches Konzessionsgeld von 22000 Gulden. Eine Reihe von weiteren Verordnungen bezweckte die Judenschaft in Leben und Gebräuchen den Bürgern näher zu bringen, z. B. durch die Annahme deutscher Familiennamen, den Gebrauch der deutschen Sprache für Urkunden und Handelsbücher, die Erweiterung des Judenviertels, die Beseitigung der Tore der Judengasse u. s. w.

Auf allen Gebieten der Stadtverwaltung entfaltete die fürstliche Regierung eine eifrige Reformtätigkeit; die einzelnen Verbesserungen und Fortschritte im Finanzwesen (Beibehaltung der direkten Steuern im Gegensatz zu dem kapitalistischen Bürgerkolleg, welches die indirekten empfahl), im Polizeiwesen (Sorge für größere Sicherheit, Gesindeordnung), im Bauwesen (neues Baustatut), im Armen- und Stiftungswesen (Zentralisierung der Armenpflege unter einer staatlichen Behörde, Revision der Stiftungen), im Schulwesen (neue Ordnung für die Volksschulen mit Vorschriften über die Vorbildung der Lehrer

und über die hygienischen Verhältnisse der Schulräume) — sie können im engen Rahmen dieses Berichtes nur angedeutet werden. Während die fürstliche Gewerbepolitik die rückschrittliche der letzten reichsstädtischen Zeit nur fortsetzte, hat die Fürsorge für den Handel neue Bahnen eingeschlagen: das Kollegium der Börsevorsteher wurde in eine Handelskammer nach französischem Muster umgebildet, die als Vertretung des Handelsstandes gelten durfte, den Handelsgerichten wurden zur Beratung Kaufleute als sachverständige Handelsassessoren beigegeben; die Wertschätzung des Handelsstandes, die Heranziehung der Kaufleute zu den staatlichen Geschäften ist charakteristisch für die primatische Epoche; von den acht vom Fürsten ernannten Senatoren sind vier Kaufleute gewesen. Für die Pflege von Kunst und Wissenschaft standen der Regierung keine Mittel zu Gebote; die Gründung des Museums, welches alle künstlerisch und wissenschaftlich Tätigen und Genießenden umfassen sollte, ist das eigene Verdienst des Fürsten. Die primatischen Reformen, welche zum größten Teil den Beifall der Bürgerschaft fanden, haben der Stadt in kurzer Zeit große Fortschritte gebracht; es darf aber nicht vergessen werden, daß die fürstliche Verwaltung in eine Zeit des beginnenden Fortschrittes eingetreten ist und auf schon gesetzten Fundamenten weitergebaut hat.

Durch Vertrag vom 16. Februar 1810 zwischen Napoleon und Dalberg wurde das Großherzogtum Frankfurt geschaffen; es bestand aus zwei geistlichen Gebieten (dem oberen Erzstift Mainz mit Aschaffenburg und der Abtei Fulda), einem weltlichen Fürstentum (dem ehemals hessischen Hanau), zwei Reichsstädten (Frankfurt und Wetzlar) und kleineren, ehemals reichsständischen Gebieten, also aus Territorien, die nach Geschichte, herrschendem Bekenntnis, sozialen und volkswirtschaftlichen Verhältnissen ganz verschiedenartig waren. Diese zu einem einheitlichen, in sich geschlossenem Staate zu verschmelzen, war die Absicht der großherzoglichen Regierung. An der Spitze der Verwaltung standen drei Ministerien; die vier Departements Frankfurt, Hanau, Aschaffenburg, Fulda wurden von Präfekten, die Gemeinden von Maires verwaltet. Die Organisation der Verwaltung und ihre Grundsätze folgten ganz dem französischeu Muster.

Die Stadt und ihre Dorfschaften bildeten das Departement

Frankfurt, zu dem auch Wetzlar als Unterpräfektur gehörte; Präfekt war F. M. v. Günderrode, Maire von Frankfurt erst der Handelsmann Cleynmann, dann Guiollett. Mit dem 1. Januar 1811 trat für die Stadt die neue Verwaltung ins Leben; die Generalkommission, der Senat, die bürgerlichen Kollegien wurden aufgelöst, Frankfurt war eine Gemeinde wie alle anderen Städte und Dörfer des Großherzogtums mit vom Fürsten ernannten Beamten; die städtische Selbstverwaltung war aufgehoben. Der Code Napoléon und der Code pénal ersetzten die Reformation von 1578 und die Carolina, eine neue Gerichtsverfassung und ein neues Gerichtsverfahren wurden eingeführt. Die Gleichstellung der Frankfurter Juden gegen eine einmalige Zahlung von 440 000 Gulden, die dem Staate, nicht der Stadt zu Gute kamen, wurde 1811 nach dem Vorgang von Westfalen und Bayern verordnet. Die harte Durchführung des Ediktes von Trianon von 1812 versetzte dem Handel der Stadt mit englischen und Kolonialwaren einen schweren Schlag; eine scharfe Zensur unterdrückte jede öffentliche Meinungsäußerung und ließ nur eine politische Zeitung, die Zeitung des Großherzogtums Frankfurt, bestehen; die Finanznot des Landes, die fortwährenden Durchmärsche und Einquartierungen stellten harte Anforderungen an die Bürgerschaft; rücksichtslos wurden die Abgaben eingetrieben und der Geschäftsverkehr noch besonders durch das Enregistrement, die Gebühr für die Einregistrierung von Urkunden, schwer belastet. Alle diese Maßnahmen, zu denen die großherzogliche Regierung direkt und indirekt von Frankreich gezwungen oder veranlaßt wurde, haben in der Frankfurter Bürgerschaft die schärfste Erbitterung hervorgerufen und die Regierung rasch unpopulär, ja verhaßt gemacht, wenn sie auch auf den Gebieten, auf denen sie, von Frankreich unbehelligt, frei schalten und walten konnte, anerkennungswertes geleistet hat, z. B. im öffentlichen Unterricht; das Schulgesetz vom 1. Februar 1812, dessen Absicht die Verstaatlichung und Verweltlichung des Schulwesens waren, hat für Frankfurt die moderne Volksschule gegründet; dem Gymnasium wurde als Bindeglied zwischen Schule und Universität das Lyceum angeschlossen, eine wohlgemeinte, aber unpraktische Schulneubildung; die medizinisch-chirurgische Schule hat im Anschlusse an Senckenbergs Stiftung segensreich gewirkt.

Schon Kirchner[40]) hat 1818 zwischen dem Fürsten Primas und dem Großherzog unterschieden; des ersteren Regierung lebte in gutem, die des anderen in schlimmem Andenken. Während des russischen Feldzuges 1812 und besonders während des Krieges in Norddeutschland 1813 stiegen die Lasten immer höher; man erwartete sehnsüchtig das Ende. Erst auf die Kunde vom Anschluß Bayerns an die Verbündeten verzweifelte der Großherzog am Stern seines Gönners Napoleon und zog sich nach Konstanz zurück, sein Land der Regierung seiner Minister überlassend; nach der Leipziger Schlacht dankte er zu Gunsten seines Thronfolgers Eugène Beauharnais ab. Die Verbündeten ignorierten diesen Verzicht zu Gunsten des französischen Prinzen und unterstellten das Großherzogtum ihrer Zentralverwaltung für die wiedereroberten deutschen Länder. Am 2. Dezember 1813 wurde Hanau an den Kurfürsten von Hessen zurückgegeben, am 14. Dezember erhielt Frankfurt seine Selbständigkeit zurück; der Wiener Kongreß überwies Aschaffenburg an Bayern, Wetzlar an Preußen und Fulda fiel später teils an Kurhessen, teils an Sachsen-Weimar. Dalberg zog sich nach seinem Bischofssitz Regensburg zurück und ist dort am 10. Februar 1817 gestorben.

Schon am 30. Oktober waren Vortruppen der Verbündeten in Frankfurt eingerückt und mit Jubel empfangen worden; sie mußten die Stadt wieder räumen, als Napoleon mit der großen Armee sich den ungehinderten Rückzug in der Schlacht bei Hanau erkämpft hatte. Der Durchmarsch des Kaisers, dem man in banger Furcht und mit schlechtem Gewissen entgegengesehen hatte, vollzog sich ohne weitere Leiden und Lasten für die Stadt. Am 2. November rückten die Verbündeten ein; bis gegen das Jahresende blieb Frankfurt das glänzende, geräuschvolle Hauptquartier der verbündeten Monarchen von Österreich, Rußland und Preußen.[41])

[40]) Kirchner, Ansichten von Frankfurt a. M., zwei Teile (Frankfurt 1818); ein Werk, das für diese ganze bewegte Zeit von 1792 ab und besonders für die ersten freistädtischen Jahre wertvolle Aufschlüsse gibt und als der Ausdruck der Beurteilung derselben seitens eines hervorragenden Zeitgenossen von besonderem Wert und Interesse ist.

[41]) Kriegk, Wiederherstellung der Freiheit Frankfurts in den Jahren 1813—1816, in seiner Geschichte von Frankfurt, S. 537—584; Stricker, Neuere Geschichte von Frankfurt, erstes Buch.

Für Frankfurt und das verbündete Fürstentum Isenburg wurde das Generalgouvernement Frankfurt errichtet, welches vom 2. November 1813 bis zum Juli 1815 bestand; erster Generalgouverneur bis Ende 1813 war Prinz Philipp von Hessen-Homburg, ihm folgte Fürst Heinrich XIII. von Reuß. Der allgemeine Wunsch der Frankfurter war die Wiederherstellung der städtischen Selbständigkeit; ihm wurde durch Verfügung des Prinzen von Hessen-Homburg am 14. Dezember 1813 Erfüllung: Frankfurt trennte sich vom Großherzogtum und trat mit dem 1. Januar 1814 vorläufig in seine frühere Verfassung zurück. Frankfurt hatte seine Freiheit der Fürsprache des Chefs der Zentralverwaltung, des Reichsfreiherrn Karl vom und zum Stein, zu verdanken. Die verhaßtesten Einrichtungen der Fremdherrschaft wie die französischen Gesetze, die auf die Kontinentalsperre bezüglichen Verordnungen, das Enregistrement u. a. wurden aufgehoben, die Ausarbeitung einer neuen und zeitgemäßen, aber auf der alten reichsstädtischen beruhenden Verfassung angeordnet. Die politische Wiedergeburt wurde mit allgemeinem Jubel von der Bürgerschaft der „Freien Stadt Frankfurt" begrüßt; vom 1. Januar 1814 ab übernahm der wiederhergestellte Senat die Leitung der Stadt unter Aufsicht des Generalgouvernements.

Der Wiener Kongreß bestätigte die Unabhängigkeit der Stadt; man ahnte nicht, wie nahe ihr Verlust war, wie nahe besonders die Gefahr drohte, königlich bayerische Munizipalstadt zu werden. Wieder war es der Freiherr vom Stein, der allen Angriffen auf die Selbständigkeit der Stadt entgegentrat. Die am 15. Juni 1815 unterzeichnete Wiener Kongreßakte bestimmte in Artikel 46: „Die Stadt Frankfurt mit ihrem Gebiet, wie sie es im Jahre 1803 besaß, wird für frei erklärt und bildet einen Teil des deutschen Bundes; ihre Verfassung ist auf das Prinzip der völligen Gleichberechtigung der christlichen Konfessionen zu gründen. Die Bundesakte vom 8. Juni 1815 setzte in Artikel 9 fest, daß Frankfurt der Sitz der Bundesversammlung sein solle. Damit waren die kühnsten Wünsche der Frankfurter erfüllt: die Stadt hatte die volle Souveränität, die sie als Reichsstadt nicht besessen hatte; niemand zweifelte an der Lebensfähigkeit des eigenen Stadtstaates.

Nach langen Verhandlungen und Kämpfen, an denen sich die Bürgerschaft in allen ihren Teilen auf das lebhafteste beteiligte, in welche auch der Freiherr vom Stein als Chef der Zentralverwaltung eingriff und zwar mit weit liberaleren Forderungen, als die noch in den alten engherzigen Formen der reichsstädtischen Verfassung steckenden Frankfurter maßgebenden Persönlichkeiten zugestehen wollten, gelang endlich das Verfassungswerk; am 19. Juli 1816 wurde die „Konstitutions-Ergänzungs-Akte" von der Bürgerschaft beinahe einstimmig als Staatsgrundgesetz angenommen und am 18. Oktober feierlich beschworen. Sie beruhte, wie schon der Namen andeutet, im wesentlichen auf der reichsstädtischen Verfassung; an den Abänderungen gegen diese ist deutlich der Einfluß der Ideen der französischen Revolution zu spüren. Träger der Hoheitsrechte der Stadt war die gesamte christliche Bürgerschaft gemäß Vorschrift des Wiener Kongresses; die Gleichberechtigung der Juden war also aufgehoben. Die Macht des Senates wurde durch den neueingeführten gesetzgebenden Körper stark beschränkt, die Bürgerschaft erhielt durch die Berechtigung, die Mehrzahl der Körpermitglieder zu wählen, welche ihrerseits wieder an der Wahl von Senatoren und Mitgliedern des Bürgerausschusses mitwirkten, einen Einfluß auf das Stadtregiment, wie sie ihn noch nie besessen hatte; für die Senatswahlen galt hinfort kein Vorrecht der Geburt oder des Bekenntnisses. Stein fand in der neuen Verfassung „Ehrfurcht für das Alte und Herkömmliche mit weiser Rücksicht auf das, was die Gegenwart erfordert".

Eine erhebende patriotische Begeisterung geht durch diese erste freistädtische Zeit, sie wird von echter religiöser Gesinnung und warmherziger Menschenliebe begleitet. Die erstere zeigte sich besonders bei den Feiern des 18. Oktobers in den Jahren 1814, 1815 und 1816, die letztere in der öffentlichen und privaten Fürsorge für die Opfer der Kriegszeit, welche die Schlachtfelder sowohl wie die allgemeine Not gefordert hatten. Wenn es auch an deutschpatriotischen Übertreibungen und Geschmacklosigkeiten nicht gefehlt hat, so gingen solche Begleiterscheinungen doch rasch vorüber. Der schönste und erhebendste Zug dieser nach den Leiden der Fremdherrschaft aufatmenden Zeit war, daß die Bürger lernten, in patrioti-

schem Eifer zu gemeinnützigem Wirken zusammenzuarbeiten.[42]) Die Enge und Engherzigkeit der reichsstädtischen Verhältnisse war glücklich überwunden; das an Leiden aller Art so reiche Vierteljahrhundert der Revolution, der Fremdherrschaft und der Befreiungskriege hatte Frankfurt zur modernen Stadt umgebildet.

---

[42]) Eine schöne Schilderung der ersten freistädtischen Zeit mit ihrer deutschpatriotischen Hochstimmung hat als Zeitgenosse Jügel in seinem Puppenhaus (Frankfurt 1857) gegeben; ein Zerrbild desselben findet sich in dem berüchtigten, nur mit größter Vorsicht zu benutzenden Werke (Friedrich) Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten (Tübingen 1849), Bd. III, S. 238 ff. Vgl. auch Goethe Aus einer Reise am Rhein in den Jahren 1814 und 1815 im Abschnitt Kunstschätze am Rhein, Main und Neckar.

Altes und Neues aus Griechenland.

Von Professor Dr. Friedrich von Duhn aus Heidelberg.

I. Die Kykladen und Kreta heute und einst.

Der vergangene Frühling brachte mich einmal wieder nach dem schönen Griechenland, und ich hatte die Freude, manche Inseln und namentlich Kreta, die alte Fürstin des ägeischen Meeres, zum erstenmal zu besuchen. Diese herrliche Ecke unserer Welt gehört zu denen, die von dem poetischen Glanz seit Homers Tagen umflossen, aber vom Strom der Reisenden wenig besucht sind. Im Interesse der Reisenden, leider! denn es ist ein hoher, ganz eigenartiger Genuß, von einer Insel zur andern zu gleiten, vorüber an ragenden Klippen, die in wundersamem Lichte strahlen, an Marmorbergen, deren Weiß zum Tiefblau des Himmels, zum Amethystblau des Meeres, zum Grün der Weinberge, Oliven, Zitronenwälder, Myrthen, Pinien in wundervoll wirkendem Gegensatz steht, auf jeder dieser Inseln neue eigenartige Eindrücke in sich aufzunehmen, einer gutartigen, liebenswürdigen, gastfreien und fein empfindenden Bevölkerung nahezutreten. Wohl noch für lange werden diese Inseln und ihre Eigenarten bewahrt bleiben vor dem nivellierenden Einfluß des modernen Reisestromes, denn man findet nur wenige und vielfach äußerst unbequeme und primitive Verbindung von Insel zu Insel, kaum Gasthöfe im modernen Sinn des Wortes, muß manchen materiellen Genüssen entsagen und durchweg griechisch reden. Darum möchte ich heute über einiges Alte und Neue von diesen Inseln sprechen und bitten, mir auf jene köstliche Inselflur im Geiste zu folgen.

Wer vom festländischen Griechenland oder gar aus türkischen oder bis vor kurzem türkischen Landen auf die zum griechischen Königreich gehörenden Kykladen kommt, fühlt sich zunächst aufs Erfreulichste berührt durch die größere Sauberkeit der Städte, Dörfer und Menschen, die Häuser durchweg in blinkend weißem Kalkanstrich gehalten, im Innern reinlicher, in manchen

Häusern hübscher alter Hausrat, namentlich schöne Spitzen und Stoffe. Eine gewisse gentile Art der Bewohner entspricht diesem Äußern ihrer Existenz, man sieht einmal, daß die isolierte Lage die alte Griechenrasse viel reiner erhalten hat: kein Einschlag türkischen oder albanesischen Bluts ist erfolgt und viel hohe, ja klassische Schönheit bei Männern und Frauen, Knaben und Mädchen tritt uns entgegen und scheint fast im antiken Sinne veredelnd auch auf die Träger solcher Schönheit zu wirken; alsdann entdeckt man unschwer die wohltätige Wirkung jahrhundertelanger intimer Beziehungen zum Westen, zu Italien, speziell zu Venedig. Wo die Türken hausten, reicht das Mittelalter fast bis in die Gegenwart, auf die Inseln dagegen, über die seit 1204, und zum Teil bis zum Passarowitzer Frieden die Königin der Adria ihre schützende Hand hielt, ist ein Abglanz gekommen italienischer Renaissance, Lebenskunst und Lebensfreude. Wir begegnen noch heute zahlreichen italienischen Familiennamen, deren Träger stolz auf die alten Wappen über ihren Türen und ihre alten Familienüberlieferungen blicken, sonst aber leider meist ganz verarmt sind. Diesen italienischen Familien, die im Dienst der Serenissima oder im eigenen Handelsinteresse sich auf den Inseln zahlreich festsetzten, ist es auch zu verdanken, daß die römisch-katholische Kirche dort noch heute wurzelt, auf allen größeren Inseln ihre Kathedralen und in Syra, früher auf Naxos, ihren Erzbischof hat. Die Vornehmheit, mit der sie auftritt, und die occidentalisch-feine Bildung und Weltanschauung, die sie zur Schau trägt, steht in sehr starkem Gegensatz zur erstarrten, geistig stagnierenden, in ihren Vertretern bauernhaften griechischen Kirche. Beide Kirchen vertragen sich übrigens, da keine der anderen Konkurrenz macht; sie und ihre Anhänger stehen scharf auseinander, Mischehen gehören zu den größten Seltenheiten.

Aber gerade dieser starre, zähe Charakter der orthodoxen Kirche hat wesentlich dazu beigetragen, bei ihren Anhängern — und das ist doch bei weitem die größte Menge aller Insulaner — ungemein viel ganz Altes treu zu erhalten: und diesem nachzugehen, gehört zu den allerreizvollsten Dingen gerade auf den Inseln, wo keinerlei Wanderungen die ursprüngliche Bevölkerung vertrieben oder durchsetzt haben, und jede Insel ihren Sondercharakter durch die Jahrhunderte, ja Jahrtausende

rein erhalten hat. Sagt doch ein so gründlicher Kenner der griechischen Kirche, wie Harnack, in seinen Vorlesungen über das Wesen des Christentums: „Die griechische Kirche erscheint nicht als eine christliche Schöpfung mit einem griechischen Einschlag, sondern als eine griechische Schöpfung mit einem christlichen Einschlag." Und nachdem er dann ausgeführt, wie der Intellektualismus und Ritualismus das lebendige Christentum in dieser Kirche ertötet hat, fährt er fort: „Dieses offizielle Kirchentum mit seinen Priestern und seinem Kultus, mit allen den Gefäßen, Heiligen, Bildern und Amuletten, mit seiner Fastenordnung und seinen Festen, hat mit der Religion Christi gar nichts zu tun. Das alles ist antike Religion, angeknüpft an einige Begriffe des Evangeliums, oder besser, das ist die antike Religion, welche das Evangelium aufgesogen hat." Diese selbe griechische Kirche aber hat dem Volk seine Sprache gerettet, hat den nationalen Gedanken noch in den Zeiten völligsten Knechttums aufrecht erhalten: sie wird noch heute als nationales Palladium empfunden und ist trotz der geistig tiefen Stufe ihrer meisten Priester von ungeheurer Autorität umgeben, gerade wegen ihrer Stätigkeit, denn seit dem sechsten Jahrhundert hat sich nichts in ihr geändert. Sie steht heute noch vor uns wie sie hervorging aus dem siegreichen Kampfe mit den Religionen der Antike, den sie hier, in den hellenischen Gegenden, wo die Hochburg antiken Glaubens war, nur gewinnen konnte durch weitgehendste Anpassung an die antiken Vorstellungskreise. Daher der so rein antike Charakter und das Fortleben von so vielem Vorchristlichen, das im Gebiet der romanischen und germanischen Nationen weggefegt oder in die dunkelsten Winkel der Kinderstube verbannt ist, als unverstandener Aberglaube schwach weiter glimmt oder nur in ganz umgegossenen Formeln, z. B. im Festspielhaus zu Bayreuth, noch zu uns zu sprechen versucht.

Steht auch im Dogma der griechischen Kirche Christus im Mittelpunkt, ist das Auferstehungsfest als Beweis der Gottheit Christi, der Wesensgleichheit mit dem Vater das höchste Fest, so hat doch die eigenartige Logoslehre die menschliche Persönlichkeit Christi den Gläubigen so entrückt, daß sie sich an andere, an Mittelsmänner oder vermittelnde Frauen zu wenden das Bedürfnis empfinden. Und solche Vermittler

lieferte nun die antike Religion in großer Fülle; sie leben ruhig weiter, zum Teil mit ihren Mythen und Funktionen, diese antiken Götter und christlichen Heiligen, helfen oder werden gefürchtet. Gleiche Opfer, gleiche Gelübde und Gebete steigen zu ihnen empor, der christliche Olymp ist von der gleichen jeweilig fröhlichen oder ernsten Götterschar bevölkert, wie der althellenische, die ganze Natur, Erde und Meer, Berge und Bäume, Quellen und Höhlen, ja die Atmosphäre selbst wird belebt durch Wesen, die bald mehr als Götter bezw. Heilige, bald mehr als Gespenster und Unholde helfen oder schrecken.

Im Folgenden wurde nun teils auf Grund literarischer Berichte, teils eigener Erkundung das Thema „Das alte Griechenland im Neuen" an einer Menge von Beispielen vorgeführt, die sämtlich der Inselwelt, namentlich den Kykladen entnommen waren.

Zum Schluß wandte sich der Vortrag der Insel Kreta zu. Es wurde ein geographisches Bild der Insel gegeben, die Verbindungen mit der Außenwelt, die Häfen, die meteorologischen Verhältnisse geschildert, zum Teil unter Hinweis auf die entsprechenden antiken Zustände und die Berichte aus dem Altertum. Es folgten moderne Stadtbilder, namentlich Kandias, und die Schilderung der Türkenwirtschaft, sowie der augenblicklichen Zustände, wie sie zunächst durch die Aufstandsjahre, dann durch die Befreiung sich herausgebildet haben, Rückblicke auf den Aufstand und einzelne Episoden desselben. Parallelen mit dem Aussehen mancher deutscher Gegenden nach dem Bauernkrieg oder nach dem dreißigjährigen Kriege boten sich vielfach dar. Augenblicklicher politischer und nationalökonomischer Zustand. „Verbindungen" im Innern. Handelsverhältnisse und -Aussichten. Herrliche Natur.

II. III.

Kreta im Altertum. Die archäologische Tätigkeit auf der Insel seit 1884, namentlich aber seit der Befreiung.

Die „mykenische" Zeit. Ihre Bedeutung sowie ihre zeitliche und örtliche Ausdehnung. Ihre Nachwirkungen in der Kunst und Literatur, von Homer bis auf Pausanias. Unser Glauben an die Überlieferung ist gerade durch die tatsächliche Aufdeckung so vieler und imposanter Zeugen aus der griechischen

Heroenzeit ganz bedeutend gewachsen, daher sind wir wohl berechtigt nun auch Kretas Stellung in der Überlieferung näher zu würdigen. Homers Berichte über 90 bezw. 100 Städte und über die Verteilung nichtgriechischer und griechischer Stämme auf der Insel. Epigraphische Bestätigungen für die nichtgriechischen Urstämme. Minos und seine Seeherrschaft. Theseus. Bedeutung Kretas in der Überlieferung für die Religion (Zeuskultus. Zeus' Geburt. Zeus' Grab. Europa), für das Recht (Minos, Gortyn u. a.), für die Kunst (Labyrinth. Daedalos und Daedaliden. Dipoinos-Skyllis u. s. w.) Selbstverständliche Folgerungen aus der Lage Kretas zu Asien, zu Europa, zu Ägypten, zum Inselmeer.

Die Erforschung. Halbherr. Entdeckung der heiligen Grotten an Ida und Dikte. Fabricius. Andere Italiener. Arthur Evans' Bereisungen Kretas und seine Berichte und Arbeiten. Die Entdeckung der vorphönikischen Schrift. Andere Engländer und Amerikaner.

Bedeutung der Freiwerdung Kretas für die Forschung. Knossos. Erste Versuchsgrabungen von Kalokärinos 1878. Halbherr. Schliemann. Dörpfeld. Fabricius. Evans' Bemühungen, seit 1894 teilweise, seit 1900 völliger Eigentümer des Grund und Bodens. Cretan exploration Fund. Grabungen seit 23. März 1900.

An der Hand zahlreicher Diapositive wurde nun versucht, eine möglichst vollständige Vorstellung zu geben vom großen Fürstenpalast von Knossos, seinen Niveauverhältnissen, Höfen und Gängen, Vorrats- und Nutzräumen, Wohn- und Prunkgemächern. Auch konnten wenigstens einige Proben vorgeführt werden von der Ausmalung (z. B. der Trichterträger) und von den Relieffriesen (z. B. skulpierte Rosetten). Das meiste freilich konnte nur das beschreibende Wort zu schildern versuchen. Große, zum Teil farbige Zeichnungen ermöglichten, die für Religion und Kultusformen wichtigsten Folgerungen zu ziehen aus der Gestalt des Heiligtums inmitten der Frauenversammlung auf dem sog. Miniaturfries, der Hörneraufsätze (Entstehung des Bukranion und des Altarabschlusses), der heiligen Pfeiler und Opfertische. Nachdem dann noch eine Reihe wichtiger Einzelfunde besprochen waren, namentlich die nach Ägypten und Babylon weisenden Dinge, die sog.

Spieltafel, die Vasen und Lampen aus Stein, die bemalten Tongefäße (sog. Kamaravasen), wurden hieraus die Daten entnommen, welche eine Zeitbestimmung der ganzen Anlage (etwa 1600—1300 v. Chr.) ermöglichen.

Eine eingehendere Besprechung fanden sodann die so zahlreich gefundenen Zeugen (Siegelsteine, Tontafeln, einzelne Schriftzeichen, Tonsiegel) einer „mykenischen" Schrift. An der Hand wiederum zahlreicher Tafeln und Diapositive wurde die Entstehung von Schriftzeichen sowohl als von Ornamentformen aus realen Bildern erwiesen und die verschiedenen Stufen dieser interessanten Entwickelung tunlichst klar gemacht. Einige Ausblicke nach dem sog. hittitischen Vorderasien, nach Cypern, Lykien, dem Philisterland und Nordafrika suchten sodann die Verwandtschaftslinien dieses Schriftsystems und die Bedeutung der Entdeckung für die Geschichte des Schriftwesens überhaupt ins Licht zu stellen. Gegensatz der σήματα (nicht γράμματα oder σημεῖα) λυγρά Homers zu der differenzierenden Bezeichnung φοινικήια der Inschrift von Teos Iga 497. Auch die sonstige alte Überlieferung, namentlich Diodor V 74 fand Berücksichtigung, ebenso natürlich die Geschichte der Rezeption des um 1000 v. Chr., wohl nicht ganz ohne Zusammenhang mit der „mykenischen" Schrift, entstandenen phönikischen Schriftsystems nach der griechischen Völkerwanderung.

Phaistos. Aus der beherrschenden Lage der Stadt am Ausgang der Messara wird ihre geschichtliche Bedeutung in der Frühzeit entwickelt und mitgeteilt, was wir sonst von ihr, ihrem Gegensatz zu Knossos, ihrer späteren Zeit wissen. Alsdann Schilderung der italienischen Ausgrabungen der Jahre 1900 — 1901, unter Vorführung von Diapositiven. Das mit Knossos Gemeinsame, aber auch das Verschiedenartige wird gebührend hervorgehoben, namentlich die Großräumigkeit, die vornehmen Treppen, die Obergeschoßanlagen, der Raum für Schaustellungen, die hochinteressante nach Konstruktion und Ornamentierung das dorische Metopen- und Triglyphensystem vorbedeutende Verzierungsform der Steinbänke u. a. m. Von den Einzelfunden fanden Berücksichtigung besonders die tönernen Opferplatten mit Näpfen und das kleine Modell einer Hütte. Namentlich wurde jedoch hingewiesen auf die — im Gegensatz zu Knossos — hier entdeckten Gräber, sowohl die neo-

lithischen bei Hag. Onuphrios, nördlich Phaistos gegenüber, als die neuerdings weiter westwärts entdeckte Nekropole mit reich, ganz „mykenisch" ausgestatteten Gräbern, deren Inhalt im einzelnen geschildert wurde.

Zum Schluß wurden aus diesen großartigen Funden, die in ihrer Bedeutung für das zweite Jahrtausend v. Chr. nur mit denen Schliemanns selbst vergleichbar sind, die nötigen geschichtlichen Folgerungen gezogen für Höhe und Richtung der „mykenischen" Kultur und einige Ausblicke getan auf die geschichtliche Gestaltung der Dinge nach Eintritt und dann nach schließlichem Ende der griechischen Völkerwanderung.

IV. Delphi.

Delphis Bedeutung in Geschichte, Religion und Kultur Griechenlands beruht zunächst auf seiner geographischen Lage im Herzen Mittelgriechenlands, abgeschieden zwischen hohen Bergen, fern vom Gebiet der führenden Mächte, aber doch von Nord, Ost und zur See von Süden leicht erreichbar. So wurde denn zuerst diese Lage Delphis geschildert, seine Verbindungen, seine Verhältnisse zum Parnaßmassiv und den andern nächstumliegenden Bergen, deren Gestaltungen, die Phädriaden, die Kirphis, die tiefe Pleistosschlucht, der Einschnitt der Kastalia das Landschaftsbild bedingen. Darstellung des Stadtbildes selbst, einst, dann neuerdings vor der Verpflanzung von Kastri, schließlich das jetzige Bild nach Bloßlegung des alten Stadtbodens. Einiges über die Erforschung bis auf die Franzosen, dann die französische Aufdeckung und deren Ergebnisse. Museum.

Physikalischer Ausgangspunkt des Orakels. Ursprünglich Erdorakel, anknüpfend an den vulkanischen Charakter der West-Ostspalte und an die tektonischen Erdbeben und Erschütterungen, hier besonders lokalisiert durch die Auflagerung des steil aufgebauten bröckeligen Kalksteins auf Tonschiefer. Daher das viele Quellwasser am Berührungspunkt beider Steingebiete, gerade im Horizont Delphis, aber auch die bösen Rutschungen und Erdstürze. Erdspalten. Dämpfe. Schutzdämme.

Erdorakel, Sibyllenfels, Kassotis, Omphalos. Zweite Periode: Tötung des Python durch Apoll. An Stelle der Erdschlange tritt Apollon. Einführungslegende des Kultus im homerischen Hymnos. Kreta. Zusammentreffen mit dem

Dionysoskult (von Norden gekommen). Ausgleichung mit demselben und Befruchtung durch ihn und den vorangegangenen Kult der Ge (Erde), so daß an Stelle der apollinischen Zeichendeutung mantische Begeisterung der Pythia tritt.

Schilderung des apollinischen Orakelwesens. Reinheit. Sühnungswesen. Delphi äußerlich unter Obhut der Amphiktionen. Pyloia, Synhedrion. Entwickelung einer Stadt Delphi, Zurücktreten Krissas (1. heiliger Krieg). Bis zum fünften Jahrhundert war das Stadion noch in Krissa. Spätere Konflikte mit den Phokern. Die heiligen Kriege, deren letzter für Griechenlands Freiheit überhaupt verhängnisvoll geworden ist.

Delphis Glanzzeit waren das siebente und sechste Jahrhundert. Das lehren uns die literarischen Nachrichten, deutlicher aber noch und greifbarer die Funde. Man glaubte noch ehrfurchtsvoll an die Götter. Ernst und mystische Religiosität die Stimmung jener Zeit. Aus dem Chaos der Einzelgötter hoben sich an der Hand großer Dichter die großen Götter Gesamtgriechenlands hervor, Delphis Lehre trat hier führend, kanonisierend ein, die Götter werden ethisch handelnde Wesen unter Delphis Einfluß. Delphi wurde höchste Autorität in allem geistlichen Recht und Ordnung des Kultus. Dorisches Element in Griechenland. Politische Bedeutung Delphis. Zurücktreten des nationalen Gesichtspunkts. Kolonialperiode. Vorsicht Delphis. Schatzhäuser und Zuwendungen auch nichtgriechischer Fürsten und Städte, so des Krösus, so der italischen Städte Spina und Agylla.

Im fünften Jahrhundert, mit der Hebung des nationalen Gefühls in Hellas, mit dem politischen Dualismus, wurden Delphis alte Prinzipien schwankend. Es wurde immer mehr angewiesen, sich selbst nach dem politischen Winde zu richten, wurde abhängig von der Gunst der Mächtigen.

Beginnende Skepsis im vierten Jahrhundert. Die nationale und öffentliche Bedeutung weicht immer mehr der privaten und privatrechtlichen. Dann auf und ab. Freilassungsurkunden, Proxenieen. Gallierepisode. Athenische Prozessionen. Festhymnen mit Noten.

Aufschwung im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr. Gunstbeweise durch die beiden Christenverfolger Nero und Domitian. Trotzdem unter Nero Kunstplünderung (500 Statuen).

Viel taten für Delphi Trajan, Hadrian — daher die schöne Antinousstatue —, Herodot, Attikus, die Antonine. Beschreibung des Pausanias. Im zweiten Jahrhundert ist Delphi einmal wieder die „heilige" Stadt.

Schweigen im dritten Jahrhundert. Wenige und klägliche Ehrenbasen. Spätere Plünderungen für Konstantinopel (Konstantin, Theodosius), z. B. die Schlangensäule.

Letzte Frage durch einen Kaiser: Julian vor dem Partherfeldzug. Antwort:

„Saget dem Kaiser: Zu Boden gestürzt ist die herrliche Halle,
„Nicht mehr hat Phoibos ein Heim, nicht mehr weissagenden Lorbeer,
„Nicht mehr flüsternden Quell: versiegt ist das Wasser der Wahrheit."

Im fünften Jahrhundert Verwendung alten Marmors für christliche Bauzwecke. Der Tempel wird keine Kirche, wohl mangels nötiger Unterhaltungsmittel. Im neunten Jahrhundert ist schon Kastri bezeugt.

Alsdann erfolgte die Vorführung von 40 Projektionsbildern, die teils das Landschaftsbild, teils die Ausgrabungspläne, teils Ansichten aus dem Ausgrabungsfeld — auch jenseits der Kastalia, wo neuerdings alte feine Tempel, Schatzhäuser und das Gymnasion herausgekommen sind —, teils die hauptsächlichen plastischen Fundstücke aus dem Museum zur Anschauung brachten. Ausführlichere Darlegungen knüpften sich namentlich an den Plan, an den Apollotempel, dessen verschiedene Bauperioden erläutert wurden, und an einzelne der Kunstwerke, insbesondere an die Naxiersphinx und die Fries- und Metopenreliefs der Schatzhäuser, an den Wagenlenker, die drei um einen Stamm tanzenden Niken und das lysippische Weihgeschenk des thessalischen Teilfürsten Daadochos.

V. Thera.

Beschreibung der Lage der Inselgruppe, der Ankunft im eingeschlossenen Meeresbecken zwischen Thera und Therasia, des Stadtbildes von unten, des Aufstiegs, des Aussehens der Stadt. Bild der Gegenseite mit ihrem sanften Abfall und eigenartig gezogenen Weinpflanzungen, die jetzt jeden kultivierbaren Fleck einnehmen. Einstige Kultur. Katasterbericht aus diokletianischer Zeit: 1/4 Wein, 3/4 Acker- und Baumland. ξενικὸς οἶνος des Epiktetatestaments. Geld da-

mals für 7 % zu haben (Athen meist 10 %, Pompeji 18 %), Pachtzins 11 % vom Wert. Empfindlicher Holzmangel schon in der Kaiserzeit (Kleitosthenesinschrift in der Basilika). Jetzt muß jedes Stück Holz aus Kleinasien herübergeschafft werden. Wassermangel. Zisternen einst und jetzt. Brunnenbohrungen neuerer Zeit hindurch durch die Kalkstein- oder Bimssteinschicht. Wenige Quellen im Schiefergebiet, in der Gegend der antiken Stadt. Verzweifelte Baumpflanzungen. Kaum Tiere. Die unentbehrlichen Maulesel, wenige und trübselige. Schilderung der Bevölkerung: liebenswürdig, anständig, gebildet, wohlhabend, gastfrei. Osterfest. Verbrennung des Juden. Gute Schulen. Klub. Zwei Wochenzeitungen. 1896: 14500 Einwohner, worunter nur 2 Advokaten, aber 114 Priester beider Konfessionen.

Es folgte nun die Vorführung mehrerer Kartenbilder und Ansichten, welche es ermöglichten, die Entstehung des Inselbildes klar zu machen. Die aus historischer Zeit gemeldeten vulkanischen Ausbrüche sind nur Nachwehen der großen Katastrophe des Einsturzes des allmählich in unvordenklichen Zeiten aufgehöhten großen Vulkans, eine Katastrophe, die durch die völlig gleichartige des Krakatau vom 27. August 1883 jetzt völlig verständlich gemacht wird (s. Philippsons betr. Kapitel in Hiller v. Gärtringens Thera I). Wann dieser große Bimsteinausbruch, der damit zusammenhängende Einsturz und der Einbruch des Meeres in das Kraterbecken stattfand, können wir jetzt bestimmen, und zwar besser als durch die nicht genügend beobachteten Funde vorgeschichtlicher Ansiedelungen an der Südspitze Therasias durch solche bei Akrotiri, dem Südwest-Horn der Hauptinsel. Mehrere Diapositive vermittelten eine Anschauung dieser durch R. Zahn in Hillers Auftrag ausgegrabenen, unter hoher einheitlicher Bimsteinschicht verschütteten Häuserreste und in denselben gefundener mit Blattmotiven bemalter Vasen. Die ziemlich entwickelte Keramik, Steinwerkzeuge, Mühlsteine, Zeugnisse von Ölfabrikation, sogar ein paar kleine Goldplättchen weisen den Ausbruch in das Ende der Steinzeit, also etwa 2000 v. Chr. oder etwas später.

Andere Kartenbilder und Ansichten erläuterten sodann die Lage von Alt-Thera auf dem Messavuno, dem ins äußere Meer vorgestreckten Sporn der Kalksteinrippe, einem Rest des

ostägeischen Faltengebirges, das sich um die krystallinischen Kykladen herumschlang, einem Überbleibsel der vorvulkanischen Gestaltung dieser Insel. Größere Sicherheit vor Erdbeben, Quellen, die frischere Luft, Sicherheit gegen Seeräuberüberfälle und Feindesnot, zu beiden Seiten unten flacher, für das aufs Land ziehen der Schiffe bequemer Landungsstrand, unmittelbare Nähe der besten Ackerfruchtebene der Insel — das alles bestimmte die Wahl des Ortes. Es wurde dann geschildert, wie Freiherr Hiller v. Gärtringen sich veranlaßt sah, an Stelle der oberflächlichen Kenntnis der alten Stadt eine gründliche zu setzen und durch gradezu vorbildliche Grabungen, im Verein mit Fachleuten der verschiedensten Studiengebiete, uns ein so vollständiges Bild der alten griechischen Kleinstadt wiederzuschenken, daß man wohl von einem griechischen Pompeji hat reden können.

Es folgte eine rasche Darstellung der Geschichte Theras im Altertum: die Frühzeit, die Zeit der dorischen Kolonisation, der Gründung der glänzenden Kolonie Kyrene, die stille Periode des fünften und vierten Jahrhunderts, dann wieder die Zeit, wo die Insel einen Stützpunkt der Ptolemäer bildete, bis auch sie im römischen Weltreich aufging und früh Sitz einer jüdischen Gemeinde wurde, der das Christentum später nachfolgte. Dann wurde an der Hand zahlreicher Karten und Lichtbilder eine Vorstellung der Stadt selbst, wie sie jetzt offen vor uns liegt, gegeben und dabei etwas länger verweilt bei den alten Felsheiligtümern, namentlich dem Tempel und Kultus des Apollon Karneios, den alten Weih- und anderen Inschriften, die für die Geschichte des Kultus, der Sitte, der Schrift gleichmäßig von Interesse sind, ferner bei den Militärbauten der Ptolemäer, dem Markt mit der hier als solche genannten Basilike Stoa, der Markthalle, den Privathäusern u. a.

Wieviel Bereicherung unserer Kenntnisse von alter Kunst und altem Menschenwesen ließe sich noch durch die Wissenschaft des Spatens gewinnen, wenn es noch mehr deutsche Edelleute oder finanzkräftige Männer gäbe, die ihr Wissen, ihr Können, ihre Geldmittel in so selbstloser Weise, wie Freiherr Hiller v. Gärtringen, in den Dienst einer edlen Sache stellen würden!

Körper und Seele des Kindes.

Von Dr. med. Emil Hübner in Frankfurt a. M.

Orientierende Vorbemerkungen.

Daß von allen Körperteilen das Gehirn die nächsten Beziehungen zu den Seelenerscheinungen hat, ja sie ganz ausschließlich vermittelt, lehrte schon die Schule des Hippokrates etwa 400 Jahre v. Chr., doch wurde diese Auffassung niedergehalten durch die Autorität des großen Aristoteles — um 300 v. Chr. — welcher im Gehirn ein Abkühlungsorgan sah; erst im sechszehnten Jahrhundert fand sie allgemeine Anerkennung. Und nun begann durch drei Jahrhunderte ein ernstes emsiges Suchen nach dem Sitz der Seele im Gehirn und die verschiedensten Teile desselben wurden nacheinander als solcher entdeckt; erst im Laufe des letztvergangenen Jahrhunderts brach sich die Erkenntnis Bahn, daß die psychischen Vorgänge an die gesamte Hirnrinde gebunden sind. Vor allem ist es Gall, welcher sich hierfür unsterbliche Verdienste erworben hat, die allerdings weniger gekannt sind als seine verunglückte Schädellehre.

Es war eine ungeheuere Geistesarbeit notwendig, die Summe der Kenntnisse zu schaffen, welche wir jetzt über den Bau und die Funktion unseres Gehirns und Rückenmarks besitzen; hervorheben möchten wir, daß an dieser Arbeit eine Anzahl von Forschern, welche ihren Sitz in Frankfurt a. M. haben, in hervorragender Weise beteiligt sind. Besonders förderlich erwies sich das Studium der Erkrankungen des Gehirns. — Jetzt ist es vor allem die Verbindung der Psychologie mit der Physiologie, welche geeignet erscheint, uns weiter zu führen; es ist dies das Studium der Vorgänge, welche in unserem Nervensystem und gleichzeitig in unserem Bewußtsein auftreten, also das Studium der sogenannten Parallelvorgänge.

Die Nervenfasern, welche von unserer Körperoberfläche nach den Sinnesorganen oder zum Gehirn und Rückenmark,

zu kabelartig gebauten Strängen sich vereinigend, hinziehen, bestehen fast alle aus dem sogenannten Achsenzylinder und dem Nervenmarck, einer fetthaltigen Substanz, welche die Umhüllung des Achsenzylinders und seine Isolierung von seinen Nachbarn bildet, sowie ein Kupferdraht mit Seide umsponnen wird, um die Elektrizität fortzuleiten und nicht an benachbarte Drähte abzugeben. Diese Markhüllen geben der Gesamtmasse die weiße Färbung; was also am Gehirn und Rückenmark weiß ist, ist Leitungsmaterial, was grau ist, enthält die eigentlichen Elemente, in denen sich das Nervenleben abspielt: die Ganglienzellen. — Gefühlsempfindungen werden von der Peripherie nach dem Zentrum geleitet, dort werden sie von der Zelle, in welche sie einmünden, weitergegeben an eine andere, welche dann durch eine nach dem Bewegungsapparat laufende Faser ihre Erregung in Bewegung umsetzt. So unterscheiden wir sensible und motorische Zellen und Fasern.

Es gibt Bewegungen, welche vom Rückenmark veranlaßt werden, bei denen also das Gehirn unbeteiligt ist; es sind dies die unwillkürlichen, die automatischen und reflektorischen Bewegungen. Die ersteren sind zum Teil sehr kompliziert, wie die Arbeit des Herzens, der Atmungs- und Verdauungsorgane; die letzteren, die reflektorischen, sind relativ einfach. Ein Beispiel: ein Nadelstich gegen die Fußsohle hat ein sofortiges Zurückziehen des Fußes zur Folge; wir bemerken dies erst, wenn es schon geschehen ist, wir führen diese Bewegung auch im Schlafe aus. Reflektorisch ist auch unser Mienenspiel. Solche Bewegungen zu unterdrücken, können wir erlernen. — Im allgemeinen tragen sie den Charakter der Zweckmäßigkeit, sie schützen das Individuum vor Schädigungen; sie sparen ihm die Arbeit des Denkens, die Bewegung ist schon geschehen, ehe die Verletzung eintreten konnte, wie etwa beim momentanen Schluß der Augenlider.

Die Grenze zu ziehen zwischen diesen unbewußten und zwischen gewollten Bewegungen ist nicht immer leicht. — Sehen wir z. B. auf der Straße einen Freund plötzlich um die Ecke biegen, so greifen wir fast momentan nach unserem Hut und grüßen. Auch hier ist es, wie bei dem Reflex, ein Sinneseindruck, welcher die Bewegung veranlaßt hat, aber zwischen die Gesichtswahrnehmung, das Erblicken des Freundes und die Grußbewegung hat sich doch etwas eingeschaltet — es sind

Erinnerungsbilder in meinem Denkapparat lebendig geworden. Ich erkenne den Mann wieder, eine Kollektivvorstellung des Befreundetseins tritt in mein Bewußtsein und darum grüße ich; würden die Erinnerungsbilder in mir die Vorstellung der Feindschaft hervorgerufen haben, so würde ich mich vielleicht abgewendet haben. Diese Erinnerungsbilder, welche in letzter Linie unseren gesamten geistigen Besitz ausmachen, wollen wir noch ein wenig näher betrachten.

Wir haben zum erstenmale eine Rose gesehen. Wir gehen weiter, denken an etwas ganz anderes, auf einmal taucht das Bild dieser Rose wieder vor uns auf, wir sind im stande uns diese Blume, auch ohne daß wir sie sehen, deutlich vorzustellen. Wir haben zu unserem bisherigen Bewußtseinsinhalt einen Zuwachs erhalten. — Wie ging das zu? Wir haben die Rose angesehen; diese Gesichtsempfindung gelangte nach der Sehsphäre unseres Hinterhauptlappens, wo wir die Wahrnehmung der Rose erhielten. Diese Zuführung des Gesichtseindrucks dauerte so lange als wir die Rose ansahen, nicht länger — was aber blieb von diesem Eindruck zurück, das es uns ermöglicht, auch ohne erneutes Erblicken der Rose uns diese vorzustellen? Wir müssen annehmen, daß eine Veränderung irgend welcher Art zurückblieb, aber wie ist diese beschaffen?

Wir wissen, daß die Erregungsvorgänge in unserem Nervensystem chemischer Natur sind, wir haben also ein Recht anzunehmen, daß dieser Vorgang ein ähnlicher sein wird; wir dürfen uns beispielsweise vorstellen, daß eine Umlagerung der kleinsten Teilchen in den Ganglienzellen vor sich gegangen ist, in denen die Erinnerungsbilder lokalisiert sind. Diese Umlagerung können wir uns als eine vorübergehende vorstellen, welche durch Wiederholung des Eindrucks — hier also des Bildes der Rose — stabiler wird, welche aber allmählich, etwa unter dem Einfluß des Stoffwechsels, der ja allerhand Schädigungen wieder ausgleichen kann, sich wieder zurückbildet, bis sie schließlich ganz dem früheren Zustande gewichen ist.

Diese Auffassung würde völlig dem bekannten Vorgange entsprechen, daß durch erneute Sinneseindrücke und durch häufiges Vorstellen unsere Erinnerungsbilder lebendig bleiben, sonst aber abblassen und schließlich verschwinden, so daß ein völliges Vergessen eingetreten ist.

Haben wir nun einen Anhalt dafür, in welchen Teilen des Gehirns sich diese Vorgänge abspielen? Diese Frage dürfen wir bejahen. Wir wissen, daß etwa der dritte Teil unserer Großhirnrinde eingenommen ist von den Sinnesfeldern, das heißt von den Rindengebieten, in welchen die Sinnesnerven einmünden, in denen also die Gesichts-, Gehörs-, Geruchs- und andere Empfindungen zur Wahrnehmung gelangen; die Verteilung dieser Felder ist ziemlich genau bekannt.

Ganz verschieden von diesen Bezirken schon im anatomischen Aufbau ist der übrige Teil der Großhirnrinde, also etwa zwei Drittel derselben; hier liegen Milliarden von Zellen, welche in der reichsten Weise durch ihre Ausläufer untereinander und mit den Sinnesfeldern verbunden sind; das Zusammenwirken aller dieser Verbindungen, das coagitare, ergibt das Denken.

Wir wissen, daß wenn diese Gebiete erkranken, auch die Denkfähigkeit schwindet.

Die Erinnerungsbilder treten kaum jemals vereinzelt auf, fast immer ist es eine Reihe von Vorstellungen, welche sich aneinander ketten, ein Vorgang, den wir als Ideenassoziation kennen; tritt er im Schlafe auf, so nennen wir ihn Traum. Alle diese Vorstellungen, so wirr und bizarr sie uns scheinen mögen, setzen sich zusammen aus Einzelheiten, welche wir früher aufgenommen haben.

Das Neugeborene und seine erste Entwickelung.

Sich hineinzudenken in den Seelenzustand eines Neugeborenen ist nicht leicht; ödes Halbdunkel, lautlose Stille, nichts, was aus der Erinnerung auftauchte, keine Regung eines Wunsches — nur dumpfe unverstandene Rapporte von der Außenwelt. Vielleicht können wir uns vorstellen, wir lägen in einem tiefen traumlosen Schlaf, aus dem uns das Gefühl der Kälte weckte — aber nur dieser eine Augenblick, in dem das dumpfe Kältegefühl auftaucht, könnte der ersten Empfindung des Neugeborenen ähnlich sein. — Ein Kältereiz muß wohl der erste Rapport von der Körperoberfläche sein, ein Temperaturgefühl, hervorgerufen durch die gesteigerte Wärmeabgabe an die Umgebung, welche jetzt nicht mehr auf Blutwärme temperiert ist. — Ob es dies ist, was den ersten Atemzug auslöst oder die

Anhäufung von Kohlensäure im Blute, gleichviel, das erste, was der Mensch tut, ist ein Atemzug, das zweite ein Schrei, dazu kommen typische, wohl bei allen Neugeborenen gleiche ruckweise Bewegungen mit den Armen und Beinen.

Warm und rasch pulsiert das Blut in dem kleinen Körperchen, 140mal in der Minute zieht sich das Herzchen zusammen, die Atmung beginnt ihren Gang und die Schleimhäute und Drüsen des Verdauungsapparates treten in Tätigkeit. Der gesamte Stoffwechsel ist ein überaus reger, und wenn geeignete Pflege und Nahrung dem kleinen Weltbürger zu teil wird, so entwickelt sich ein rasches Wachstum und ein staunenerregender Ausbau des jungen Organismus.

Die Wichtigkeit einer zweckmäßigen Nahrung hat man zu keiner Zeit unterschätzt, aber alle Bestrebungen der Wissenschaft haben noch kein Ersatzmittel für die natürliche Nahrung, die Muttermilch zu schaffen vermocht. Darum ist es um so erfreulicher sagen zu können, daß in dem letzten Jahrzehnt das Selbststillen der Mütter in erfreulichster Weise zugenommen hat; es ist nicht unberechtigt zu behaupten, daß dieser Fortschritt nicht zum wenigsten auf die unausgesetzten Bemühungen der Ärzte zurückzuführen ist, alle Mütter, bei denen die Möglichkeit vorliegt, zur Erfüllung dieser ihrer schönsten Pflicht zu bewegen. Es ist bestimmt anzunehmen, daß mit der Erkenntnis der Wichtigkeit des Stillens des Säuglings auch das Pflichtgefühl der Mütter steigen wird.

Ist künstliche Nahrung notwendig, so ist neben peinlichster Sauberkeit auf vorsichtiges Maßhalten zu achten; sehr selten wird durch ein zuwenig, sehr häufig durch ein zuviel geschadet. Die Entwickelung des kindlichen Individuums vollzieht sich nicht nach einem bestimmten Schema und deshalb kann gar nicht genug hervorgehoben werden, daß die Durchschnittszahlen, welche für die normale Entwickelung eines Kindes aufgestellt sind, absolut nicht den Zahlen entsprechen, welche an irgend einem bestimmten Kinde beobachtet worden sind; würde man in der Lage sein die einzelnen Tabellen, welche der Berechnung dieser Durchschnittszahlen zu Grunde gelegen haben, durchzusehen, so würde man finden, daß die einzelnen Kinder genau solche Schwankungen aufgewiesen haben, wie man sie an seinem eigenen Kinde beobachtet. Es ist ganz unlogisch, von seinem

Kinde zu verlangen, daß es sich auf dieser berechneten Durchschnittslinie bewegen soll.

Die Wärmeabgabe des Säuglings ist eine außerordentlich große; aus zweierlei Ursachen: erstens ist das die Haut durchströmende Blut nur von einer sehr zarten Hautschicht bedeckt und zweitens ist bei der Kleinheit des Körpers das Verhältnis der Körperoberfläche zur Masse desselben ein sehr günstiges für die Wärmeabgabe, also die Abkühlung: je kleiner ein Körper ist, desto rascher kühlt er ab. Hieraus leitet sich sofort die Überlegung ab, daß es unmöglich zweckmäßig sein kann, die Wärmeverluste des Neugeborenen noch künstlich zu steigern durch forcierte Abkühlungen, Übergießen mit kaltem Wasser oder gar durch Eintauchen in kaltes Wasser. Wenn unsere Altvorderen wirklich ihre Säuglinge in das eiskalte Wasser der Flüsse getaucht haben, so war das ja für eine Auslese des Nachwuchses gewiß recht zweckmäßig; unsere Absichten aber gehen mehr auf die Erhaltung aller, auch der schwächlichsten Kinder hinaus und das soll ja der Stolz unserer hygienischen Bestrebungen sein, auch die schwächlichsten Kinder zu kräftigen Menschen zu erziehen.

Gehen wir über zur Betrachtung des Nervensystems des Neugeborenen, so werden wir zunächst seine Bewegungen beachten, denn wir wissen ja, daß zu jeder Bewegung ein Nervenimpuls gehört. — Was sehen wir? Sein Herz schlägt, es schneidet Gesichter, schielt manchmal, macht planlose Bewegungen mit den Fingerchen, spreizt sie auseinander, zuckt ziellos mit den Armen und Beinen; betrachten wir die Augen genauer, so sehen wir, daß die Pupillen sich verengern, wenn helles Licht auf die Augen fällt. Weitere Bewegungen bemerken wir beim Atmen, Saugen, Schlucken, auch diese zweckmäßigen Bewegungen brauchen nicht erlernt zu werden, der hierfür nötige Nervenapparat arbeitet gleich nach der Geburt. Außer den einfachen Reflexen gehen also auch unbewußt sehr komplizierte Bewegungskomplexe vor sich, welche von sogenannten Zentren ausgelöst werden, welche zumeist in dem verlängerten Mark und dem Rückenmark liegen. Ein Teil der Bewegungen, welche wir an dem Neugeborenen wahrnehmen, macht den Eindruck des Willkürlichen, Beabsichtigten. Aber alle diese Bewegungen haben den ge-

meinsamen Grund, daß der zu den Muskeln gehörige Nervenapparat noch nicht vollkommen ausgebildet ist, die verschiedenen Muskelgruppen arbeiten gewissermaßen auf eigene Faust, wir können sehen, daß der eine Augapfel nach außen gerollt ist, der andere nach innen geht; so kann auch einmal zufällig das Gesicht des Kindes einen verwunderten oder lächelnden Ausdruck erhalten. Hierin liegt eine Quelle für Beobachtungsfehler, welche tatsächlich manchen Angaben zu Grunde liegen.

Wie steht es nun aber beim Neugeborenen mit dem Gebiete der höheren geistigen Fähigkeiten, mit dem Großhirn? Dieses ist zur Zeit der Geburt in einem fast völlig unreifen Zustande. Dies zeigt sich auch schon durch seine Farbe an; es hat einen gleichmäßig graurötlichen Ton, die Scheidung in weiße und graue Substanz ist kaum angedeutet. Aber gleich beginnt die Entwickelung. Von den Sinnesorganen aus sehen wir die Markscheidenbildung nach den Zentren hin vordringen. In dem Maße, wie sich dieser Ausbau vollzieht, wird es den Eindrücken, welche von den Sinnesorganen herkommen, ermöglicht, tiefer nach dem Gehirn vorzudringen. Nachdem die Sinnesleitungen bis zu den Rindenfeldern der Großhirnrinde vorgedrungen sind, beginnen von da aus neue Bahnen in umgekehrter Richtung sich zu entwickeln. Auch mit den Zentren für die niederen Triebe verbindet eine sich ausbauende Bahn die Rinde des Großhirns.

Wenn der Ausbau der Sinnesorgane zum Abschluß gelangt ist, Ende des dritten oder im vierten Monat, beginnt es sich in den übrigen Partien der Großhirnrinde zu regen — jetzt schieben sich von den Sinnesfeldern zahllose Nervenfasern in die geistigen Gebiete und treten dort miteinander in Verbindung. In diesen Gebieten liegen die Erinnerungsbilder aufgespeichert in einer Milliarde von Zellen und ihr Zusammenfassen bildet Vorstellungen und Schlüsse und aus diesen heraus bestimmen wir unser Handeln. Daß dem so ist, lehrt uns eine Erkrankung des Gehirns, bei welcher uns das Mikroskop deutliche Veränderungen an Zellen und Fasern dieses Gebietes erkennen läßt; aus diesen können wir direkt ablesen, welche Folgen es für das geistige Leben hat, wenn diese Elemente desorganisiert sind. Die Gedanken geraten in ein wirres Durcheinander, die Fähigkeit, die Vergangenheit zu nützen,

die Folgen der Handlungen vorauszusehen, geht verloren; sie sind die Träger von allem, was wir Erfahrung, Wissen, Erkenntnis, Grundsätze, höhere Gefühle nennen, und nicht minder der Sprache; all dies Können ist hinweggefegt, wenn diese Gebilde zerstört sind.

Dieser gesamte Ausbau des Gehirns vollzieht sich unter dem Einfluß äußerer Reize. Wenn man einem neugeborenen Hunde das eine Auge mehrere Monate verschlossen hält, so bemerkt man, wenn man nach Tötung des Hundes die Gehirngegenden prüft, welche die Lichteindrücke empfangen, daß die Partien, welche mit dem offenen Auge in Verbindung standen, erheblich in der Entwickelung fortgeschritten sind, während die der anderen Seite noch auf denselben Punkte stehen, wie zur Zeit der Geburt. Zur Vervollkommnung und Entwickelung der Nervenelemente gehört also die Einwirkung eines äußeren Reizes, wir können sagen: Übung. Andere Tierexperimente, deren genaue Beschreibung zu weit führen würde, beleuchten diese Vorgänge noch heller. — Bei der Erwähnung solcher Tierexperimente erscheint es geboten, mit einigen Worten auf ihre Berechtigung und Ausführung einzugehen.

Tiere zu töten ist ein Recht des Menschen, welches hervorgeht aus dem Selbsterhaltungstrieb; blieben nur die Nagetiere allein durch einige Jahre am Leben, so bliebe bei ihrer außerordentlichen Vermehrungsfähigkeit kein grünes Blatt mehr übrig für den Menschen.

Dieses Recht aber in der schonendsten Weise auszuüben gebietet ihm seine Kultur. Die humanste Weise ist das Töten in Chloroformnarkose, wie es wohl ausschließlich nur bei dem Tierexperiment geübt wird. Die grausamste Feindin der Tierwelt ist die Natur selbst; unzählige Tiere kommen um durch Frost, Hunger, Raubtiere oder siechen langsam dahin an den Verletzungen, welche sie im Kampfe mit ihresgleichen erlitten haben.

Nun handelt es sich beim Tierexperiment nicht immer um ein Töten der Tiere; es werden ihnen auch Krankheitsstoffe eingeimpft, es werden Operationen an ihnen versucht, bevor sie am Menschen vollzogen werden. Diese Experimente haben nicht nur zur Lösung wissenschaftlicher Fragen geführt, sondern auch unzähligen Menschen genützt; wer das

leugnet, der kennt eben die Verhältnisse nicht, hier reden die Tatsachen eine so klare Sprache, daß jeder, der ihnen vorurteilslos frei entgegentritt, dies einsehen muß.

Was bedeutet es aber gegenüber dem ununterbrochenen grausamen Kampfe in der Natur und der Grausamkeit des Menschen den Tieren gegenüber bei anderer Gelegenheit, wenn wirklich das eine oder das andere Tier erkrankt oder in seltenen Fällen einen Schmerz ertragen muß; in seltenen Fällen, denn in den allermeisten können die Schmerzen durch Chloroform, Äther, Cocain und ähnliche Mittel ausgeschaltet werden.

Wenn man Tiere quält, um seinen Gaumen zu kitzeln, Säugetiere und Vögel der Castration unterzieht, um ihr Fleisch schmackhafter zu machen, wenn man Schildkröten und Krebse lebendig kocht, lebenden Aalen die Haut abzieht oder wenn im Sport der Jagd hunderte und tausende von Tieren angeschossen werden und elend zugrunde gehen, wenn bei Dauerritten Pferde zu Tode gehetzt werden — da wird das ethische Gefühl des Menschen auf das Empfindlichste verletzt, nicht aber dort, wo unter Zuhilfenahme aller zu Gebote stehenden Linderungsmittel zum Tierexperiment gegriffen wird, lediglich und ausschließlich zu dem Zweck, das Elend in der Welt zu lindern, dem kranken Menschen Heilung zu bringen und den Gesunden vor Erkrankung zu schützen.

Entwickelung und Gebrauch der Sinnesorgane.

Das Neugeborene ist taub; noch fehlt die zum Hören unbedingt notwendige Luft in der Paukenhöhle; an ihrer Stelle liegt noch Flüssigkeit. Gegen Ende der ersten Lebenswoche hören normale Kinder unzweifelhaft, in der dritten und vierten Lebenswoche zucken sie zusammen beim Umfallen größerer Gegenstände; auch wurde im ersten Vierteljahr schon ausgesprochene Freude an der Musik beobachtet. Es kommt nicht zu selten vor, daß schon frühzeitig, noch ehe das Sprechen beginnt, Melodien nachgesungen werden. Das Sing- und Tonwahrnehmungs-Zentrum entwickelt sich im Gehirn unabhängig vom Sprech- und Wortklang-Zentrum.

Der Gefühlssinn ist beim Neugeborenen schon leidlich entwickelt, wenn es auch gegen schmerzerregende Eingriffe

weniger empfindlich ist als der Erwachsene. — Hochgradig ist die Empfindlichkeit der Lippen, was nicht überraschen darf, da ja mit den Lippen die Nahrungsspender gefaßt werden müssen und der feste Schluß der Lippen die Vorbedingung des Saugens ist. Gerade bei den Vorgängen, welche mit der Nahrungsaufnahme zusammenhängen, können wir schon frühzeitig Veränderungen im Gesichtsausdruck beobachten, welche wir als Folge von Lust- und Unlustempfindungen ansehen müssen, das ist ein weites behaglich erscheinendes Öffnen der Augen und andererseits ein festes Zukneifen der Augen, wie es auch stets beim Schreien eintritt.

Mit dem Gefühlssinn hängen zusammen die Tast- und Greifbewegungen, welche in der sechsten Woche beginnen; das gewohnheitsmäßige Langen nach allem, was in die Nähe kommt, tritt jedoch erst viel später auf. Der Amerikaner Baldwin fand bei seinen sehr sinnreich angestellten Versuchen, daß das Kind — im Beginn des neunten Monats — nach allem reichte, was im Bereich seines Ärmchens lag; alles, was ihm in einer größeren Entfernung gereicht wurde, lehnte es ab. Eine gewisse Fähigkeit, die Entfernung einzuschätzen, war also zu dieser Zeit schon da. — Über die Geruchs- und Geschmacksempfindungen liegt nichts von allgemeinem Interesse vor, dafür um so mehr über den Gesichtssinn. — Die verschiedenen am Auge vorhandenen Reflexbewegungen wollen wir nur erwähnen und wollen alsbald übergehen zu der Hauptleistung der Augen, zu der Orientierung im Raum und zu der Ermöglichung der Wahrnehmung der Gegenstände der uns umgebenden Welt.

Für die Entstehungsgeschichte der Raumwahrnehmungen sind die Augenbewegungen des Säuglings von Interesse, um so mehr als gerade diese Vorgänge herbeigezogen wurden, um den Streit zwischen den Nativisten und Empiristen zu entscheiden, den Nativisten, welche annehmen, daß der Mensch einen angeborenen Mechanismus mitbringe, der von Anfang an koordinierte Bewegungen auszuführen im stande sei, und den Empiristen, welche behaupten, daß der Mensch erst durch die Erfahrung den Gebrauch seiner Sinnesorgane lerne. Wir werden eine Reihe von Tatsachen kennen lernen, welche durchaus für die letztere Auffassung sprechen. Die Schätzung der

Distanzen lernt das Kind zunächst mehr durch Bewegungen, welche es ausführt, als durch das Muskelgefühl, welches ihm über die Einstellung seines optischen Apparates Nachricht geben könnte. Es tastet seine Umgebung ab und erweitert diese Orientierung, sobald es laufen gelernt hat und nun zu den Gegenständen hinläuft. Das „Begreifen" der Gegenstände ist für das Kind eine reiche Quelle der Belehrung, wofür auch der Sprachgebrauch ein Zeuge ist; ich habe etwas begriffen, heißt etwas ganz anderes als, ich habe etwas gesehen, und das Wort „Begriff" bedeutet die Summe der wesentlichen Merkmale eines Dinges. Das Sehenlernen vollzieht sich unter beständiger Mithilfe des Tastens, was wir am lehrreichsten aus gewissen Beobachtungen ersehen können, welche an Blindgeborenen und später sehend Gewordenen gemacht worden sind. Unter anderen hat Herr Professor Uhthoff, jetzt in Breslau, während seiner Tätigkeit in Marburg zwei sehr instruktive Fälle beschrieben.

In dem einen monatelang nach der Operation beobachteten Falle zeigte es sich deutlich, daß der siebenjährige Knabe keinen einzigen Gegenstand durch das Gesicht allein erkannte; er mußte sich durch Betasten, gelegentlich auch durch das Gehör, den Geruch und Geschmack über das betreffende Objekt orientieren und den so gewonnenen Eindruck mit dem durch die Augen gewonnenen vergleichen; auf diese Weise lernte er die Gegenstände durch das Sehen von neuem kennen. Diese Untersuchungen wurden mit den verschiedensten Gegenständen angestellt und es kam kaum vor, daß er einen Gegenstand schon beim zweitenmal erkannte. In der Regel war es drei- bis sechsmal notwendig, ihm den Gegenstand in die Hand zu geben, ihm zu sagen und zu zeigen, wozu er gebraucht wird, bis er imstande war, ihn durch das Gesicht allein wiederzuerkennen. Sah er einen Gegenstand, der ihm schon geläufig war, durch ein farbiges Glas, so erkannte er ihn nicht; über den Sachverhalt aufgeklärt, blieb er völlig orientiert. Das Taxieren der Größenverhältnisse fiel ihm außerordentlich schwer, auch die Orientierung im Raume besorgte er lange Zeit hindurch lieber durch den Tastsinn als vermittelst des Sehorgans. Der Knabe war ja freilich in traurigen häuslichen Verhältnissen aufgewachsen, es hatte sich niemand mit ihm beschäftigt,

doch war er ganz gewiß nicht außergewöhnlich schlecht begabt. Professor Uhthoff hatte Gelegenheit, den Knaben 2½ Jahre nach der Entlassung aus der Klinik wiederzusehen, da war er lebhaft, sogar wild und machte einen geradezu durchtriebenen Eindruck. Beim normalen Kinde entwickelt sich das Sehenlernen natürlich nicht so sprungweis; ihm sondern sich aus dem ursprünglichen Halbdunkel hellere Bezirke, Lichteindrücke ab; zunächst verschwommene, nach einigen Monaten immer schärfer umgrenzte Bilder gebend; so tritt das Kind allmählich in das Stadium der Seelenblindheit, es erkennt zunächst noch nicht, was es sieht, erst in jahrelanger Übung lernt es unter Zuhilfenahme der anderen Sinne die einzelnen Dinge seiner Umgebung kennen und schließlich auch benennen. Aber schon lange ehe es sprechen kann, kennt es sehr vieles, äußert durch Geberden und Minenspiel Wünsche und stellt Fragen. Daß es aber das Sehen erst erlernen muß und nicht als fertige Fähigkeit mit auf die Welt bringt, beweisen die angeführten Beobachtungen. Nicht minder auch die Fälle, in denen die Kinder das Sehen erst erlernten, dann vergaßen und es nochmals lernen mußten. Es ist dies in den Fällen beobachtet worden, in denen ein monatelang anhaltender Lidkrampf die Augen geschlossen hielt; nach dessen Aufhören zeigten die Kinder ein ganz ähnliches Verhalten, wie das oben geschilderte des Knaben; stets genügten einige Wochen zur Wiedererlangung der verloren gegangenen Fähigkeiten.

Wenn wir übergehen zur Betrachtung der weiteren Entwickelung des Kindes, so wollen wir zunächst einige für das Kindesalter spezifische Züge hervorheben. Wir sehen gewisse Bedürfnisse beim Kinde mit der Gewalt von Naturtrieben auftreten, es ist dies das Bedürfnis nach Muskelbewegung, nach selbständigem Handeln und das Bedürfnis nach Bereicherung seines Vorstellungsschatzes.

Triebartig ist vor allem das Erstgenannte; die Kinder können gar nicht still bleiben, und alles, was auch nur für einige Augenblicke der Ruhe bedarf, ist schwer bei ihnen durchzusetzen.

Zu dieser Beweglichkeit der Kleinen trägt sehr viel der Umstand bei, daß sie auf jeden äußeren Reiz sofort reagieren; jeder Schall, jede Berührung wird sofort mit einer Bewegung

beantwortet. — Sobald die Kinder laufen gelernt haben, ziehen sie dieses dem Gefahrenwerden vor, und sobald sie erst im Laufe des dritten Jahres die nötige Sicherheit in der Beherrschung des Gleichgewichts erlangt haben, dann hüpfen sie wie die Vögelchen, namentlich am Morgen nach der tiefen Ruhe der Nacht. Später kommen allerhand Turn- und Kletterkünste.

Schon frühzeitig können wir bei unseren Kleinen das Bedürfnis nach selbständigem Handeln wahrnehmen. Kaum hat das Kind laufen gelernt, so entzieht es sich mit Vorliebe der führenden Hand und jauchzend läuft es davon, wenn es auch noch so oft hinfällt. Wird es größer, so ist die Bitte: „Laß mich das machen," „laß mich das allein machen" eine der am häufigsten gehörten; daß dies zumeist auf dem Nachahmungstrieb beruht, ist keine Frage; dieser Trieb geht von den niederen Zentren aus und ist zunächst unbewußt, aber er wächst allgemach heraus aus der Sphäre der Reflexe und wird zum gewollten; wir können uns sehr wohl vorstellen, daß hier der Trieb weiter wirkt, aber schon unter Teilnahme des Großhirns, dessen regulierende Tätigkeit sich freilich erst allmählich geltend macht. So, wie sich dies vollzieht, wird der Tatendurst des Kindes zu einer reichlich fließenden Quelle der Belehrung. Auch dieses Bedürfnis erweist sich als eine in der Richtung der Fortentwickelung wirkende Kraft, und wenn wir hier diese Bedürfnisse gesondert aufführen, so ist dies eigentlich nichts anderes, als daß wir von verschiedenen Gesichtspunkten aus die Summe der Erscheinungen betrachten, welche ununterbrochen die Tendenz des Wachstums und des Ausreifens des Individuums offenbaren.

Das Bedürfnis der Kinder, ihren Vorstellungskreis zu erweitern, tritt am deutlichsten hervor in ihren Fragen. Was alles können sie fragen! Selbst die unerschöpflichste Mutter gerät bald an den Rand ihrer Leistungsfähigkeit vor dieser Inquisition der Kinderstube!

Und welches Glück, daß sie es tun und ihren Eltern die Gewißheit geben, daß sie gesunden Geistes sind! Mit immer erneuter Geduld widme man sich der Beantwortung dieser Fragen; doch achte man stets darauf, abstrakte Begriffe zu vermeiden; man fülle das Vorstellungsvermögen des Kindes

mit Wahrnehmungen aus dem unerschöpflich zur Verfügung stehenden Reichtum der Natur; sind diese reich genug und klar, so wird das Kind selbst beginnen zu vergleichen und ihm nahegelegte Schlüsse zu ziehen — wieder unter dem freudigen Gefühl des Selbsterarbeitens, das die Liebe zum Neuen wach erhält und steigert. Dann aber kommt bald die Zeit, wo das Fragen beginnt seine Berechtigung zu verlieren, dann muß es zurückgedrängt werden zu Gunsten des Denkens.

Vererbung und Erziehung.

Die Vererbung und die Erziehung sind die beiden Faktoren, welche die Entwickelung des Menschen bestimmen — das ist unbestritten; aber sogleich gehen die Meinungen auseinander, sobald es gilt, abzugrenzen, welcher Anteil vom schließlichen Resultat auf jede der Komponenten entfällt. — Die eine Auffassung geht dahin, daß die Vererbung das Entscheidende ist, daß der Charakter des Menschen in seinen Grundzügen bestimmt ist, schon bei seiner Geburt; daß alles, was ihm die Erziehung zuführen kann, von untergeordneter Bedeutung ist gegenüber dem, was von vornherein in ihm festgelegt war. Auf der anderen Seite sehen wir die hohe Wertschätzung der Erziehung, der Erziehung im weitesten Sinne des Wortes, alles umfassend, was als äußere Einwirkung an den Menschen herantritt: die im Elternhause genossene Fürsorge, die Fortbildung in der Schule und nicht zuletzt all das, was der Kampf ums Dasein, die herbe Schule des Lebens dem Menschen bringt.

Wir wollen das, was wir am einzelnen Menschen und am Menschengeschlecht in seiner Gesamtheit beobachten können, zusammenstellen und daran unsere Erwägungen knüpfen. Beginnen wir mit dem Individuum. Bei seiner Geburt repräsentiert der Mensch eine äonenalte Vergangenheit zugleich mit der Zukunft, an deren Schwelle er tritt.

Aus der ersteren bringt er mit den alterworbenen Stammesbesitz, Fertiges und nur in der Anlage Begründetes, der Entwickelung Harrendes. Wir sehen, daß dessen, was er fertig mitbringt, sehr wenig ist; er ist hilfloser als irgend ein anderes lebendes Wesen zur Zeit seiner Geburt. — Am schroffsten tritt der Unterschied hervor in seinem Zentralnervensystem;

was schon entwickelt ist, sind nur die niederen Zentren, welche alles das beeinflussen, was die vegetative Existenz bedeutet, das aber, was dereinst seine Eigenart als Mensch darstellen wird, ist nur in den Anfängen vorhanden und es bedarf des Reizes der äußeren Einflüsse, um seine Entwickelung zu finden; unter der Einwirkung dieser baut sich der gewaltige Komplex des Großhirns aus, das wie eine Akropolis die niederen Hirnteile überragt.

Nach der modernen Naturauffassung repräsentiert das einzelne Individuum in seiner eigenen Entwickelung eine kurzgefaßte Wiederholung der Entwickelung der Art, zu der es gehört — es ist dies das großartige sog. biogenetische Grundgesetz — und wenn wir nun sehen, daß unter dem Einflusse der äußeren Einwirkungen ein solch gewaltiges Organ wie unser Großhirn sich auswächst, so dürfen wir unbedingt den Rückschluß machen, daß es auch in der Stammesentwickelung diese Einflüsse waren — also Einflüsse der Erziehung — welchen das Menschengeschlecht als solches dieses Organ verdankt.

Diese Annahme fügt sich zwanglos hinein in die Anschauung, daß durch unser Weltall ein großer Zug der Entwickelung geht, daß von einfachen Formen in ungemessenen Zeiträumen sich höhere Wesen abgeleitet haben, daß ohne Stillstand in beständigem Fließen, in ewigem Werden und Vergehen neues entsteht, um das frühere durch besseres zu ersetzen. Wir können uns gar nicht zu dem Gedanken entschließen, daß alles, was der Einzelmensch an Fortschritten, an ethischem und intellektuellem Besitz errungen hat, mit ihm ins Grab versinkt, daß der Kampf derer vergeblich war, welche alle ihre Kräfte angespannt haben, um ihren Mitmenschen voranzuleuchten, ihnen neue Bahnen zu weisen. Wenn das wirklich für alle übrigen Lebewesen Geltung haben sollte — der Mensch hat sich eine Ausnahme geschaffen, indem er seinen geistigen Besitz festzulegen gelernt hat in Schrift und Druck, in dem er ihn der Mit- und Nachwelt anbietet; so baut der Mensch sein Werk weiter auf der Grundlage, welche die vorausgegangenen Generationen geschaffen haben und dieser gemeinsame Besitz der Menschheit bedeutet nicht nur einen Schatz an Wissen, sondern auch an dem höchsten Gut, das er so schlicht und stolz als „Menschlichkeit" bezeichnet.

Nur eines kurzen Rückblicks auf die Geschichte der Völker bedarf es, um zu ersehen, daß dort, wo auch in die breite Masse des Volkes die geistige Bildung ihren Einzug gehalten hat, die Roheit der Sitten sich mindert; nur in großen Zügen darf man solche Entwickelungsbewegungen betrachten; das Einzelindividuum mag sich oft entgegengesetzt verhalten, das sind Ausnahmen, welche in dem großen Strome verschwinden.

Das Wissen allein, welches wir über unser Seelenorgan besitzen, redet eine eindringliche Sprache zu jedem, der es erwirbt; es zeigt ihm, daß über den niederen Triebzentren das Großhirn waltet, daß aus dem Gebiete der geistigen Arbeit und der geistigen Fähigkeiten Leitungen hinabgehen zu diesen Zentren, welche es ermöglichen, die niederen Triebe zu meistern; es führt ihm unverkennbar vor Augen, daß diese Beherrschung der Triebe durch Übung erlernt werden kann, daß die geistigen Zentren durch Schulung an Kraft gewinnen — daß der Mensch also weder ein Sklave der Vererbung noch ein Spielball der niederen Triebe ist.

So folgt denn unmittelbar aus diesem Wissen die Verantwortlichkeit des Individuums und seine Pflicht, sich selbst und die ihm Anvertrauten in ernster Schulung zu erziehen; so sehen wir die naturwissenschaftliche Auffassung des Seelenlebens vereinbar mit jeder gesunden Sittlichkeit; weit entfernt den Menschen zur Maschine herabzuwürdigen, eröffnet sie ihm den Einblick in die erhabensten Geheimnisse seines Körpers und zugleich beweist sie ihm seine unabwendbare Verantwortlichkeit.

Aber das geläuterte Wissen weist auch gleich die Grenze der Verantwortlichkeit auf und eines der wertvollsten Geschenke, welche die Wissenschaft der Menschheit dargebracht hat, ist — die humane Behandlung der Geisteskranken.

Daß der Mensch unter dem Einflusse äußerer Einwirkungen sich entwickelt, haben wir gesehen, und wir sehen auch alltäglich eine sehr energische in diesem Sinne einwirkende Kraft: die Elternliebe. Sie ist einer der stärksten Triebe, die dem Menschen eingepflanzt sind und sie verkörpert sich in dem Wunsche der Eltern, ihren Kindern wenn möglich ein besseres Dasein zu bereiten, sie auf eine höhere Stufe zu heben, als sie ihnen erreichbar war. Wenn sich dieser Wunsch nicht auf Äußerlichkeiten bezieht, sondern auf das, was den Wert des

Menschen bedeutet, so ist er durchaus berechtigt und dann wirkt er als ein mächtiger Hebel in der Fortentwickelung der gesamten Menschheit.

Eine zielbewußte Erziehung erstrebt zugleich eine kräftige Entwickelung des Körpers und der geistigen Fähigkeiten.

Die erstere erfordert eine zweckmäßige Ernährung und peinlichste Reinlichkeit des Körpers, die Entwickelung der Muskulatur durch reichliche Bewegung und eine zweckmäßige Kleidung. — Eine große Rolle in der körperlichen Erziehung spielt in neuerer Zeit die Abhärtung. Man pflegt darunter meist nur die Unempfindlichkeit gegen Kältereize zu verstehen. Das erschöpft aber den Begriff durchaus nicht; in Wirklichkeit wird man nur den einen abgehärteten Menschen nennen können, der nicht nur, ohne sich unglücklich zu fühlen und ohne seine Gesundheit zu gefährden, Kälte ertragen kann, sondern auch andere — sagen wir — Strapazen, wie Hitze, Hunger, Durst, Schmerz und starke körperliche Anstrengungen. Wollte man auf alle diese Dinge näher eingehen, so erhielte man ein ganzes Erziehungsprogramm — und so ist es tatsächlich, es gibt eben nur eine vernünftige Erziehung und in dieser ist eine zielbewußte Abhärtung inbegriffen. Wir wollen hier nur erwähnen, daß bei der sogenannten Abhärtung in bester Absicht sehr häufig grobe Irrtümer begangen werden.

So sieht man häufig zarte, blasse Kinder in einer nur für die warmen Sommermonate geeigneten Kleidung auch in der kühlen Jahreszeit, mit bloßen Knieen und weit entblößtem Hals. Es scheint gerade dieser Wahl der Kleidung eine Ideenassociation zu Grunde zu liegen, welche den Wunsch bedeutet, die Kleinen ebenso kräftig werden zu lassen, wie es Tiroler und Matrosen in der Regel sind, die wir mit bloßen Knieen oder tief ausgeschnittenem Kragen zu sehen gewohnt sind. Dabei bleibt eben außer betracht, daß der Grund des Kräftezustandes dieser Leute in ihrer Abstammung und ihrer gesamten Lebensweise, nicht aber in dieser Art der Kleidung gelegen ist, und überdies — ziehen die Tyroler in der kalten Jahreszeit fürsorglich Strümpfe über ihre Knie. So erfrischend und anregend eine rasche Kälteanwendung wirkt, so nachteilig wird eine dauernde Abkühlung des Körpers namentlich des kleinen Körpers des Kindes. Die Kniee sind an und für sich

schon in der Wärmeversorgung schlecht gestellt, weil dort jedes Muskelfleisch fehlt und die Haut fast ausschließlich über Knochen und Sehnen liegt — die Empfindlichkeit der Kniee gegen Kälte ist ja allbekannt.

Die Entblößung des Halses bewirkt, daß die warme Luftschicht, welche durch die Körperwärme zwischen der Haut und der innersten Kleiderschicht gebildet wird, rasch aufsteigt und entweicht, so daß diese Entblößung zu einem intensiven Wärmeabfluß führt. Diese Wärmemengen gehen absolut für den Körperhaushalt verloren und bedeuten eine sehr intensive Wärmeveränderung; es ist ein namhafter Teil der aufgenommenen Nahrung, welcher sonst zum Aufbau von Blut, Muskelfleisch u. s. w. gedient hätte, in Form von Wärme in die Atmosphäre entwichen und statt der beabsichtigten Kräftigung des Körpers stellt sich Blutarmut und verzögertes Wachstum ein.

Zu beachten ist bei diesen Dingen, daß die meisten Kinder gegen Wärme und Kälte recht unempfindlich sind, sie springen an einem glühend heißen Sommertage bei ihren Spielen in ausgelassenster Weise und sie laufen mit bloßen Füßen über kaltes Linoleum, eisige Steinplatten, ohne belästigt zu werden; es liegt das wohl im allgemeinen daran, daß die Kinder überhaupt wenig auf sich achten, die Umgebung nimmt sie ganz in Anspruch und läßt sie nicht dazu kommen, über ihr Befinden nachzudenken, sie „fühlen“ sich noch nicht.

Das ist durchaus der normale Zustand, aber gerade darum muß der Erzieher darauf bedacht sein, in diesen Dingen, wo es notwendig ist, korrigierend einzutreten. Also nicht Abkühlung führt zur Abhärtung, sondern der ganze Komplex vernünftiger Leibespflege, in dem reichliche Bewegung in frischer Luft bei weitem die Hauptrolle spielt.

Bei dem engen Zusammenhang zwischen Körper und Seele ist es sehr begreiflich, daß die Pflege des Körpers auch einwirkt auf die Entwickelung der geistigen Fähigkeiten und auf das gesamte Seelenleben; „die Nerven müssen durch die Muskeln geheilt werden,“ sagt Charcot. So ist ein systematischer Unterricht im Turnen nicht nur geeignet, den ganzen Bewegungsapparat in seiner Entwickelung und Leistungsfähigkeit zu fördern, sondern er weckt auch den Mut, gewöhnt an die

Ertragung von Schmerzen, die dabei gelegentlich vorkommen, übt das Schätzungsvermögen des Blickes und lehrt die Kraftimpulse abstufen, nicht zuletzt auch verleiht er Sicherheit, Gewandtheit und Anmut der Bewegungen. Er ist ein gutes Mittel, das Schönheitsgefühl frühzeitig zu wecken und dem Kinde Sorgfalt in der Ausführung auch der kleinsten Dinge anzugewöhnen — dadurch wird am besten etwaigen Übertreibungen und öder Kraftmeierei entgegengearbeitet.

Daß der Schlaf des heranwachsenden Kindes ein ausgiebiger sein muß, daß es unbedingt keine geistigen Getränke genießen darf, daß es möglichst spät an den Vergnügungen und der Geselligkeit der Erwachsenen teilnehmen soll, daß es nicht ängstlich vor Anstrengungen und dem ihm so angenehmen und notwendigen Herumspringen behütet werden soll, mag hier nur angedeutet werden.

Von großer Bedeutung ist die Ausbildung der Kräfte und Eigenschaften, welche bei der Beherrschung der Affekte, der Gemütsbewegungen wirksam sind.

Starke Schwankungen des Stimmungslebens sind ein wesentliches Merkmal der Krankheit der modernen Zeit, der Nervosität — Schwankungen, welche sowohl einer falschen Bewertung der Ereignisse als auch einer Unfähigkeit, seine Affekte zu beherrschen, entspringt.

Der Nervöse ärgert sich über Kleinigkeiten, irgend eine unverhoffte Nachricht bringt ihn außer Fassung, er fällt aus einer Unlustempfindung in die andere und verbittert sich das Leben durch Aufregungen, welche in Wirklichkeit nahezu oder völlig unmotiviert sind.

Dies hat wohl manchmal seinen Grund in einer krankhaften Disposition, meist aber ist der Nervöse nicht dazu erzogen worden, die Dinge um sich herum und das eigene „ich“ in das richtige Verhältnis zu setzen; die eigene Person hat bei allen seinen Erwägungen im Vordergrunde gestanden; er hat es als ein Unrecht empfunden, wenn ihm nicht alles nach Wunsch ging; was er an andern tadelt, fand er an sich selbstverständlich und so verschob sich ihm immer mehr der Gesichtswinkel, unter dem er die Ereignisse des Alltagslebens betrachtete, und darum empfindet er so oft an sich ganz gleichgültige Vorgänge als ein Unglück, das ihm

widerfährt. — Wenn die Erziehung es versäumt hat, die Willenskraft zu trainieren, so sehen wir einen Zustand der Hilflosigkeit, in der dem Menschen nichts anderes helfen kann, als wenn er aus eigener Erkenntnis heraus nachzuholen sucht, was ihm fehlt. Vor dieser Situation das heranwachsende Kind zu bewahren, ist eine der wichtigsten Aufgaben der modernen Erziehung.

Diese Aufgabe ist um so schwieriger zu lösen, wenn die Erwachsenen in der Umgebung des Kindes in dieser nervösen Verfassung sind, wenn das Kind bei seinen Eltern unmotivierte Ausbrüche der Erregung sieht, wenn es hört, daß man sich heute so fühlt, gestern so gefühlt hat, wenn es ununterbrochen gefragt wird, „ist dir wohl“? „bist du nicht müde“? u. s. f., so kopiert es unbewußt diese Zustände und kann selbst dann, wenn es nicht unter erblicher Belastung steht, in eine falsche Bahn des Empfindungslebens gelangen.

Für Erwachsene wie für Kinder gibt es hier nur ein Hilfsmittel und das heißt: zielbewußte, ernst genommene, richtig gewählte Arbeit, sowohl im täglichen Leben als auch als Heilmittel beim Eintritt besonderer Ereignisse. Es gilt zu setzen an Stelle der Gemütsbewegung Betätigung eines festen Willens, an Stelle nagenden Mitleids energische Hilfeleistung und an Stelle der Verzweiflung die befreiende, entlastende Tat. Darum ist es von Wichtigkeit schon so früh als möglich im Kinde die Freude an nützlicher Arbeit zu wecken, an der Arbeit und ihren Resultaten mißt es seine Kraft und lernt es, wie vieles es nicht kann, im Spiel mit seinen Altersgenossen tritt das ich zurück und beginnt die Entwickelung des Korpsgeistes, eines sozialen Gefühls, das seine weitere Entwickelung in der Schule findet.

Das Wesentliche ist das Selbstmachen, an dessen Ende das Resultat der Arbeit greifbar daliegt, eine Zeichnung, eine Schnitzarbeit oder etwas ähnliches, sie ist ein wahr und ungefärbt redendes Zeugnis über die Sorgfalt, die darauf verwandt wurde, und jede nützliche Arbeit ist ehrenhaft. Die Auffassung, daß Arbeit nicht vornehm sei, rächt sich grausam durch den Ausfall aller der Lebensenergie, welche nur sie allein auszulösen vermag.

Das Selbstmachenlassen ist sowohl für das Spiel des

Kindes als für seine erste Belehrung das Prinzip; zugleich entspricht es durchaus den Wünschen des Kindes, das gerade daran das meiste Vergnügen findet und stets darum bittet. So bildet das Nachformen der gesehenen Gegenstände schon frühzeitig eine beliebte und äußerst fruchtbringende Beschäftigung für das heranwachsende Kind; indem es nachmachen will, lernt es sehen, und das ist es ja, worauf alles ankommt, das Kind lernt mit offenen Augen durch die Welt gehen.

Die Schulzeit.

Die Schulpflicht ist von allen Anforderungen, welche der Staat an seine Angehörigen stellt, nächst der Wehrpflicht die am tiefsten einschneidende. Sie trifft die gesamte Bevölkerung, sie nimmt das Individuum in Beschlag im frühen Kindesalter, sie hält es fest bis an die Grenze der Kindheit; sie holt das Kind heraus aus der Familie, nimmt es den Eltern aus der Hand und nach festgestellten Normen vollzieht sich seine Erziehung.

Die Behandlung und Belehrung des Kindes in der Schule hat sich zu einer modernen Wissenschaft ausgewachsen; wenn auch die Grundgedanken, auf denen sie sich aufbaut, zum Teil schon Jahrhunderte alt sind, so sind doch auf dem Gebiete der Schule in den letzten zwei Lebensaltern größere Fortschritte gemacht worden, als in den vorausgegangenen Jahrtausenden zusammen.

Daß die Kinder mit dem Beginn des Schulbesuchs von gewissen, dem Kindesalter eigentümlichen Krankheiten befallen werden, liegt an der erhöhten Gelegenheit zur Ansteckung; an den Erkrankungen an sich hat die Schule keine Schuld, diese wären später doch eingetreten.

Daß die Gelegenheit, sich häufiger mit leichten ansteckenden Krankheiten zu infizieren vorliegt, ist nicht zu leugnen, da ja die Kinder mit Schnupfen und sonstigen leichteren Erkrankungen die Schule weiter besuchen; trotzdem ist es auffallend, daß nach den Erfahrungen der Schulärzte hier in Frankfurt in den Bürgerschulen der Gesundheitszustand oft ein viel besserer ist, als sich nach dem gesamten Gesundheitszustand der Stadt erwarten ließe.

Die Schulkrankheiten sind überhaupt schwer abzugrenzen,

da ja die Schulkinder den Einflüssen der Schule nicht unausgesetzt unterworfen sind; sie sind gleichzeitig den Schädlichkeiten der häuslichen Verhältnisse und allen unter Umständen krank machenden Ursachen ausgesetzt, die auch den Erwachsenen bedrohen.

Als unbestrittene Schulkrankheiten werden aufgefaßt: die Kurzsichtigkeit, die Verkrümmung der Wirbelsäule und gewisse nervöse Erscheinungen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Mißstände in der Beleuchtung der Schulzimmer, vor allem aber in der Beschaffenheit der Schulbänke und in der Haltung der Kinder beim Lesen und Schreiben für die erstgenannten zwei Schädigungen verantwortlich zu machen sind. — Das moderne Schulhaus und seine Einrichtung hat die diesbezüglichen Mängel auf ein Minimum herabgesetzt, doch bleibt für den Lehrer noch viel, sehr viel zu tun, um durch richtige Regulierung der Helligkeit und unermüdliche Beaufsichtigung der Haltung der Schüler Unheil zu verhüten. In allen diesen Dingen sind aber die Verhältnisse des Elternhauses nicht unbeteiligt, da auch die Beleuchtung und die Haltung bei den häuslichen Arbeiten mitwirkt.

Die nervösen Erscheinungen, für welche die Schule verantwortlich gemacht wird, bestehen in Aufregungszuständen, morgendlichem Erbrechen, Kopfweh und ähnlichem. Diese Symptome sind den Lehrern wohlbekannt und sie behandeln wohl ausnahmslos solche Kinder mit besonderer Schonung. Für das Elternhaus ergibt sich aus solchen Symptomen die Notwendigkeit, die Kinder recht früh zu Bett zu bringen, sie am Morgen so rechtzeitig aufstehen zu lassen, daß keine Hetze den Tag beginnt; absolute Vermeidung von erregenden Getränken, wie Alkohol, Thee, Kaffee, und große Vorsicht bei Wasseranwendungen ist ebenfalls geboten; solche Kinder vertragen nur ganz kurze Prozeduren von leicht kühler Temperatur.

Diesen Nachteilen der Schule stehen aber auch schwerwiegende Vorteile gegenüber — ganz abgesehen von dem bildenden Einfluß an sich. Das Zusammenleben der Kinder befördert einen edlen Wettstreit, die Kleinen lernen sich im Umgange vertragen, und wenn sie sich aneinander reiben, müssen sie sich schon jetzt in der Berrschung der Affekte schulen,

das „ich“ tritt bei der Entwickelung des kindlichen „Klassenbewußtseins“ zurück.

Unter dem Worte Überbürdung fassen wir alle krankhaften Erscheinungen zusammen, welche bei Kindern zu Tage treten, denen eine das Maß ihrer körperlichen und geistigen Kräfte übersteigende Arbeitsleistung aufgelegt ist.

Wenn wir solche Erscheinungen an einem Kinde wahrnehmen, so müssen wir uns zunächst darüber klar werden, ob nicht außer den Schularbeiten noch andere Veranlassungen für die beobachteten Schäden vorliegen; so stellt sich z. B. häufig heraus, daß die Kinder außer ihren Schulstunden auch sonst noch Unterricht genießen, etwa in Musik, in irgend einer fremden Sprache. Da ist es nun eine unerbittliche Notwendigkeit, diese Nebenbeschäftigung aufzugeben; wenn irgendwo, so erweist sich bei der Abmessung der geistigen Anspannung des Kindes der Meister in der Beschränkung. Auch solche Unterrichtsfächer müssen ausgeschlossen werden, welche als fakultative dem eisernen Bestande des Schulzieles angegliedert sind, entweder in der Anlage der Schule selbst vorgesehen oder auf Grund besonderer Wünsche des Schulleiters. Für diejenigen, welche ungeschädigt den Zuwachs an Arbeit tragen können, sind sie da, aber auch nur für diese; wo diese Last nicht getragen werden kann, ohne daß die Hauptfächer Schaden leiden, da muß unerbittlich reduziert werden, wie der Gärtner dem wachsenden Bäumchen alle Nebentriebe rücksichtslos amputiert, damit alle Kraft dem Haupttriebe zufließe und das Bäumchen nicht zu einem regellosen Buschwerk entarte, sondern aufwärts strebe.

Noch ein sehr wesentlicher Punkt ist zu beachten: oft ist die Schule, welche das Kind besucht, ihrem Lehrplan nach nicht im Einklang mit den Fähigkeiten und Neigungen des Kindes. Ist nur geringe Liebe und geringe Befähigung für die alten Sprachen oder für Sprachen überhaupt vorhanden, dann wird das Gymnasium für den Knaben eine Last; in freudloser Anstrengung vergeudet er seine Kräfte und schädigt seinen Körper, während er in den Naturwissenschaften rasche und mühelose Fortschritte gemacht hätte.

Auch ist in Betracht zu ziehen, ob die beunruhigenden Erscheinungen nicht auf eine Periode raschen Wachstums oder einen Erschöpfungszustand aus anderen Gründen zurückzuführen

sind und ob nicht eine zeitweilige völlige Ausspannung angezeigt ist.

Eltern und Ärzte sind im allgemeinen leichter geneigt, eine Überbürdung durch die Schule anzunehmen, als die Pädagogen. Sicher ist, daß die Schädigung durch die Schule wohl vorkommt, daß sie aber im allgemeinen zu häufig angenommen wird.

Der zu frühe Schulanfang, die Verlegung von fünf Unterrichtsstunden auf den Vormittag, die Überfüllung des Lehrstoffes mit Gedächtnisarbeit sind entschieden reformbedürftige Punkte. In dem Augenblicke, in dem man sich entschlösse, die Lektionsstunde auf 40 Minuten herabzusetzen, wäre dem Übel abgeholfen. Nicht nur hat man in der Industrie gute Erfahrungen mit einer Abkürzung des Arbeitstages gemacht, nicht nur hat sich beim Militär die zweijährige Dienstzeit, welche die zuständigen Autoritäten noch vor einigen Jahren für unmöglich erklärten, bewährt, sondern auch auf dem Gebiete des höheren Schulwesens ist der vollgültige Beweis erbracht, daß eine solche Abkürzung der Lektionsdauer sich mit einer tadellosen Ausbildung der Schüler vereinigen läßt. Es steht nur zu hoffen, daß diese Bahnbrecher recht bald allgemeine Nachahmung finden.

Wie viel Arbeit würde den Kindern erspart werden, wenn sie nur das klare, in einfachen scharfen Umrissen sich darstellende, auch von unseren Altvorderen gebrauchte Alphabet zu lernen brauchten, welches ja auch die meisten anderen Sprachen der Kulturwelt haben? Welche Erleichterung böte der Entschluß, es doch endlich einmal zu wagen, was so viele andere Sprachen längst tun, auch die Hauptworte mit kleinen Anfangsbuchstaben zu schreiben! Das sind doch lediglich Dinge der Gewohnheit, an sich völlig bedeutungslos!

Sehr viel Entbehrliches, nur das Gedächtnis Belastendes wird sich noch finden und ohne der Schulung des Denkens und der Gesamtheit des Erziehungsresultates Abtrag zu tun, beseitigen lassen. Die Menge dessen, was der moderne Mensch wissen muß, nimmt ständig zu, die Leistungsfähigkeit des menschlichen Hirnes aber ist begrenzt; die Ausbildung unserer Jugend soll nicht den Zweck haben, ein Geschlecht von Gelehrten heranzubilden, sondern tatkräftige, in scharfem Denken geübte, den Anforderungen unserer Zeit mit ihrem Völker-

verkehr und Völkerwettbewerb gewachsene, im besten Sinne des Wortes moderne Menschen. Dazu bedarf es von frühester Jugend an einer Schulung der Wahrnehmung, des Auffassungsvermögens, das den Menschen befähigt, mit offenen Augen durch die Welt zu gehen. In hervorragendem Maße trägt hierzu bei ein zielbewußter, im engsten Anschlusse an die Naturbeobachtung sich abspielender Zeichenunterricht. Die Bildung der Begriffe wird durch die Anschauung gefördert und die Anschauung, welche von einer Wiedergabe des Geschauten gefolgt sein soll, wird stets eine intensive, ein nachhaltiges Erinnerungsbild zurücklassende sein. — Eine solche Erziehung, welche vorerst nach Möglichkeit das abstrakte Denken vermeidet und zunächst eine Fülle von Begriffen in dem kindlichen Gehirn zu bilden bestrebt ist, also eine vorwiegend auf der Anschauung begründete, bereitet dem Kinde von vornherein Freude und entspricht völlig seinen Neigungen. Glücklicherweise haben die Wandlungen, welche die jüngste Zeit auf dem Gebiete des Berechtigungswesens der höheren Schulen gebracht hat, der Alleinherrschaft des Gymnasiums ein Ende bereitet, so daß der Jüngling jetzt die seinen Anlagen und Wünschen entsprechende Ausbildung wählen kann. Gerade die Gleichberechtigung der höheren Schulen ermöglicht jetzt einen edlen Wettstreit unter ihren Zöglingen, einen Wettstreit, in dem der Einzelne wie das ganze Volk nur gewinnen kann. Damit ist zugleich ein wesentlicher Schritt vorwärts getan in der Ausbildung einer wahren Toleranz; damit tritt immer mehr die bisherige Klassifizierung der Menschen zurück. Je höher die Geistesarbeit an sich geschätzt wird, je weniger Lehrgang und Patent entscheidet, je mehr der Mensch bewertet wird nach dem Endresultat seiner Entwickelung, gleichviel auf welchem Wege er es erreicht hat, desto früher werden wir zu einer reinen Humanität gelangen, welche am Menschen seinen wahren Wert schätzt, ohne Rücksicht auf Abstammung, Konfession, Titel und Besitz.

Der Weg zu einer solchen Zukunft aber geht durch die Schule und darum hat die ganze Nation das größte Interesse daran, daß die staatliche Fürsorge dem Lehrerstande im höchsten Maße zu teil wird. Ist der Lehrer ein Mann von weitem Blick und vornehmer Gesinnung, dann leuchten diese Eigen-

schaften hindurch auch durch den einfachsten Lehrstoff und beeinflussen unvermerkt die Seele des Schülers; die Persönlichkeit des Lehrers entscheidet mehr als Lehrplan und Charakter der Schule über das Endresultat der Schulzeit.

Ein Rückblick auf alles, was wir über die Schule sagen konnten, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß unser Geschlecht auf diesem Wege so weiter schreiten und daß unsere Generation vor dem Urteile der folgenden in Ehren bestehen wird.

Theologie und Religionswissenschaft des 19. Jahrhunderts.

Von Professor Dr. Ernst Troeltsch aus Heidelberg.

Es ist eine allbekannte Tatsache, daß die letzten Jahrhunderte auf dem Gebiete des religiösen Lebens und Denkens der christlichen Völker einschneidende und allgemeine Veränderungen hervorgebracht haben. Widerspruch, Zwiespalt und Unruhe, der Drang nach Hervorbringung neuer Zustände sind an Stelle der bis zum 18. Jahrhundert herrschenden Einheitlichkeit getreten, und die Ergebnisse sind noch nicht entfernt zu einer dauernden und festen Gestalt herausgebildet. Den Vorgang dieser Umwälzung und Neubildung zu beschreiben und zum Verständnis zu bringen, ist die Aufgabe der dem Thema „Theologie und Religionswissenschaft des 19. Jahrhunderts" gewidmeten Vorträge. Dabei ist die Zusammenfassung der Theologie und Religionswissenschaft notwendig, da die eine historisch-kritische Gesamtanschauung und die freie wissenschaftliche Bewegung der modernen Welt akzeptierende Theologie im engsten Zusammenhang mit der allgemeinen Religionswissenschaft und den ihr zugeführten Anregungen steht. Diese Theologie ist überhaupt die Arbeit am Religionsproblem und hat ihre Mitarbeiter sogar zum wichtigsten, wenigstens anregendsten, Teil außerhalb der Reihen der zünftigen Theologie und wirkt ihrerseits wieder durch ihre Erkenntnisse auf die allgemeine Religionswissenschaft zurück. Andererseits ist die Theologie in diesem Sinne erst ein Kind des 19. Jahrhunderts, das freilich die grundlegende Arbeit des 17. und vor allem des 18. Jahrhunderts, damit die Entstehung allgemeiner religionswissenschaftlicher Kategorien und die historisch-kritische Auflösung der jahrtausende alten dogmatischen Geschichtsbetrachtung voraussetzt, das aber die auf dieser Grundlage mögliche Arbeit erst wirklich in ihrem großen und weiten Sinne

aufgenommen hat. So hat die Behandlung des Themas in erster Linie das große begriffliche Erbe des 18. Jahrhunderts zu beleuchten. Die auf dieser Basis sich erhebende Arbeit empfängt ihre maßgebenden neuen Impulse von der klassischen Philosophie und Literatur Deutschlands um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert. Daher ergibt sich als zweiter Abschnitt: die Entstehung der leitenden Ideen im deutschen Idealismus. Betritt hiermit die Theologie den Weg großer neuer Konzeptionen, so erhebt sich doch zugleich verstärkt der Rückschlag der bisherigen überlieferten kirchlichen Christlichkeit, und es ergibt sich das Kontrastbild der Entstehung der modernen Rechtgläubigkeit. Im heißen Kampf mit dieser Rechtgläubigkeit wirken sich dann die Konsequenzen der Theologie des deutschen Idealismus in den großen entwickelungsgeschichtlichen Forschungen aus, die, angeregt von Strauß, Vatke und Baur, die großen Leistungen der Theologie im zweiten Drittel des Jahrhunderts darstellen. Die tiefen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stattfindenden Wandlungen treiben dann freilich über diese Ergebnisse hinaus und führen zu dem bewegten und widerspruchsvollen gegenwärtigen Zustand des Problems, der sich mit einer bestimmten Formel nicht charakterisieren läßt.

1. Das Erbe des 18. Jahrhunderts.

Die Ausgangspunkte der modernen Religionswissenschaft und Theologie liegen in den Grundgedanken der modernen geistigen Welt überhaupt. Diese aber setzt weder mit der Renaissance noch mit der Reformation, sondern mit dem Ergebnis der großen Religionskriege des 17. Jahrhunderts ein, die Deutschland, Österreich, Frankreich, Holland und England durchtobten, während die Heimat der Renaissance der spanischen Friedhofsstille verfiel. So sehr diese Kriege realpolitisch und dynastisch mitbegründet gewesen sein mögen, sie waren doch Religionskriege und brachten die Abwendung der Gemüter von dem hervor, was Religionskriege verursacht und unentscheidbar macht, von den kirchlichen Alleinwahrheiten und Dogmen und damit dann auch von der kirchlichen Moral und Weltbeurteilung. So wurde der Raum frei für Reformbestrebungen und Reformen aller Art, für eine weltliche Politik,

für den Umbau der Gesellschaft und des Staates, für Handels- und Kolonialwirtschaft in klarer Unabhängigkeit von allen Missionsbestrebungen und für die alledem zu Grunde liegenden Theorieen, vor allem aber auch für kirchliche und religiöse Reformen, die sich teils auf ein interkonfessionelles Christentum zurückziehen wollten, teils kleine Kreise religiösen Privatlebens schufen, teils die Religion zum Gegenstand freien wissenschaftlichen Nachdenkens machten und von der Wissenschaft aus eine Beruhigung und Klärung der Geister schaffen wollten. Aber nicht bloß für eine neue Gestaltung des religiösen Lebens wird hiermit Anlaß und Raum, sondern noch darüber hinaus und vor allem für eine freie selbständige Bewegung der Wissenschaft überhaupt. Aus den Nebeln der Renaissancespekulation enthüllt sich als fester Kern, gehärtet durch die Entdeckungen Keplers, Galileis und Newtons, die neue Naturwissenschaft, die in ihrer mathematisch-mechanischen Analyse der Sinnenwelt ein neues Prinzip bedeutet und bald die führende Stellung erlangt, dem philosophischen Denken neue Stoffe und neue Antriebe gewährt und durch ihre Inspiration die neue Philosophie eines Hobbes, Descartes, Spinoza, Locke und Leibniz hervorbringt. Neben ihr erhebt sich aus der Renaissance-Philologie und -Jurisprudenz, aus der Kritik der politischen und sozialen Einrichtungen eine neue Historie, die durch Kritik und Aufzeigung ihrer Entstehung die alten Mächte des Staates, der Gesellschaft, der Wirtschaft entthront und neue auf den Schild hebt. Damit ist die neue Welt eröffnet und begründet, damit aber auch Voraussetzung und Antrieb für eine neue Behandlung des Religionsproblems gegeben. Freilich pflegt die Schnelligkeit des Wachstums der neuen Welt sehr überschätzt zu werden. Die kirchliche Gebundenheit dauert trotz prinzipieller Abwendung von ihr doch außerordentlich lange fort. Eigentlich nur Spinoza hat sich ihr entzogen, alle anderen haben aus innerer oder äußerer Nötigung oder aus beiden zusammen sich ihr in weitem Umfange noch unterworfen, so daß die Konsequenzen erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts deutlich hervortraten. Andererseits pflegt auch diese wissenschaftliche Behandlung des Religionsproblems einseitig überschätzt und als allein die Entwickelung des religiösen Lebens bedingend betrachtet zu werden, indem man übersieht,

daß gleichzeitig mit diesen theoretischen Entwickelungen praktische Bewegungen aus der veränderten religiösen Situation entstanden, die eine durchgreifende Veränderung des religiösen Lebens bedeuten und auch ihrerseits einen mächtigen praktischen Untergrund für die neue Behandlung des Religionsproblems geschaffen haben.

Das Erbe des 17. und 18. Jahrhunderts setzt sich somit aus zwei Erbstücken zusammen, aus den für die wissenschaftliche Betrachtung der Religion erarbeiteten Kategorien und aus den die Religion subjektivierenden und individualisierenden praktisch-religiösen Bewegungen.

Für die Charakteristik des ersten Erbstückes ist der wichtigste und hervorspringendste Einzelzug, daß eine psychologische Betrachtung der Religion aufkommt. Die psychologische Betrachtung tritt an Stelle der dogmatischen. Der Streit der Schulen, Lehren und Konfessionen und die Bekanntschaft mit den nicht-christlichen Religionen zeigte eine Menge widerspruchsvoller Gebilde, die sich einerseits gegenseitig aufhoben, und die doch eine unverkennbare starke Verwandtschaft und Gleichartigkeit hatten; und zugleich zeigte die Betrachtung der eigenen praktischen Frömmigkeit einen gewissen undefinierbaren praktischen Stimmungscharakter, der mit der Zustimmung zu diesen objektiven Lehren und Institutionen nicht notwendig verbunden war. So entstand der Rückgang vom Objektiven, Dogmatischen und Satzungsmäßigen, das sich in Dogmen und Kirchenpflichten darstellte, auf das Subjektive und Persönliche, von der Religion als Inbegriff von Dogmen, Institutionen, Theologie und Sakramenten auf die Religion als seelische Erscheinung und Tatsache. Gleichviel, was die Kirchen und Priester hier und dort lehren, die Religion kann ihr eigentlich echtes Wesen nicht in diesen Lehren und Dogmen haben, sondern sie muß in erster Linie eine allgemein menschliche, überall vorkommende, gleichartige seelische Verhaltungsweise sein; und, wenn man mit den objektiven Dogmen überall nur zu Streit und unversöhnlichem Gegensatze kommt, so gelangt man vielleicht zur Einigung, wenn man die Religion als allgemein menschliches subjektives Phänomen betrachtet, aus dem heraus sich die verschiedenen objektiven, geschichtlichen Religionen begreifen lassen. Es war das eine Betrachtungsweise, die mit der neu

aufstrebenden Psychologie zugleich auch die anderen Lebensgebiete, Recht und Staat, Moral und Kunst ergriff. Ja die psychologische Analyse der Religion geriet hierbei sehr bald in den Bann dieser andersartigen Analysen, bisweilen in den der ästhetischen, viel öfter aber in den der moralischen, so daß durch diese Beeinflussung auf ein Jahrhundert die psychologische Tatsache der Religion nur als ein Annex der Moral erschien. Man vermochte das in der Religion mit Recht erkannte wesentlich praktische Verhalten von der Moral noch nicht zu scheiden und bildete so einen Allgemeinbegriff der Religion als psychologischer Erscheinung, der die Religion als Stütze und Voraussetzung oder als Vollendung der Moral betrachten ließ. Es ist eine wichtige allgemeine Kategorie gewonnen, aber diese Kategorie selbst ist noch erst sehr roh und unbeholfen ausgeführt.

Diese Kategorie aber war nur gewonnen im Zusammenhang mit einer zweiten wichtigen Grundanschauung, mit der Erweiterung des überlieferten apologetischen und supranaturalistischen Bildes der Religion zu einem Bilde der universalen Religionsgeschichte. Das Christentum wurde zu einer Religion unter anderen Religionen, zu einem Bestandteil eines gleichartigen Ganzen. Die Wirkungen des Entdeckungs- und Kolonialzeitalters, der sich schärfende Blick für die Relativität alles Menschlichen, die Abwendung von den dogmatischen Absolutheiten und die Beobachtung schlagender Parallelen nötigte zu dem, was das Zeitalter eine „natürliche Geschichte der Religionen" nannte, und was in Wahrheit nichts anderes war, als die große folgenreiche Idee einer allgemeinen Religionsgeschichte, die aus der gemeinsamen religiösen Anlage hervorgeht und die konkreten historischen Religionen hervorbringt. Auch hier aber blieb es zunächst bei diesem großen Gedanken und seinem Gegensatze gegen die dogmatische Isolierung des Christentums, vor allem bei der Kontroverse über die diese Isolierung begründenden Wunder. Der Gedanke selbst wurde nur sehr mangelhaft ausgeführt, indem Quelle und Ausgangspunkt dieser Geschichte lediglich in dem allgemeinen moralistischen Religionsbegriff gefunden wurden, von dem aus die einzelnen konkreten Religionen nur durch Priesterbetrug, Herrschsucht und politische Gewalt herbeigeführt wurden. Die von den allermeisten festgehaltene zentrale Bedeutung des Christentums

konnte dann nur in der Form behauptet werden, daß das Christentum als mit der allgemeinen moralischen Vernunftreligion der Religionspsychologie identisch erklärt wurde, was dann freilich starke Verkennungen des Christentums zur Folge hatte.

Dieser von Religionspsychologie und Religionsgeschichte festgestellte Allgemeinbegriff der Religion oder die „natürliche Religion" bedurfte dann nun freilich noch vor allem einer Behauptung gegenüber der Metaphysik und Spekulation, die sich gleichzeitig erhob und selbständig das Weltbild gestaltete. An Stelle der alten Kirchen- und Wunderapologetik tritt eine neue viel allgemeinere, die Apologetik, die den allgemeinen Religionsbegriff und damit Wesen und Wahrheit der Religion überhaupt ohne Rücksicht auf besondere christliche Lehren gegen die materialistischen und pantheistischen Konsequenzen des neuen Naturbildes und seiner spekulativen Verwertung zu schützen hatte. Hier kam das Denken des 17. und 18. Jahrhunderts freilich am wenigsten zum Abschluß. Die einen, wie Hobbes und später die Freunde Holbachs, verfielen dem Materialismus, andere wie Hume und der alternde Voltaire der Skepsis; sie alle wußten daher auch mit der Religion nichts anzufangen. Spinoza entwarf die Religion des Monismus, an der zunächst nur ihr Gegensatz gegen den christlichen Theismus empfunden wurde, und die daher ihre Wirkungen noch nicht entfalten konnte. Die einflußreichsten Denker Leibniz und Locke sicherten dem Zeitalter das Recht einer idealistisch-teleologischen Weltbetrachtung und damit die Möglichkeit der Religion überhaupt, von wo aus man sich beruhigt dem Ausbau einer das Christentum und die natürliche Religion identifizierenden Lehre hingab. Aber die von beiden nicht überwundenen Schwierigkeiten brachen wieder hervor, bis im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert Kant seine großartige Auflösung gab, die den Zweckgedanken und die Begründung des Kosmos in Geist und Vernunft wieder auf viele Jahre hinaus zur Grundfeste einer spekulativ-prinzipiellen Weltbetrachtung machte, und die mit ihren Fortbildungen im deutschen Idealismus Voraussetzung einer die Religion positiv wertenden Wissenschaft wurde.

Den tiefen Abstand aller dieser Neuerungen gegen die überkommene Kirchenlehre empfand man natürlich tief, wenn

auch mit langsam ansteigender Stärke. Die Behauptung des Christentums auf der Grundlage einer allgemeinen Religionspsychologie und Religionsgeschichte und mit der Stützung auf einen teleologischen, aber die Naturgesetzlichkeit in sich einschließenden Idealismus war nur möglich, wenn man das Christentum von seiner kirchlich-dogmatischen Gestalt unterscheiden konnte, und das Recht hierzu war wiederum nur vorhanden, wenn man das ursprüngliche Christentum oder die Religion Jesu von dem kirchlichen Christentum unterscheiden lernte. So kam es zu einer weiteren wichtigen Grunderkenntnis, der Entdeckung des Unterschieds zwischen dem Christentum Christi und dem Christentum der Kirche, der Religion Jesu und der Religion der christlichen Priester. Auch hier ist der Unterschied zunächst sehr roh und oberflächlich herausgearbeitet worden und die Religion Jesu sehr wenig wirklich historisch verstanden worden. Aber das große Prinzip und die wichtige historische Erkenntnis war doch gefunden, denen gemäß die modernen Umbildungen des Christentums nicht bloße Verflüchtigungen oder eklektische Herausnahme einiger bleibender Elemente aus einer versinkenden Welt sind, sondern diese Umbildungen gerade auf die klassische Urzeit und das Wesen der Predigt Jesu sich berufen dürfen, also gerade aus Grundtrieben des Christentums hervorgehen und in der kirchlichen Entwickelung nicht das eigentliche historische Christentum, sondern die einem älteren Weltalter entsprechende und das Evangelium nicht erschöpfende Gestaltung des christlichen Gottesglaubens bekämpfen.

Alles das aber würde in das Leben der Religion nicht eingedrungen sein, wenn diese nicht in sich selbst sich innerlich gewandelt und den Boden zur Aufnahme solcher Betrachtungen gelockert hätte. Das ist die Bedeutung des zweiten, des praktisch-religiösen, Erbstückes.

Die religiösen Bewegungen des 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts können mit dem gemeinsamen Charakter einer Verinnerlichung und Individualisierung oder einer Subjektivierung und Entkirchlichung der Religion bezeichnet werden. Sie sind ein neuer durch die Kriege und Wirren, durch den lastenden dogmatischen Druck herbeigeführter Gährungszustand, eine Art Fortsetzung des von der Reformation erregten Geistes, aber in einem neuen Bett und unter neuen Voraussetzungen.

Sie sind interkonfessionell, wenn auch überall durch den Ursprungsboden mitgefärbt, und erheben sich in den katholischen Mystikern und den Jansenisten nicht weniger als in den englischen Puritanern und Quäkern, den reformierten und lutherischen Pietisten und allerhand neuen Sondergruppen. Ihre großen Männer sind die damals vielgenannten, heute freilich nur mehr zum Teil allbekannten Pascal und Jean de Labbadie, Fox und William Penn, Jakob Böhme und Spener, Gottfried Arnold und Zinzendorf. Sie unterscheiden sich trotz vielfacher Verwandtschaft von der Reformation durch den Verzicht auf eine kirchlich geleitete Staatsgesittung und durch den Rückzug auf die rein religiöse Glaubens- und Gesinnungsgemeinschaft. Sie haben nicht mehr den konfessionellen, von der Theologie beherrschten Staat, sondern den weltlichen, politisch und kommerziell selbständige Wege gehenden Staat und eine humanen Zwecken nachgehende Gesellschaft vor sich, trennen daher auch ihrerseits die Sache der Religion von der des Staates und stellen sie der erwachenden selbständigen weltlichen Gesittung und Bildung gegenüber als eine Sphäre reinen Innenlebens. War damit auch vieles, was die großartige Kindlichkeit Luthers festgehalten hatte, aufgegeben, so war doch damit auch eine Schranke niedergelegt, die das aus der Reformation erwachsene Kirchentum eingeengt hatte: die Idee einer konfessionellen, territorial-staatlichen Kultur und ihre Verschmelzung mit der Religion. Das weltliche Leben wurde freier sich selbst überlassen und ebenso die Religion tiefer auf sich selbst konzentriert. Damit ist denn auch der Druck des staatskirchlich aufrecht erhaltenen Dogmas und der Hierarchie gemildert und der Religion bei sich selbst freiere Bewegung gewährt. So erhebt sich jetzt das Programm des religiösen Subjektivismus, der Religionsfreiheit, des Toleranzstaates gerade als eine Forderung des religiösen Bewußtseins und wird von den Kirchen eine Reorganisation verlangt rein auf Grund innerer religiöser Kräfte ohne Verquickung mit dem Staat. Aus dieser Bewegung sind insbesondere die engeren Kreise persönlich individueller Religiosität hervorgegangen, die durch die Zeiten der religiösen Erlahmung, der rationellen Nüchternheit und praktisch-weltlichen Aufklärungslust hindurch die tieferen religiösen Kräfte bewahrten als Herde, deren Feuer unter dem stärkeren Luftzug

des deutschen Idealismus dann von neuem aufflammt. Die wissenschaftlichen Bewegungen und auch die aus ihr hervorgehenden religiös-wissenschaftlichen Theorieen hatten zur Religion doch ein mehr objektives, nüchternes und vor allem mit der wachsenden Aufklärung immer nüchterner werdendes Verhältnis. Die subjektive religiöse Lebendigkeit dagegen hatte ihren Herd in dem pietistischen Wesen, aus dem daher sowohl die religiös vertieften Religionstheorieen des deutschen Idealismus als die wieder erwachende Rechtgläubigkeit einen großen Teil ihrer Kraft gewannen.

2. Die aus dem deutschen Idealismus entspringenden leitenden Ideen.

Die vom 18. Jahrhundert erarbeiteten Kategorieen sind entscheidend für alle moderne Religionswissenschaft, aber sie sind noch roh und oberflächlich ausgefüllt, und, wenn auch ihre Durchsetzung nur mit Hilfe des religiösen Individualismus möglich war, der sich aus den religiösen Bewegungen ergab, so war doch inhaltlich von dieser Vertiefung der religiösen Empfindung nur wenig in sie übergegangen. Das wurde anders mit der großen literarischen Epoche Deutschlands, die die geistige Wiedererhebung des zerspaltenen und gelähmten deutschen Lebens zum Abschluß bringt und damit an ihrem Teil die Wiederzusammenfassung des deutschen Volkes vorbereitet kurz vor dem Zerfall seiner bisherigen halbmittelalterlichen Lebensordnungen und politischen Zustände. Mit ihr tritt das deutsche Denken in die große geistige Bewegung des modernen Europa ein, und, da dieses deutsche Denken bei der Besonderheit der deutschen Verhältnisse, bei der Nachwirkung der religiösen Interessen und der Wendung nach Innen ganz besonders den großen metaphysischen, historischen und ethischen Problemen des inneren Menschen zugewendet ist, so ist gerade es begreiflicherweise der Ausgangspunkt wichtiger und bedeutsamer Fortbildungen der religionswissenschaftlichen Theorieen geworden.

An erster Stelle erhebt sich Kant, der in der eigentümlichen Stellung des Übergangs vom 18. zum 19. Jahrhundert steht, mit dem Horizont seines Denkens und mit den Mitteln der von ihm verwendeten Begriffe zum Geist des 18. Jahrhunderts gehört und doch in der mächtigen Konzentration des Problems

und der tiefsinnigen Lösung sie auf die Bahn einer neuen unendlich fruchtbaren Behandlung bringt. Kant ist Philosoph im eigentlichsten Sinne des Wortes, und daher ist sein Zentralproblem im Verhältnis zur Religionswissenschaft das spekulativ-metaphysische, die Auseinandersetzung der idealistischen Betrachtung der Dinge als einer Auswirkung geistiger Zwecke mit dem naturgesetzlichen Weltbild, das die neue Epoche zu akzeptieren nicht umhin konnte. Aus der Empfindung der Mängel heraus, die die bisher in Deutschland herrschende Leibnizische Lösung des Problems immer deutlicher offenbart hatte, schuf er in langsamer Arbeit seinen „Kritizismus", die großartige Lehre, welche die bisher als Gegensätze der Wirklichkeit behandelten Begriffe des Geistes und der Materie, der Notwendigkeit und des Zwecks als unaufhebliche, in der geistigen Organisation des Menschen begründete Gegensätze im Verhalten des Bewußtseins aufzeigt. Damit war das in ein allgemeines Bewußtsein sich einreihende menschliche Bewußtsein die letzte Quelle unserer Wirklichkeit und nicht etwa der Stoff, und waren die Gegensätze zwischen Denken und Sein, Zweckwille und Gesetzeszusammenhang unaufhebliche letzte Antinomien. Von diesem „kritizistischen" Idealismus aus war Möglichkeit und Wahrheit der Religion im allgemeinen und überhaupt gesichert, und diese Sicherung ist schließlich Kants Grundinteresse gewesen. Ebendeshalb aber hat er sich auch der Religionstheorie insbesondere noch zugewendet und hier trotz starker Abhängigkeit von den Ideen des 18. Jahrhunderts doch ebenfalls kräftig neue Wege gebahnt und vorbereitet. Er legte die Religionspsychologie zu Grunde als Gewinnung eines allgemeinen Begriffs der Religion, den auch Kant in einer Stützung und Vollendung der Moral erkannte, den er aber bei seiner vom Pietismus seiner Jugend mitbeeinflußten strengen Morallehre sehr viel mächtiger und reiner erfaßte. Die Religion war ihm das Erlebnis des Sittlichen als der über die Natur erhabenen und ihr sich entgegensetzenden, wahren und eigentlichen Wirklichkeit, die als absolut Notwendiges hereinragt in die Welt des bloß relativ Notwendigen. Von hier aus hat auch er einen allgemeinen Begriff der Religionsgeschichte entworfen, der die historischen und statutarischen Religionen verwarf und nur als Erziehungsmittel gelten ließ, der aber das Christentum

mit der allgemeinen vernünftigen Moralreligion identifizierte und es in der Unterscheidung seiner ursprünglichen Idee von der historisch-kirchlichen Ausbildung als Grundlage unseres geistig-sittlichen Lebens konstruierte.

Hat Kant mit diesen letzteren Bestimmungen die Richtung des 18. Jahrhunderts festgehalten und damit auch die Mängel dieser Religionstheorie konserviert, so wurden doch diese Mängel empfunden. Unter denen, die den Kantischen Gedanken korrigierten, lebendiger und reicher fortbildeten, steht an erster Stelle Herder. Herder ist nicht vor allem Metaphysiker wie Kant, sondern Historiker und zwar Historiker im weitesten und größten Sinne des Wortes, eine mächtige und umfassende Intelligenz und noch mehr eine überaus feinfühlige, die fremdesten Zustände in ihrem Wesen erfassende und besonders die urtümlichen, elementaren und halbbewußten Hervorbringungen nachfühlende Phantasie. Hat Kant und die Aufklärung überall das geistige Leben in seiner scharfen klaren Bewußtheit genommen und es ebendeshalb dem physischen schroff gegenübergestellt, so nimmt es Herders poetische Imagination vor allem in seinen unbewußten und halbbewußten Hervorbringungen, die den Untergrund aller bewußten Schöpfungen bilden, und die auch in die niedere organische Welt, ja in die anorganische Welt hineinempfunden werden müssen als Ursachen der höheren Bewußtseinswelt. So hat auch Herder das metaphysische Problem nicht ignoriert, sondern es in einer poetisch-theistischen Neubelebung des Spinozismus, durch die Idee eines Ineinander des geistigen und natürlichen Seins, in einem zweckvollen göttlichen Allleben aufgelöst. Aber diese Lösung des metaphysischen Problems ist bei aller Wichtigkeit für ihn nicht die Hauptsache, sondern die psychologisch analysierende und die geschichtsphilosophisch konstruierende Gesamtbetrachtung der menschlichen Geschichte, in der er zuerst besonders literarhistorische und ästhetische Probleme bearbeitete, um sich schließlich zu dem Religionsproblem als dem zentralen zu wenden. Die Religion ist seiner psychologischen Religionsanalyse das Innewerden des göttlichen Alllebens und Allzusammenhangs vermöge eines intimen Gefühls, das der verstandesmäßigen Demonstration so wenig fähig als bedürftig ist. Und zwar ist es ein Innewerden in doppelter Richtung, indem einerseits aus der ganzen um-

gebenden Natur und Wirklichkeit uns das Gefühl eines unendlichen Wirkungszusammenhangs zuströmt, und indem andererseits aus unserem eigenen Innern sich das Gefühl einer inneren Einheit aller unserer Tätigkeiten und Kräfte ergibt, das uns mit der Einheit des Alllebens verbindet und das in dieser Verbindung allein uns die harmonisch tätige Einheit des Lebens verbürgt. Diese Offenbarung des Göttlichen aber ist jedesmal ein rein innerer Vorgang, an sich unbeschreiblich wie das Wesen der Gottheit selbst, aber von uns erst instinktiv und unbewußt und dann reflektierend und denkend ausgesprochen in Bildern und Symbolen. So wird diese Religionspsychologie von selbst zur Religionsgeschichte. Hier sind zum erstenmale die Naturreligionen als Religion verstanden und nicht bloß als Verderbungen der reinen Moralreligion. Sie sind weder schnöder Götzendienst, noch schlauer Priesterbetrug, sondern Sprache und Bild für das vom Naturmenschen empfundene Göttliche. Hier sind ferner zum erstenmale die Heroen und Propheten der Religion verstanden, die nicht bloß Vorbilder oder Lehrer sind, sondern besondere Offenbarungen des göttlichen Lebens und durch Leben Leben entzünden. Auf eine genauere Abstufung der Religionsgeschichte hat freilich Herder keine Sorgfalt verwendet. Ihm ist fast selbstverständlich unter den Propheten Jesus die größte und reinste, von Gott erfüllte Seele, in dessen Wort und Leben die alle Humanität tragende und beseelende Frömmigkeit zum einfachsten und gewaltigsten Ausdruck kommt. Hierbei hat auch Herder natürlich die Religion Jesu und die Religion der Kirche fundamental unterschieden, aber freilich bei dem Schwanken zwischen Poesie und Wirklichkeit ein rein historisches Bild des Christentums so wenig zu zeichnen vermocht, als er in bezug auf die Religionsgeschichte seinen großen Grundgedanken wirklich klar und scharf ausführte.

Eine solche geschlossene Lehre bietet erst nach Ausbreitung und Auswirkung der neuen Ideen einer der Führer der nächsten Generation, Schleiermacher, dar. Schleiermacher ist in der Erziehung der Herrnhutergemeinde aufgewachsen und hat als Jüngling den erschütternden Befreiungskampf durchgekämpft, der ihn aus dem Schutz und der Enge der Gemeinde hinausführte in die Welt, in die Freiheit und in die unbegrenzte wissenschaftliche Arbeit, der ihn aber niemals den Dank für

die seine Jugend dort umhüllende und nährende Frömmigkeit vergessen ließ. Eine der mächtigsten Ausbreitung und der stärksten Konzentration fähige Natur stürzte sich Schleiermacher in das Studium der antiken und modernen Philosophie; in Berlin wurde er den Führern der romantischen Bewegung nah befreundet und stand er der literarischen Gesellschaft emanzipiertesten Geistes nahe. So arbeitete er den ganzen Ideenreichtum der Epoche durch und empfand als ihr Hauptbedürfnis, die aus der Erweiterung des Horizontes und aus der Einfühlung in die endlose Mannigfaltigkeit fremdartiger historischer Gebilde folgende Relativierung aller Werte und Zwecke zu überwinden. Aus dem deutschen Idealismus ergab sich das ethische Problem zentraler und dauernder absoluter Werte des menschlichen Geistes, und, indem er dieses Problem besonders stark empfand, wurde Schleiermacher zum Ethiker, der neben Kant, dem Philosophen, und Herder, dem Historiker, das Problem der Geisteswerte selbständig stellte. Bei diesen Untersuchungen trat ihm dann je länger je mehr die Religion als das Zentrum des ganzen Systems der Lebenswerte hervor, und so wurde er zunehmend mehr zum Theologen, der sich die Aufgabe stellte, in den konkreten Leistungen der Kirche und Theologie diese Fragen des Sittlichen auch praktisch zu lösen und für die schwere, von ihm vorausgesehene Krisis das Volk sittlich zu stärken. Aus dem Ethiker wurde er zum Religionsphilosophen und aus diesem zum praktischen Theologen. Dabei hat Schleiermacher natürlich auch Stellung genommen zum religiös-metaphysischen Probleme, aber hier hielt er sich in der Hauptsache an Kants vorsichtigen kritischen Idealismus. Er hat seine ganze Energie auf Religionspsychologie und Religionsgeschichte konzentriert. Seiner Analyse stellt sich die Religion dar als eine besondere und selbständige Seelentätigkeit, in der der Mensch seiner und aller Dinge Befaßtheit in einer alles bedingenden Macht durch ein Gefühl inne wird, das gleicher Weise verschieden ist vom überlegenden und reflektierenden Denken wie vom überlegenden und Zwecke setzenden Handeln, das aber, einmal vorhanden, sowohl dem Denken als dem Handeln mitbestimmende Antriebe gibt. Dieses Gefühl symbolisiert sich je nach der allgemeinen Kultur und Geistesstufe in Bildern und Symbolen, die das ewige göttliche Wesen und

seine Zwecke in Gestalten von Naturkräften oder menschlich oder wenigstens menschenähnlich vorstellen, ohne doch darüber zu vergessen, daß sie nur Symbol und Poesie der religiösen Sprache bilden. Vor allem aber wird die Bedeutung der religiösen Heroen, Propheten und Religionsstifter betont, die jedesmal eine neue Offenbarung des religiösen Gefühls darstellen und die Gläubigen in die Macht ihres religiösen Lebens hineinziehen, so daß sie mit ihrem Herzen fühlen, mit ihren Bildern sehen und in ihrer Sprache reden. So verstehen sich die niedersten Stufen, der Polydämonismus, so die Naturgottheiten der Polytheismen und die Kulturgottheiten des ethisierten Polytheismus, so die Propheten- und Persönlichkeitsreligionen. Unter die letzteren gehört das Christentum, das als Hervorbrechen der vollkommenen Religion aus der Person Jesu zugleich die Erlösung ist und die Gemeinde des zur vollen Einheit mit Gott und zur Herrschaft über Fleisch und Leidenschaft erlösten Geistes hervorbringt. In der Einzelausführung dieses durchaus modern gedachten Entwurfes hat dann Schleiermacher um seiner praktischen Zwecke willen das von ihm vertretene und die kirchliche Überlieferung nach Möglichkeit umdeutende Christentum nur in möglichst voller Kontinuität mit der Predigt Jesu sehen wollen, wodurch manche bereits gewonnene historische Erkenntnisse wieder verdunkelt wurden. Aber er hat jedenfalls den durchgebildeten Unterbau einer Religionsphilosophie, Religionsgeschichte und religiösen Metaphysik für die moderne Betrachtung des Christentums geschaffen.

Eine bedeutsame Umwandelung der gleichen Grundgedanken stellt die Lehre Hegels dar, der als der geistige Beherrscher der Berliner Universität und dann des deutschen Denkens bis in die vierziger Jahre Schleiermachers Einfluß sogar zunächst überholte. Hegel hat wie Schleiermacher den ganzen Ideenstoff der Zeit verarbeitet und mit mehr gelehrter Muße und stärkerem konstruktivem Triebe als jener, zu einem imponierenden System verarbeitet, dessen Zentrum ebenfalls die Gewinnung absoluter letzter ethischer Normen in ihrer engen Verbindung mit der religiösen Gesamtanschauung ist. Nur ist Hegel hierbei nicht Analytiker und Ethiker in erster Linie, sondern Metaphysiker, und auch das nicht im kritischen Sinne Kants, sondern in dem konstruktiven Sinne einer die

gesamte Welt aus dem Absoluten in ihrer Bewegung ableitenden Spekulation. Sein großer Gedanke ist hierbei die diesem System zu Grunde gelegte Idee des Werdens und der Entwickelung, der gemäß die Bewegung des Absoluten in der Kausalreihe seiner Evolutionen zugleich seine keimhaft in ihm enthaltene Zweckidee realisiert. Von dieser Theorie aus hat er dem religiösen Gefühl Schleiermachers als der bloß tatsächlichen Empfindung der Welteinheit das Denken zur Seite gestellt als die Erkenntnis der Notwendigkeit dieser Einheit und ihrer aus Gott hervorgehenden Bewegung, ja dieses Denken ist der im Gefühl und der bloß bildlichen Vorstellung noch verhüllte eigentliche Kern der Religion. Wichtiger als diese Umbildung der Religionspsychologie und der religiösen Metaphysik war aber die Konstruktion der Geschichte der Religion, die die Bedingungen einer solchen Konstruktion erstmalig eingehend überlegt und die Konstruktion selbst großartig als eine zugleich kausal und teleologisch notwendige Reihe von Explikationen des zunächst noch in sich verschlossenen Bewußtseins betrachtet, so daß an ihn die großen Versuche einer Gesamtgeschichte der Religion anknüpften. Die Einreihung des Christentums als der abschließenden Evolution des religiösen Bewußtseins in diesen Rahmen geschah auch von Hegel mit zunehmender konservativer Schonung und Umdeutung seines überlieferten dogmatischen Bestandes und ging auch bei ihm hinter die von der Aufklärung bereits erreichte historische Erkenntnis wieder zurück.

3. Die Entstehung der modernen Rechtgläubigkeit.

Die bisherige Darstellung zeigt die Gedanken großer Individuen, zu denen noch die verwandten Gedanken Schellings und vor allem die überall mitwirkenden, wenn auch sehr eigenartigen Goethes und manches andern gehören. Es sind die Ideen großer, freier und mit umfassender Bildung gesättigter Individuen, die bei der noch fortdauernden Selbstverständlichkeit der alten staatskirchlichen Verhältnisse und bei der Milde der überwiegend rationalistisch erzogenen Geistlichkeit es für ein selbstverständliches Recht reich gebildeter Individuen halten, ihre individuelle religiöse Überzeugung als das Allerpersönlichste auszusprechen und tief in die Wechselfälle einer jedesmal eigen-

artigen wissenschaftlichen Gesamtanschauung zu verwickeln. Dem stand aber das von ihnen ganz vergessene Bedürfnis des religiösen Gedankens nach Gemeinschaft und gleichartigem Bekenntnis, nach kirchlicher und kultischer Sammlung entgegen, und dieses Bedürfnis trat in der großen Erschütterung der napoleonischen Krisis und bei der dadurch herbeigeführten Neuordnung aller politischen und damit auch kirchlichen Verhältnisse wieder mit elementarer Macht zu Tage. Ihm waren bereits Hegel und Schleiermacher und die in deren Bahnen gehenden Denker entgegengekommen, sogar Fichte hatte es empfunden. Aber die Vermittelungen dieser Männer genügten dem neuerwachten Triebe nicht und galten ihm bloß als Abschlagszahlung. Indem die neue Zeit zugleich die Mündigkeit und Mitwirkung des Volkes herbeizuführen strebte, indem die Wirkungen der französischen Revolution, der allgemeinen Militärpflicht, die Begeisterung der Freiheitskriege einen gemeinsamen Ausdruck des Volksglaubens und Volkswillens ersehnen ließen, entstand eine starke kirchliche Reaktion gegen die individualisierte Bildungs- und Wissenschaftsreligion, die insbesondere noch von denen begünstigt wurde, die bei der Neuordnung der Verhältnisse hier einen stabilisierenden, konservativen Faktor zu finden sich freuen mußten. Diese Vorgänge, die in vieler Hinsicht der Schlüssel der heutigen geistigen, jedenfalls der kirchlichen Lage sind und deren richtiges Verständnis auch allein die richtige Behandlung der Lage ermöglicht, sind unter uns im allgemeinen sehr wenig bekannt, und, wenn schon die kirchengeschichtlichen Darstellungen diese Vorgänge sehr oberflächlich dartun, so sind vollends die allgemein geschichtlichen Darstellungen in diesen wichtigen Dingen ganz dürftig und verworren. In Wahrheit ist es ein höchst interessanter Vorgang, in Recht und Unrecht, in Notwendigkeit und Zufälligkeit überaus kompliziert, an dem fast alle großen Bewegungen der schicksalsreichen Zeit nach den napoleonischen Kriegen mitgearbeitet haben.

Die erste treibende Macht in dieser Bewegung ist der Pietismus, der zwar mit seinem Subjektivismus einst das objektive Kirchentum zersetzt und der geistigen Befreiung vorgearbeitet hatte, der aber durch seinen Gegensatz der sündigverlornen und der erlösten Welt doch auch wieder auf Gemein-

schaft und Zusammenschluß in einer supernaturalen und das heißt konservativen Religionsbetrachtung drängte. Er war zwar im friedericianischen Zeitalter zurückgetreten, aber er nahm an der Genieperiode und Romantik lebhaften Anteil und behauptete sich außer der Herrnhutergemeinde in zahlreichen kleinen geistlichen, bürgerlichen und adeligen Zirkeln. Er fühlte sich hier als mächtiges Prinzip, dem noch eine große Rolle bevorsteht und das auf der Höhe der neuen Zeit steht, ohne ihre Mängel, die kalte Glaubenslosigkeit oder die matte Bildungsreligion, zu teilen. Die Not der napoleonischen Zeit, die wieder beten lehrte, that das ihrige, um ihm neue Anhänger zuzuführen. So blühen an verschiedenen Orten pietistische Zirkel auf: die Fürstin Gallitzin in Münster, Lavater in Zürich, die Schlatters in Bern, Jung-Stilling am Niederrhein, Oberlin im Elsaß, Matthias Claudius und sein Schwiegersohn Perthes in Hamburg, der Verlagshändler Fromman, Koethe und Roller in Sachsen, Kraft, Escher und Pflaum in Franken, der Dillinger Seminarlehrer und spätere Bischof Sailer an der Donau, Ludwig Harms und Petri in Hannover und viele Adelskreise, wie das in Bismarcks Briefwechsel zu Tage tretende Thaden-Triglaffsche und Puttkamersche Haus. Insbesondere der Berliner Kreis des Kronprinzen mit seinem Patriarchen, dem Baron von Kottwitz, wirkt zunächst still, aber mächtig auf einflußreiche Kreise und auf den theologischen Nachwuchs. Große Liebeswerke wie Fliedners Diakonissenhaus und Wicherns rauhes Haus wurden seine eindrucksvollste Propaganda. Dabei verwandelte sich der Pietismus allmählich in seinem Wesen. Er streifte immer mehr die genialischen und romantischen Neigungen der Sturm- und Drangzeit ab und nahm immer nähere Fühlung mit der Aufgabe der kirchlichen Restauration und Reorganisation. Er wollte die verweltlichte Kirche und Gesellschaft wieder mit Sündenbewußtsein und Gnadensehnsucht durchdringen und sah sich dadurch zur Eroberung der leitenden Stellungen in Staat, Kirche und Schule aufgefordert. War er dereinst von der Kirche zurückgewiesen worden, so wollte er ihr jetzt Rettung und Licht bringen, als sie in der Nacht und Kälte des Rationalismus saß. Er legte das weltscheue und konventikelmäßige Wesen des Pietismus des 18. Jahrhunderts ab, und, nachdem er literarisch und geistreich gewor-

den, wurde er nun kirchlich und politisch. Er gab das gottergebene Dulden und die stille Zurückgezogenheit auf und wurde weltmännisch und aggressiv.

Aber die pietistische Bewegung war im Grunde doch eine wesentlich theologische und keine wirkliche Volksbewegung. Sie hat mehr die geistlichen, kirchenregimentlichen und akademischen Ämter erobert als das Volk. Sie hätte auch das nicht vermocht, wenn sie nicht getragen gewesen wäre von einer allgemeinen wirklich populären Bewegung, die, vom Pietismus selbst verschieden, doch ihm zu statten kam, und die, auch abgesehen von dieser speziellen Wirkung auf den Pietismus, einen bedeutenden Einfluß auf den Gesamtgeist ausübte. Der Schiffbruch der Aufklärungsideale, die fürchterlichen Heimsuchungen der napoleonischen Kriege, der Untergang des bisherigen Staatensystems und die tiefe Umwandelung der bisherigen gesellschaftlichen Ordnungen, all das bewirkte einen vollständigen Wandel in der selbstgenügsamen, kosmopolitischen und ästhetischen Denkweise der bisherigen Bildung. Aus der Befreiung des Individuums ergab sich das Streben nach Selbstbetätigung des Volkes und damit das Nationalitätsprinzip, das in diesen seinen Ursprüngen umleuchtet war von poetischen und religiösen Gedanken und diesen Gedanken eine historische, an das Altertum anknüpfende Richtung gab. Der deutsche Gott, der alte Glaube der Deutschen, ihre Biederkeit und Frommheit, der deutsche Glaubensheld Luther, das fromme und freie Mittelalter wurden verherrlicht und bestimmten die Ideale des in Not und Kampf erwachsenen Geschlechtes. Teutonentum und Christentum in schwärmerisch verschwommener Verbindung wurden seine Ideale. Die Poesie der Arndt und Schenkendorf wurde christlich und national, das Reformationsjubiläum wurde in diesem Geiste gefeiert und die Union begrüßt als endliche Aufrichtung der deutschen Kirche, die gleichweit entfernt ist von dem Wortstreit der Orthodoxie und von dem Kaltsinn des Rationalismus. Die akademische Jugend insbesondere stiftete in der Burschenschaft eine neue Organisation, die die ganze zukünftige Generation als Träger eines freien, gläubigen und einigen Deutschland erziehen sollte. Viele der einflußreichsten, wenn auch nachher weit auseinandergehenden Führer sind aus diesen Reihen hervorgegangen:

Hengstenberg, Vilmar, Harleß, Krummacher, Guericke, Rothe, Hundeshagen, K. v. Raumer, Wackernagel, Stahl, H. Leo und Hase.

Wirkte in dieser Bewegung immer noch etwas von dem poetischen Geiste der großen Epoche nach, so hatte der Ausgang dieser poetischen Entwickelung selbst noch eine besondere selbständige Bedeutung für die kirchliche Reaktion. Sie hatte die verschiedensten Kräfte angeregt, Philosophie und Historie inspiriert und wurde in ihrem eigentlichen Bestreben, derart an Inhalt verarmend, zu der Parole l'art pour l'art, zur bloßen Virtuosität des Formenspiels, bei dem der Inhalt und Sinn sich völlig verflüchtigte, Traum und Märchen zu Lieblingsgegenständen wurden und ein durch alle Literaturen der Welt feinschmeckerisch sich hindurchbewegender Eklektizismus die eigene Kraft verzehrte. So wurde die Folge dieser Parole hier wie heute in Frankreich blasiertes Dekadententum und mit ihm zusammen die Umkehr zur Autorität, die aus dieser Kraftlosigkeit helfen sollte. So führte die Romantik, der Ausläufer der großen Poesie, die einen zum Katholizismus, die anderen zur protestantischen Orthodoxie. Sie übermachte den Autoritätsparteien ihre literarischen Talente und ihre nur einiger Modifikationen bedürftigen Stichworte gegen die Aufklärung.

Aber weder die Romantik noch die Religion der deutschen Ritterlichkeit und Biederkeit, noch der Pietismus hätten die strenge Festigkeit des alten Kirchenglaubens wieder erreicht, wenn nicht auch schließlich das alte Kirchenrecht und seine Bindung der Kirche an Dogmen und Bekenntnisse wieder aufgewacht wäre. Das aber war die unbeabsichtigte Wirkung der Stiftung der Union, die an sich die Ergebnisse der Milderung der konfessionellen Differenzen hätte bringen sollen, die aber diese gerade erst recht wieder erweckte. Erst entzogen die preußischen Altlutheraner sich der Union, und von ihnen verpflanzte sich in den vierziger und fünfziger Jahren das strenge Luthertum auch auf die bayerische, sächsische, hannoversche, mecklenburgische und deutsch-russische Kirche. Es bestimmte den Pietismus zu fester kirchlicher Haltung, sammelte den Rest der deutsch-freiheitlichen Bewegung nach ihrer Enttäuschung um sich und bot den Romantikern Autorität. Es regte schließlich auch die Reformierten zur Erneuerung ihrer Konfessionsdogmen

auf und fühlte sich gegenüber der gottlosen Zeit dem Katholizismus nah verwandt, den es in der Bildung von Garantieen für Reinheit der Lehre und Dogmen und teilweise auch im Kultus kopierte. Agenden, Liturgieen und Katechismen, die man erst aus ästhetischen Rücksichten zur kräftigen alten Sprache zurückgeführt hatte, wurden nun die Mittel, Gemeinde- und Geistliche zum rechten Bekenntnis zu zwingen und die Kirche zu entrationalisieren.

Der dagegen sich erhebende vielfache Widerstand, der erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts bei der wachsenden Indifferenz des Volkes gegen kirchliche Dinge nachgelassen hat, ist freilich nur überwunden worden durch die Unterstützung der Regierungen, vor allem der preußischen, die schon in den zwanziger Jahren diese Stütze der Autorität begünstigte, und die unter Friedrich Wilhelm IV. den Vernichtungsfeldzug gegen die kirchliche Aufklärung unternahm. Insbesondere die Reaktionsjahre nach 1848 haben den Sieg der Rechtgläubigkeit in den offiziellen Kirchen entschieden, während das Volk sich im allgemeinen immer mehr von ihnen abwandte.

Die so gefestigte Rechtgläubigkeit hat dann schließlich seit den dreißiger Jahren und der Freigebung der Vereinsbildung sich endgültig gefestigt durch Agitation, durch einen kirchlichen Journalismus und kirchliche Parteitage. Hier hat insbesondere Hengstenbergs „Evangelische Kirchenzeitung" epochemachend gewirkt. Und als die Verfassungsbewegung von den politischen Idealen sich auch auf die in der Neuordnung begriffenen kirchlichen Verhältnisse ausdehnte, hat schließlich die am klarsten und strengsten geschlossene, einleuchtender juristischer Deduktionen fähige Partei der Rechtgläubigen die neue Verfassung fast überall im Sinne ihres beherrschenden Einflusses gestaltet.

Es ist der Gegenschlag gegen das 18. Jahrhundert, gegen die geistige und politische Revolution überhaupt, der in inneren Gründen der geistigen Lage und in Mängeln des bisherigen religiösen Lebens seinen Grund hatte, der aber schließlich zu einer einfachen Repristination geworden ist. Er ist auf allen anderen Gebieten wieder verschwunden, in Kirche und Theologie ist er geblieben, aber als eine einigermaßen künstliche Macht, gegen die das alte freiere Geistesleben beständig reagiert und deren Theologie durch diese Einflüsse beständig bedroht ist.

4. Die Prinzipien des deutschen Idealismus in ihrer Wirkung auf die freie kritische Theologie.

Trotz der Ungunst der allgemeinen Strömung hat die Konsequenz der einmal begonnenen Gedanken weiter gewirkt und die von Herder, Schleiermacher und Hegel noch zurückgelassenen Halbheiten und Unklarheiten beseitigt, die bereits von der Aufklärung begonnene historische Einzelkritik energisch in die allgemeine religionsphilosophische Theorie hereingezogen und so der triumphierenden Rechtgläubigkeit eine wissenschaftliche Theologie zur Seite gestellt, die nicht auf Bekenntnis, Dogma, Autorität und Überlieferung beruht, sondern auf der Bearbeitung des Christentums mit den allgemeinen religionswissenschaftlichen Kategorieen.

In den Zustand dämmernder, poetisierender Vermittelung, den die Schulen Schleiermachers und Hegels geschaffen hatten, brachte das Leben Jesu von Strauß in diesem Sinne auf einmal neue und folgenreiche Bewegung. Strauß zog Konsequenzen und ging nicht neue selbständige Wege zu einer tieferen und reicheren inhaltlichen Anschauung vom Wesen der Religion. Er zog lediglich die Konsequenzen des die Hegelsche Lehre beherrschenden Entwickelungsbegriffes, die die herrschende Theologie umgangen oder verkannt hatte. Und er zog sie in der harten verstandesmäßigen Weise, der es mehr auf die intellektuelle Folgerichtigkeit der nun einmal angenommenen Voraussetzungen und der daraus zu entwickelnden Folgen als auf das positive Verständnis des Gegenstandes ankam. Er war kein Philosoph und, wie er später oft schmerzlich anerkannte, kein produktiver Kopf, aber ein außerordentlicher Kritiker, der sich auf das Ziehen von Konsequenzen und auf klare, rücksichtslose Darstellung der dann bleibenden Bilanz verstand, dazu ein solider überaus kundiger Gelehrter, der seine Kritik auf umsichtige Kenntnis zu stützen und glänzend darzustellen vermochte. Mit klarem Blick für die Hauptsachen und mit scharfsinniger Verwendung der bisherigen Kritik erkannte er, daß die Schwäche der Schleiermacherschen und Hegelschen Position in der Unklarheit liege, mit der sie die Einreihung des Christentums in die Religionsgeschichte halb vorgenommen und halb vermieden hatte, sowie daß andererseits die

von der Aufklärung begonnene Kritik eine Einreihung ebenso notwendig macht, als sie von den Grundgedanken jener Systeme aus gefordert ist. So macht Strauß zum erstenmale Ernst mit der Einreihung der Entstehungsgeschichte des Christentums in die Entwickelungsgeschichte des religiösen Lebens, indem auf die Erforschung der Persönlichkeit Jesu dieselbe Methode angewendet wird, die auch sonst für die Aufhellung irgend eines anderen Hauptpunktes der menschlichen Geschichte angewendet wird. Die Frage, was dann das so in seiner Entstehungsgeschichte betrachtete Christentum der Menschheit zu sagen habe, welche bleibende Bedeutung es für sie habe, ist eine Frage für sich, die auf die Lösung dieses Problems zunächst keinen Einfluß haben darf, die daher auch Strauß erst in seiner berühmten Schlußabhandlung und hier in einem positiven Sinne beantwortet hat. Diese Klarheit und Strenge der Methode, diese Losreißung der Forschung von zum voraus ausgemachten Sonderbedingungen ist das Entscheidende bei Strauß und zugleich das Epochemachende. Sie hat denn auch in der Tat sich immer mehr durchgesetzt. Anders dagegen steht es mit den positiven Ergebnissen Straußens. Hier hat Strauß eine wirkliche Erforschung der für die Geschichte Jesu vorhandenen Quellen nicht vorgenommen, sondern nur die einzelnen Aussagen aneinander zerrieben, statt die Quellenwerke als Ganzes zu untersuchen. Hier hat die spätere Forschung doch vieles vertrauenswerter gefunden als Strauß gemeint hat. Vor allem aber ist die Auffassung des von ihm festgestellten Tatbestandes dürftig. Er hat mit Recht die Evangelien als Erbauungsschriften und Zeugnisse des Gemeindeglaubens betrachtet und daher sehr viele Erzählungen als Strahlenglanz betrachtet, den die Gemeinde mythenbildend um Jesu Haupt gewoben hat. Aber er hat es unterlassen, die festesten Bestandteile der Überlieferung, die Worte Jesu, auf ihre Bedeutung zu untersuchen und so die Persönlichkeit verständlich zu machen, die eine solche Wirkung hervorbringen konnte. Hier hat er die eigentliche positive Forschung überhaupt erst späteren überlassen.

Begründet Strauß die rein historische Evangelienforschung, so legt im gleichen Jahre 1835 Wilhelm Vatke, ebenfalls in Fortentwickelung Hegelscher Gesichtspunkte, den Grund zu der

modernen Auffassung des Alten Testamentes. Auch er führt dabei die religionsgeschichtliche und entwickelungsgeschichtliche Betrachtung durch, und, wenn seine Forschungen sich speziell mit der Entstehung der Religion Israels beschäftigen, so ist doch dadurch auch der ganze weitere Gang beleuchtet. Der erste Ausgangspunkt ist ihm die Einwanderung in Palästina und die Predigt des Moses von Jehova, die überhaupt erst einen eigentümlichen, von den anderen semitischen Nomadenreligionen unterschiedenen Typus schafft und dadurch auch erst die hebräischen Nomadenstämme einigt. Alles, was die israelitische Sage vor dieser Zeit über Patriarchen und Urgeschichte zu berichten weiß, sind Sagen von sehr verschiedenartiger Herkunft, deren Material Israel mit den Semiten überhaupt gemein ist. Der Jehova des Moses hat auch noch kein Gesetz gegeben und keinen Tempel gestiftet; alles das ist Zurückdatierung der späteren Legende. Aber der Jehova des Moses ist ein heiliger Wille, der sich mit den Geschicken seines Volkes verband und ihm die Wege wies, der ihm die Verehrung der Naturmächte und die mit dem Dienste der Naturmächte zusammenhängenden Gebräuche verbot, der Recht und Sittlichkeit eines einfachen Lebenswandels in Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Billigkeit aufs strengste forderte, daher naturgemäß ein einiger Gott, der in seinem Volke keine anderen Götter neben sich duldete, und ein eifriger Gott, der als verzehrendes Feuer und ausschließende Macht vor den Gemütern stand, der Gott des heiligen Bundes, der den Männern Israels voranging in Schlacht und Krieg und der waltete in ihren Richtstätten über Recht und Gericht, der dafür aber auch unbedingte Treue und Gehorsam forderte. Dieser dem Moses in prophetischer Intuition offenbare Gottesglaube hat das Volk geeinigt und geschaffen und ist der Ausgangspunkt aller weiteren Entwickelungen, der Keim der Religionsgeschichte Israels, aus dem sich in den Kämpfen mit den Weltreichen und in den Reibungen mit den einheimischen palästinensischen Kulten der Gottesglaube der Propheten und die ihm entsprechende sittliche Forderung entwickelte als die erste Erhebung eines geistigen und sittlichen Monotheismus in der Geschichte der Menschheit. Mit dem politischen Untergang des Volkes wurde seine religiöse Mission in der ihr von den Propheten erteilten Gestalt Kern und Wesen seines Lebens

und wurde dieser Glaube in die Form des Gesetzes übergeführt, befestigt und freilich auch verhärtet, vor allem mit kultischen Bestimmungen versetzt und zu harter Ausschließlichkeit gegen alles Nicht-Judentum gesteigert. So ist das Gesetz die Schöpfung des aus dem Exil wieder hergestellten, unter der Fremdherrschaft lebenden und nur als kirchliche Gemeinschaft selbständigen Israel. Aber in diesem Judentum waren immer noch die Kräfte des reinen, innerlichen prophetischen Glaubens, und aus diesen Kräften ging durch Jesus das Christentum hervor, während das das Christentum ausscheidende Judentum immer strengerer Gesetzlichkeit und dem Talmud verfiel.

So war an zwei Hauptpunkten, an dem Problem der Religionsgeschichte Israels und des Judentums sowie an dem der Entstehung des Christentums, die neue religionsgeschichtliche Methode zur Wirkung gekommen. Es fehlte noch die Bearbeitung der Entwickelungsgeschichte des Christentums selbst, die in der bisherigen Kirchen- und Dogmengeschichte mannigfach mit den Mitteln historischer Kritik und Kunst in Angriff genommen worden war, die aber noch niemand als ein zusammenhängendes Ganzes in seiner einheitlichen Entfaltung und seinem aus dem Keim hervorgehenden Wachstum zu schildern unternommen hatte. Das ist die Leistung Baurs und der Tübinger Schule. Insofern hierbei auch das Entstehungsproblem und die Evangelienforschung vorgenommen werden mußte, ist es zugleich die erneute Aufnahme des Straußischen Problems, zu der die Arbeit Straußens nur als ein erster kecker Wurf oder als Vorstoß sich verhält. Auch Baur ist dadurch charakterisiert, daß seine Arbeit ausgeht von der großen entwickelungsgeschichtlichen Betrachtung Hegels, die das Christentum als den Höhepunkt der Religionsgeschichte ansieht und die Geschichte des Christentums als successive, notwendige Entfaltung der in seinem Ursprung keimhaft enthaltenen Ideenfülle behandelt. Baur bringt die Probleme zugleich in den größten und weitesten Zusammenhang. Er verfolgt die Entstehungsgeschichte des Christentums nach rückwärts und erkennt in ihm den Abschluß der großen Hauptbewegungen der antiken Welt sowohl des Orients als des Occidents, den Abschluß der aus den großen Krisen hervorgegangenen Entwickelung Israels und den Abschluß der aus der Entnationalisierung hervor-

gegangenen hellenischen Philosophie und Ethik, zugleich den Angliederungspunkt für alle die synkretistischen Produkte dieser Jahrhunderte der Götterdämmerung. So ist das Christentum nichts schlechthin Neues, aber eine Zusammenfassung aller bisherigen Elemente zu neuer und unendlich konzentrierter Verbindung, deren Mittelpunkt die originale religiöse Persönlichkeit Jesu als die schöpferisch neue und anziehende Kraft ist. Aus der in ihr begonnenen Konsequenz und Bewegung des religiösen Bewußtseins entfaltet sich dann durch Gegensätze und Zusammenfassungen hindurch in logisch notwendiger Weise der Katholizismus und aus diesem der Protestantismus, jedesmal die von den allgemeinen Verhältnissen geforderte und aus der inneren Dialektik der christlichen Idee entwickelte Gestalt des Christentums. Und wenn es sich hierbei zunächst rein um die Geschichte des Christentums handelt, so ist doch diese Geschichtsauffassung selbst nur der Ausdruck einer bestimmten Auffassung des Christentums als bleibender religiöser Wahrheit. Dogmatiker wie Biedermann und Pfleiderer haben den Lehrgehalt des Christentums auf dieser Grundlage entwickelt. Die Hauptsache bleibt aber doch die historische Leistung und die in ihr ausgesprochene und durchgeführte Wertung des Christentums.

Dabei darf nicht vergessen werden, daß diese Darstellung des Christentums, wie sie im Rahmen religionsgeschichtlicher Entwickelung gedacht war, so auch von der analogen Erforschung der nicht-christlichen Religionen begleitet wurde, die sich aus Schellings und Hegels Schule entwickelte und die an den vergleichenden Sprachwissenschaften eine neue Stütze erhielt. Eine religionswissenschaftliche Forschung wie sie Kreuzer phantasiereich eröffnete und wie sie Max Müller in zahlreichen Werken popularisierte, war der allgemeine Rahmen solcher Forschungen. Noch schwieg die darwinistisch und illusionistisch gesinnte Religionsforschung und noch hielt das Band des deutschen Idealismus alle zusammen.

4. Die gegenwärtige Lage.

Das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts brachte in diesem Zustand eine tiefgreifende Veränderung hervor. Hatte bisher in der vermittelnden Theologie der Schule Schleiermachers und Hegels, in der radikal entwickelungsgeschichtlichen der Tübinger,

in der aufkommenden Rechtgläubigkeit und in dem fortdauernden Rationalismus überall ein positives Verhältnis zum Christentum sich behauptet, so begann nun zusammen mit der erneuten Einwirkung französischen Geistes und mit den großen politischen und sozialen Umwälzungen ein antichristlicher Radikalismus sich zu erheben, der zugleich wesentlich atheistisch gerichtet war. Das Evangelium von der Emanzipation des Fleisches, die die Autorität als solche prinzipiell bekämpfende liberal-individualistische Weltanschauung, materielle Bestrebungen wirtschaftlicher Art und die Zuwendung zum Positiven und exakt Erfaßbaren veränderten die Stimmung und schufen die für alles religiöse Leben kälteste und feindseligste, verständnisloseste und gleichgültigste Zeit, die die modernen Jahrhunderte gesehen haben. Weltverkehr und Welthandel schufen zugleich die Industrialisierung und mit dieser die Vorherrschaft der Technik. Diese führte zur Wiederaufnahme der Naturwissenschaften, an denen der der Spekulationen überdrüssige Geist dann einen festen Halt fand, und aus deren Mitteln er dann die unentbehrliche Weltanschauung allein zu bestreiten und zu erneuern strebte. So kam es zu einem völligen Rückfall in den Materialismus, der durch den Darwinismus mit seiner Apotheose des Zufalls vollends mit dem Zweckgedanken jeden Rest idealistischer Betrachtung ausfegen zu müssen schien, oder, wo man sich zurückhaltender gegen die Grundprobleme verhielt, zum sogenannten Positivismus, der sich überall nur an die positiven erfahrbaren Daten hielt und von den an der Naturwissenschaft gebildeten Methoden aus auch die Geschichte zu bewältigen strebte. Beides macht keinen großen Unterschied, nur daß der letztere metaphysische und spekulative Interessen noch mehr ausscheidet und den großen materiellen Interessen damit noch freieren Raum einräumt.

Die Wirkung dieses nun in allmählichem Schwinden begriffenen Zustandes hat Kunst und Literatur, Sittlichkeit und geistiges Leben schwer betroffen, am schwersten aber die Theologie, und zwar gerade die wissenschaftliche mit einer allgemeinen idealistischen Religionsphilosophie verbundene Theologie. Die Rechtgläubigkeit hat in ihren Kreisen sich in diesem Gegensatz nur noch mehr gefestigt und in den Jahren der Reaktion gegen den achtundvierziger Geist gerade die höchsten Triumphe

gefeiert. Dagegen hat die die freie religionswissenschaftliche Theologie nunmehr nicht bloß von rechts, sondern auch von links die schärfste Gegnerschaft erfahren und wurde als halbschlächtig und inkonsequent oder als veraltete Spekulation verhöhnt. Strauß trat noch einmal hervor und versuchte von neuem seine Rolle als Hersteller rücksichtslos aufrichtiger Bilanzen zu spielen. Die in seiner „Dogmatik" 1840 und dann in seinem „Alten und neuen Glauben" 1874 gezogenen Konsequenzen lauteten vernichtend, sie nehmen auch die frühere religiöse Position Straußens zu gunsten eines ästhetisch angefrischten Materialismus zurück. Noch heftiger und prinzipieller bekämpfte ein anderer Apostat der Theologie, Ludwig Feuerbach, alles und jedes Christentum und mit ihm alle und jede die Religion positiv wertende Religionswissenschaft. Er entwickelte aus dem Materialismus eine illusionistische Theorie der Religionswissenschaft, die sich mit den Lehren Comtes und mit der Religionsgeschichte der darwinistischen Anthropologen zu einem wirkungsvollen Bund vereinigte. Dazu kam der Einfluß des in den Jahren der Reaktion seinen posthumen Ruhm erlangenden Schopenhauer, der von aller Religion nur den atheistischen Buddhismus gelten lassen wollte. Und, wo man solchen schroffen dogmatischen Behauptungen nicht zustimmen wollte, da gewann die glänzende und verführerische Kunst Renans ihren Einfluß, die den historischen Relativismus zur Konsequenz einer abgrundtiefen Skepsis führte und gerade durch ihr relatives Verständnis für Religion alle religiösen Probleme erst recht mit dem Stempel völliger Unlösbarkeit prägte.

In dem so eröffneten furchtbaren kritischen Feuer traten dann auch in der Tat die schwachen Stellen der spekulativ-entwickelungsgeschichtlichen Religionswissenschaft zu Tage. Aber das hat doch nur die Folge gehabt, daß man in ernster Selbstkritik diese Schwächen zu heilen strebte. Immer sind Männer in großer Zahl geblieben, denen Gesundheit und Kraft des geistigen Lebens, Reinheit und Festigkeit der Sittlichkeit an eine religiöse Weltanschauung und an das Christentum gebunden blieben. Sie haben in der Erwartung besserer kommender Zeiten sich an die Arbeit gemacht, und, wenn auch vom großen Publikum weniger beachtet als ihre Vorgänger, im Stillen Großes und Bedeutendes geschaffen. Einer der

ersten, der in einsamer Stille die Schwächen der idealistischen Religionsphilosophie erwog und mit wahrhaft bedeutender religiöser Kraft und großartiger schriftstellerischer Kunst neue Wege einschlug, ist der Däne Kierkegaard. Mit heftiger Leidenschaft hat er sich gegen den in der klassisch-romantischen Religionsphilosophie enthaltenen Geist der Immanenz, der Allgesetzlichkeit, des bloß ästhetischen Einheitsgefühls, gegen die alle Brüche und Katastrophen des Lebens verhüllende Auffassung der Religion als der bloßen Empfindung der Einheit des Endlichen und Unendlichen gewendet und in alledem den geschworenen Feind der Religion gesehen, der sie in den Schranken der Welt und der Diesseitigkeit hält und den Menschen nicht zu dem großen Entweder-Oder kommen läßt, wo er sich für die Welt und ihren sich von selbst fortbewegenden Naturlauf oder für die in sie hereingreifende und den Menschen erhebende und verwandelnde Kraft Gottes entscheiden muß. Er kennt den ästhetischen Humanismus und seine Grundlage in einer Religion der Immanenz und weiß seine Ethik vortrefflich zu schildern. Aber sie ist Spiel und Genuß der Phantasie und glaubt allen Brüchen und Katastrophen auch die Versöhnung ohne weiteres immanent, während es in Wahrheit darauf ankommt, den schmalen Weg der Wenigen zu gehen und sich im Gegensatz gegen den Lauf des harmonischen Weltgeschehens gerade durch einen großen Sprung zu erheben in die Überwelt der Freiheit und des sie hervorbringenden göttlichen Wirkens.

In Deutschland entstand aus der Tübinger Schule selbst der Rückschlag, indem Albrecht Ritschl in sachlich analoger Weise die Theologie der Immanenz wieder sprengte und die enge innere Verbundenheit der Religion mit der Erhebung der Freiheit gegen den monistischen Ablauf des Universums zeigte. Wie eine solche Auffassung der Religion mit der Gesetzlichkeit der Erscheinungswelt fertig werden mag, ist eine Sache für sich. Jedenfalls fordert die Religion, wo sie sie selber ist und wo sie nicht von Philosophie und Spekulation gegen sich selber mißtrauisch gemacht ist, gerade die Befreiung von dem Bann des gesetzlichen Weltprozesses und die Erhebung zu der göttlichen Macht als zu einer von der Welt verschiedenen, die gerade durch ihre Unterschiedenheit von der Welt von ihr zu befreien und über sie zu erheben vermag. Gilt

dies von der Religion im allgemeinen, so gilt es vom Christentum insbesondere, das eben dadurch die sittliche Religion im höchsten Sinne ist. Die hierin liegenden religionsphilosophischen Anschauungen sind von Ritschl nur dürftig ausgeführt worden, und seine in diesem Rahmen entwickelte Anschauung vom Christentum ist von ihm historisch, wenigstens was die Entstehungsgeschichte anbetrifft, nur sehr mangelhaft, ja mit mehrfachen Rückschritten hinter die Erkenntnisse der Tübinger Schule ausgeführt worden. Aber der so aufgebauten Gesamtanschauung und der diese Gesamtanschauung kraftvoll vertretenden Persönlichkeit Ritschls wohnte eine so mächtige Kraft inne, daß sich an ihn eine große Schule anschloß, die heute in der wissenschaftlichen Theologie im ganzen als die herrschende zu betrachten ist, und eine auch in ihren dogmatisch weniger gebundenen Anhängern von diesem Entwurf Ritschls, insbesondere auch von seiner Baurs Lehre modifizierenden Gesamtanschauung des Christentums, außerordentlich viel gelernt hat.

Immerhin aber fehlt bei diesen Umbildungen und Neubildungen eine prinzipielle religionsphilosophische Grundlage, die allgemein in den Prinzipien anerkannt wäre, wie das im Zeitalter Hegels und Schleiermachers und ihres dominierenden Einflusses der Fall war. Die auf nichtchristliche Gebiete sich erstreckende Religionsforschung verlor sich völlig in Einzelforschungen, die untereinander in keine Beziehung traten und die vor allem gegen die Frage nach Wesen und Wahrheitsgehalt der Religion völlig zurückhaltend oder gleichgültig ist. So bleibt eine prinzipielle, diese sämtlichen Forschungen vereinigende Religionsphilosophie immer noch das eigentliche Bedürfnis für eine wissenschaftliche Klärung der Lage. Hierzu aber war die ganze eingeschüchterte und auf die Erkenntnistheorie sich zurückziehende Philosophie der übrigbleibenden Idealisten nicht im stande. Erst die jüngste Zeit hat mit dem erstarkenden Mute der Philosophie auch wieder ernstere Unternehmungen in dieser Richtung gebracht oder ältere Denker, wie Fechner, die diesem Thema bedeutende Untersuchungen gewidmet haben, wieder hervorgeholt.

Diesen Mangel empfindend und zugleich die Forderung konkreter, realistischer Auffassung der Religion teilend, hat Paul de Lagarde, mit Kierkegaad und Ritschl der anregendste

und originellste moderne Theologe, die Lücke aus der Philologie zu ergänzen gestrebt, die er als Sprachforscher und Kulturhistoriker und Herausgeber alter Texte in einem großartigen Sinn und Maßstab ausübte. Seine Herzensneigung aber blieb dabei immer die Theologie, und so bildete er aus der Philologie ein Ideal der Theologie, wonach sie vergleichende allgemeine Religionswissenschaft ist, die ein Heer von Forschern in die einzelnen Gebiete entsendet, die alten Urkunden der Völker als Akten der Religionsgeschichte studieren läßt und dann dieses Erkenntnismaterial wieder zum Bau eines Ganzen vereinigt. In diesem Ganzen wird die Religion in ihrem konkreten Werden und Wirken angeschaut und werden die Wert- und Stufenunterschiede festgestellt. Lagarde zweifelt nicht, daß die Religion Jesu hierbei sich als die höchste religiöse Kraft bekunden werde, aber er verlangt hierbei die volle Durchführung der Konsequenzen dieser Anschauung in der Auffassung des Christentums. Er ist gewiß, daß eine solche Anschauung sich vom kirchlichen Protestantismus weit entfernen werde, und sieht sie überhaupt erst in ahnungsreichen Umrissen vor seinen Augen auftauchen in Verbindung mit einer Erneuerung und Vertiefung des deutschen sittlichen Geistes selbst und mit einer starken nationalen Individualisierung der Religion.

Die große Hauptaufgabe einer prinzipiellen Religionswissenschaft ist damit freilich nicht gelöst und Lagardes Wunderlichkeiten haben sie sogar bisweilen sehr erschwert. Aber es ist doch die Richtung der Aufgaben bezeichnet, in der sich die moderne Religionsforschung zu bewegen hat, wenn sie sich aus einer lediglich zersplitternden und im Grunde nihilistischen Skepsis herausarbeiten und der praktischen Religiosität irgend etwas helfen soll, wie umgekehrt diese einer wissenschaftlich begründeten allgemeinen Grundanschauung nicht entbehren kann. Es ist eine Lebensfrage für unsere ganze Gesittung und Kultur, daß wir wieder zu einer solchen gelangen, und die Einsicht in ihre Notwendigkeit wird sie hervorbringen helfen.

Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte.

Von Prof. Dr. Eduard Schwartz aus Straßburg. [1])

I. Hesiod ist der erste griechische Dichter, der sich seinem Publikum mit Namen vorstellt, weil er sich als Individuum empfand; und er empfand sein Ich, weil er glaubte, daß ihm eine göttliche Offenbarung über das Werden und die Ordnung der Welt zu teil geworden sei. Er läßt sich in dieser Hinsicht mit vollem Recht den Propheten des Alten Testaments vergleichen; auch darin, daß er wie diese gegen die Übergriffe der Großen kräftig auftritt, in dem zweiten Gedicht, den sog. Werken und Tagen, in denen er, durch persönlich erlittenes Unrecht getrieben, den Segen der Arbeit predigt, der Arbeit des Bauern und des Schiffers.

Die Kultur und die Ethik des Adels hat diese eigenartige poetische Predigt in der hellenischen Welt zu einer isolierten Erscheinung gemacht. Die Adelsethik, die den Sport zu einer Blüte ritterlichen Wesens macht, hat ihren Herold in dem Boeoter Pindar gefunden. Seine Lyrik unterscheidet sich von der des Simonides, Bakchylides u. a. dadurch, daß er selbst aus einem uralten, vornehmen Geschlecht stammte und zu den großen Herren, die er feierte, wie ein Gleicher zu Gleichen redet. Weder vor den Fürsten Siziliens noch vor dem eigenen Volk, das ihm Anfeindungen nicht erspart hat, beugt sich der stolze Dichter. Pindar feiert eine untergehende Welt; sein letztes Gedicht, aus dem Jahre 446, klingt nach ernsten und feierlichen Sprüchen über die Nichtigkeit alles Menschendaseins aus in den Wunsch, daß Aegina — damals Athen unterworfen — frei werden möge. Der Reiz der pindarischen Poesie beruht allein auf der kraftvollen Individualität des geborenen

[1]) Ein vollständiger Abdruck der Vorträge wird demnächst erscheinen. E. S.

Edelmanns, der von seinem Glauben auch dann nicht ließ, als die Welt eine andere wurde. —

II. Thukydides wurde 423 wegen Hochverrats verurteilt, als es ihm während seiner Strategie nicht gelungen war, die Eroberung von Amphipolis durch Brasidas zu hindern. Er entzog sich dem Urteil durch die Flucht, zunächst sich auf seine thrakischen, außerhalb des attischen Gebiets gelegenen Besitzungen zurückziehend. Nach dem Frieden von 421, in dem das nahe gelegene Amphipolis de jure, wenn auch nicht de facto wieder attisch wurde, ging er in die Peloponnes und hat die Ereignisse bis zur Schlacht bei Mantinea als Eingeweihter, in nahem Verkehr mit leitenden spartanischen Kreisen stehend, beobachtet. Sein späterer Aufenthalt ist unbekannt; um 411 wurde er amnestiert, aus nicht bekannten Motiven, machte aber von dieser persönlichen Amnestie keinen Gebrauch, sondern kehrte erst zurück, als im Frieden von 404 alle Verbannten in den vorigen Stand wieder eingesetzt wurden. Sein Werk hinterließ er unvollendet; die miteinander nicht ausgeglichenen Entwürfe wurden aus seinem Nachlaß herausgegeben.

Thukydides gehörte einer Generation an, welche in dem politischen Geschehen das reine Produkt der realen Machtverhältnisse sah; er wollte mit der Darstellung des Spiels der Kräfte, welches der peloponnesische Krieg entfesselte, etwas Neues und Vorbildliches an die Stelle der epischen Geschichtschreibung Herodots setzen. Sein Exil hat seine Beobachtung geschärft, aber auch kälter und bitterer gemacht. Ein Wandel der Auffassung muß bei ihm nach der Rückkehr 404 eingetreten sein. Unter dem Druck der Erfolge Lysanders, welcher der spartanischen Politik eine ganz andere Richtung gegeben hatte, bildete sich ihm der Gegensatz zwischen Athen und Korinth, der nach seiner ursprünglichen Beobachtung zum Krieg getrieben hatte, um, zu dem nicht nur politischen, sondern auch kulturellen Gegensatz zwischen Athen und Sparta, und so entstand ihm das Bild des einheitlichen Kriegs. Eigentümlich ist, wie jetzt im Alter der scharfe, macchiavellistische Realpolitiker zum Apologeten der attischen Größe und der perikleischen Staatskunst wird in einer Zeit, in der das attische Reich nicht mehr existierte und in weiten Kreisen Athens die Wirksamkeit des Perikles ungünstig beurteilt wurde.

Euripides hat mit Sophokles zusammen das Erbe des Aeschylos verwaltet, aber er ist als der eigentliche Nachfolger des Schöpfers der Tragödie anzusehen. Er hat dem Drama eine Fülle neuer Stoffe zugeführt, von denen mehr als einer in die Weltliteratur übergegangen ist; und in noch viel höherem Maße hat er das dramatische Schaffen mit neuen Problemen bereichert: das Problem der Frau hat er geradezu entdeckt. Seine unerbittliche Wahrheitsliebe zwingt ihn zu peinlicher Motivierung und zur Umgestaltung der Sage nach den Fragen und Konflikten, welche das Leben seiner Zeit bewegten, einer Umgestaltung, welche nicht selten die Sage zerstört. Er war ein zu großer Kenner und Kündiger der Menschenseele, um Rationalist zu sein, aber sein bohrender, grübelnder Geist kann sich von dem Bann der Aufklärung nicht lösen, und er ist nicht müde geworden, das Göttliche, das er bei den Göttern der Tradition nicht fand, im Menschen zu suchen. Die sizilische Katastrophe traf den Patrioten, der immer giftigere Hohn der Komödie den Dichter, der nach dem Beifall seines Volkes verlangte; er verließ schließlich Athen und ging nach Makedonien. Dort ist er einsam und müde gestorben: sein letztes Stück, die Bakchen, ist zugleich eine gewaltige Darstellung eines großen religiösen Problems und ein leidenschaftlicher Protest gegen die blindgläubige Masse. —

III. Sokrates hat über seine Lehre nichts geschrieben, weil sein Denken ein ganz konkretes war; mit allen großen Erneuerern des ethischen Bewußtseins teilt er die Eigentümlichkeit, daß er nur aus bestimmtem Anlaß, im einzelnen Fall wirken konnte. Es ist kein Zufall, daß der Sohn eines Handwerkers und einer Hebamme seine induktiven Katechesen regelmäßig an ein Handwerk anknüpft; er verleugnet den nüchternen Witz des Kleinbürgers nicht, der sich nicht gern imponieren läßt. Als echter Vollblutathener verlangte er auch von den gepriesensten Autoritäten Rechenschaft, wenn er sie anerkennen sollte; seine Ironie ist eine individuelle Varietät attischen Witzes, der auf dem Boden bürgerlicher, jede Überhebung perhorreszierender Gleichheit gewachsen ist. Freilich wehrt er sich auch gegen jede prüfungslose Unterwerfung unter die unklare Meinung der Masse und gestattet niemand über die wichtigsten ethischen Fragen im Widerspruch mit sich selbst selbstzufrieden zu ver-

harren, wie er andererseits den Rationalismus der Aufklärung mit seinem persönlichen Rationalismus übertrumpft. „Ihr wißt alle nichts, und müßt doch wissen, wie ihr zu leben habt, wenn ihr nicht fehlen sollt." Hier tritt das individuelle Gewissen, eine unzerstörbare sittliche Empfindung in die Erscheinung, neu und eigentümlich dadurch, daß ihr das Wissen vom Sittlichen zur sittlichen Pflicht wird. Sokrates hat nichts ferner gelegen als eine persönlich göttliche Offenbarung, eine übernatürliche Inspiration für sich in Anspruch zu nehmen; er hielt es einfach für seine Bürgerpflicht, jeden vor dem schlimmsten sittlichen Übel zu warnen, vor dem Meinen etwas zu wissen, das er nicht wußte. Dieser Pflicht blieb er treu bis zum Tod.

Plato ist nach äußerer Lebensstellung und geistiger Anlage das direkte Gegenbild zu Sokrates. Die Wirkung, welche Sokrates Tod auf ihn ausübt, die am klarsten im Dialog Gorgias hervortritt, verrät, was ihm Sokrates gewesen ist: er hat aus Plato dem Künstler den Propheten Plato gemacht, der alles, was seinem Genius gegeben war, daran gab, um der Welt den Weg zu dem Urquell des Seins zu zeigen. Den Reaktionären, mit denen ihn Herkunft und politische Sympathie ursprünglich verband, schrieb er den Absagebrief, mit der Demokratie, welche Sokrates verurteilt hatte, paktierte er nicht, aber er baute einen idealen Staat auf, der keineswegs eine Phantasie geblieben ist. Plato verbindet das sokratische Postulat des sittlichen Wissens mit dem alten Ziel der ionischen Naturforschung in der Welt des Werdens und Vergehens das Ewige und Göttliche zu suchen; daraus resultiert der Gedanke der sittlichen Erziehung durch die Wissenschaft. Ferner leugnet er, daß das einzelne Individuum das sittliche Ideal realisieren könne: das vermag nur die staatliche Gemeinschaft, muß es aber auch. Einen festen Boden für die wissenschaftliche Erziehung schuf er sich in der Akademie, der ersten Organisation der rein wissenschaftlichen Arbeit; durch diese Schöpfung wurde die Wissenschaft zu einem festen Erbe, das von Generation zu Generation weitergegeben werden konnte, und durch die wissenschaftliche Arbeit, in welcher der Einzelne einem Ganzen mit transzendentalen Zielen dient, den Besten und Edelsten auf lange Zeit ein Halt gegeben. Neben diesen positiven

Erfolgen verschwindet der vergebliche Versuch, den Idealstaat im Fürstentum des jüngeren Dionys zu realisieren. —

IV. Unter Hellenismus sind nicht nur die historischen Erscheinungen zu verstehen, welche die zunächst mächtig vordringende, dann allmählich ebbende Flut des hellenischen Lebens hervorbrachte, die sich durch und nach Alexander über den Orient ergoß. Die Position des Hellenentums ist im Westen nie so stark gewesen und erlag der von Rom geeinten italischen Volkskraft zu derselben Zeit, in der die hellenistischen Monarchien des Ostens im höchsten Glanz erstrahlten. Umgekehrt hat die hellenische Kultur die Italiker in ganz anderer Weise besiegt als die Orientalen.

Die hellenistische Literatur ist in ihrer besten Zeit bedingt durch eine monarchisch-individualistische Kultur, gegen welche das Scheinwesen der autonom sein wollenden Stadtrepubliken nicht aufkommt. Das ändert sich, als die römische Republik den Kampf gegen die Monarchie aufnahm, republikanische Politik und republikanische Ethik werden wieder etwas Reales. Polybios, der auf der Scheide der hellenistischen und griechisch-römischen Epoche steht, ist durch diese sich allmählich durchsetzende Entwickelung dem hellenistisch-monarchischen Wesen bis zu einem gewissen Grade entzogen.

Das große Unglück seines Lebens, die Deportation nach Italien, verschaffte ihm die unmittelbare Anschauung Roms und die Freundschaft des jüngeren Scipio. Als er einmal, in Rom selbst, gelernt hatte, daß und warum Rom hatte siegen müssen, drängte ihn sein nüchtern politischer, auf das Praktische gerichteter Sinn dazu, diese Erkenntnis seinen Landsleuten zu predigen: so schrieb er die Geschichte der 50 Jahre vom hannibalischen Krieg bis zur Schlacht bei Pydna. Als der Rest der Deportierten amnestiert wurde, erhielt er die Gelegenheit, die Eroberung Karthagos (später auch Numantias) in unmittelbarer Nähe Scipios mitzumachen, war auch nach der Zerstörung Korinths bei der Neuordnung der griechischen Dinge beteiligt. So setzte er das Werk bis zur Zerstörung von Karthago und Korinth fort; aber er war ein anderer geworden: die objektive Bewunderung Roms macht dem Bedenken Platz, ob die römische Herrschaft der Welt zum Segen gereichen werde.

Sein jüngerer Zeitgenosse Panaetios unternahm es, die stoische Ethik, die stets praktische Ziele verfolgte, nach den veränderten Verhältnissen umzugestalten: er orientierte sie, statt wie Zenon auf die Monarchie, auf die weltbeherrschende römische Aristokratie. Den aufgeklärten Rationalismus des Panaetios bildet dann wieder Poseidonios um. Gegenüber dem Epikureismus, der in der römischen Gesellschaft stark um sich griff, zog er die aristotelisch-alexandrinische Naturwissenschaft heran, um den stoischen Pantheismus neu zu beleben, und kombinierte damit religiöse, dem Platonismus entlehnte Elemente; der letzte große Vertreter des Hellenismus leitet zugleich die Erneuerung des religiösen Bewußtseins ein, welche in der augusteischen Zeit wahrnehmbar einsetzt. —

V. Um Cicero den Politiker richtig zu beurteilen, darf nicht vergessen werden, daß die stadtrömische Aristokratie in ihm stets den homo novus sah, er selbst in der Tradition des Senatsregiments noch etwas Großes erblickte, als dies Regiment morsch geworden war. Die merkwürdige Mischung von Eitelkeit und Idealismus, die ihn charakterisiert, war kein Temperament für die Agonie der Republik, und als der Wunsch seines Lebens in Erfüllung ging, den Senat mit seiner Rede zu leiten, führte er die Republik und sich selbst ins Verderben. Die Philosophie ist ihm ursprünglich ein Bildungsmittel des Redners gewesen; in den trüben Zeiten seines Lebens erkannte er ihren Wert. Aber das römische Lebensideal drückte zu stark auf ihn, als daß er sich auf die Philosophie hätte zurückziehen wollen, und andererseits war der griechische Individualismus in ihm zu lebendig, als daß er ein Genosse der römischen Nobilität hätte werden können. Er hat den Widerspruch seines Wesens scharf empfunden und der Reiz seines Menschentums beruht auf den Bekenntnissen, die ihm dieser Widerspruch entlockt hat.

Die Arbeiterfragen der Weltwirtschaft.

Von Professor Dr. Stephan Bauer in Basel.

Es ist eine weitverbreitete Anschauung, die zu teilen geradezu als modern gilt, daß das Zeitalter der Sozialpolitik durch jenes der Machtpolitik endgiltig abgelöst sei. Die neue Parole geht von dem Mutterlande des Arbeiterschutzes, von England aus. In seinem politischen Testamente erklärte im Jahre 1890 Cecil Rhodes, daß zwar die Arbeiterfrage eine wichtige Sache sei; aber tiefer als sie gehe die Frage des Absatzes der Produkte der Arbeit; und da der Erlös des inneren Absatzes Englands nur sechs Millionen Menschen ernähren könne, hänge der Rest vom Ergebnis des Welthandels ab. In diesen Anschauungen begegnete sich der südafrikanische Staatsmann mit jenen des Leiters der britischen Kolonialpolitik. In einer Wahlrede von 1892 betonte Mr. Chamberlain, daß die bisherigen Sozialreformen des Staates nur wenig beigetragen hätten, die Erwerblosigkeit der Massen zu verringern; er rief den Arbeitern zu, das beste Mittel zur Beseitigung der Erwerblosigkeit sei doch die Schaffung von Arbeitsgelegenheit, das Aufsuchen neuer Märkte, der Schutz und die Pflege der alten. Die äußere Politik gehe die Arbeiter mehr an, als sie glaubten; mehr als von der Anwendung künstlicher Mittel zur Hebung ihrer Lage hänge ihr Wohlstand von der Erhaltung Ostindiens, dem Einflusse Englands in Ägypten und von den Bemühungen ab, die immensen und unbekannten Gebiete des afrikanischen Kontinents zu entwickeln. So gab er der Ära der Sozialreform der Produzenten den Abschied und kündigte jene Entwickelung an, in welcher wir uns heute befinden.

Dennoch wäre es ganz und gar irreführend, zu glauben, daß die Sozialpolitik von der Machtpolitik dauernd abgelöst worden sei. Wer dieser Ansicht huldigt, verwechselt Mittel und Zwecke; er vergißt, daß die Eröffnung neuer Hilfsquellen wirtschaftlich gleichgültig ist, wenn mit ihr nicht die physische

Leistungs- und die geistige Genußfähigkeit der Massen ihre Steigerung erfährt. Allein es wäre verfehlt, über diesen Gegensatz einfach hinwegzugehen. Der handelspolitische Widerstand gegen kurze Arbeitszeit und hohe Löhne, gegen Ausschluß der Kinder- und Frauenarbeit datiert nicht von heute. Er beherrscht die merkantilistische Politik Englands im 17. und 18. Jahrhundert; er bereitet den Sozialreformern bei der Einführung der Fabrikgesetze die größten Schwierigkeiten. Kann ein auf den industriellen Export angewiesenes Land bei steigenden Arbeitseinschränkungen auf dem Weltmarkte konkurrenzfähig bleiben? Immer wieder taucht bei parlamentarischen Beratungen das alte Argument wieder auf.

Mit dem gesunden Instinkt der Praxis ging die Sozialreform der vierziger Jahre in England über diese Frage leicht hinweg. Es genügte, daß ein großer Industrieller, John Fielden, bei einem großen Zehnstundenmeeting die Zweifler beruhigte. „Alles," rief er, „was die Tendenz hat, auf dem inländischen Markte die Preise zwischen den konkurrierenden Unternehmern zum Sinken zu bringen, steigert die Konkurrenz auf dem auswärtigen Markte; lange Stunden haben diese Tendenz, folglich erhöhen sie die Konkurrenz auf dem auswärtigen Markte."

John Fielden hat den Kernpunkt des Argumentes insofern getroffen, als in der Tat nicht die Konkurrenz auf dem Weltmarkt, sondern die Unterbietung auf dem inneren Markte, der ja — kleine Exportländer ausgenommen — doch das lohnendste Absatzgebiet ist, den Ausschlag giebt. Die Preisunterbietung kann hier wie am Weltmarkt das Ergebnis internationaler Leistungsfähigkeit sein. Und wenn ein Volk von Natur oder vermöge der geschichtlichen Entwickelung alle anderen in bestimmten Produktionsgebieten überragt, wird es die Führung übernehmen. Ebenso kann aber bei freier Konkurrenz es geschehen, daß ein Volk auf dem Weltmarkt die Preise durch Ausnützung billiger Arbeitskraft drückt: es treibt nach dem Ausdrucke Beatrice Webbs internationalen Parasitismus; und da es weniger kostet, diese Arbeitskraft auszunutzen, als auf die national gewinnbringendsten exportierenden Fabrikindustrieen sich zu konzentrieren, so wird er andauern, bis von innen oder außen ein Druck auf die Gesetz-

gebung erfolgt. Wodurch aber werden diese Ausfuhren gezahlt? Durch Einfuhren anderer Art. Wenn wir also billigere Kleider exportieren als England, daher mehr Aufträge auf Kleider bekommen, so werden die Ausländer mehr Getreide, Glas, Eisen uns ins Inland schicken. Dann jammern unsere Getreidebauern, Glasindustriellen, Eisenindustriellen über gedrückte Preise. Die lohndrückende Exportindustrie, die aus nationalen Gründen Rücksicht von der Gesetzgebung verlangt, schädigt also den Absatz der übrigen normal entlohnenden Zweige der nationalen Produktion.

Während nun die Tatsachen in England nach Einführung des Freihandels den Reformern recht gaben und die Konkurrenzfähigkeit durch eine Generation englischer Zehnstundenarbeit auf dem Weltmarkte nicht litt, lag es anders in den jungen Vereinigten Staaten. Konnte hier der industriebegabte Osten sich der englischen Industrie erwehren? Durfte man im selben Zollgebiet hoffen, auf billige Industrieartikel des Auslands, an welchen die agrarischen Sklavenhalter der Südstaaten festhielten, Zölle zu legen und seinen Arbeitern englische Löhne zahlen, ja sie angesichts des freien verfügbaren Bodens in der Fabrik mit noch höheren Löhnen festhalten zu können?

Wie zu Anfang des 18. Jahrhunderts der Protektionismus den Schutz der englischen Löhne gegen die Konkurrenz der billigen ostindischen Arbeit zu vertreten meinte, so wird der Lohnschutz gegen Europa von dem Gegner der Freihandelstheorie, von Henry Carey begründet. In dem wertvollsten Buch, das er geschrieben und das wenige Jahre vor dem Bürgerkrieg in neuer Auflage erschien, sucht Carey die Harmonie der wirtschaftlichen Interessen von Landwirtschaft, Industrie und Handel unter dem Sternenbanner des Schutzzolles nachzuweisen. Wohin führt der Freihandel die Löhne Englands? Er stellt sie auf eine geschäftliche Basis mit jenen der Hindus. Die Arbeit wird zum Überschuß, und schließlich muß England, in Rohstoffen und Lebensmitteln von Ostasien abhängig, auf die Arbeitsbedingungen eingehen, die der Osten, die Ostindien und Rußland diktieren. Der Zollschutz der Vereinigten Staaten hätte aber die Wirkung, große Arbeitermassen aus Europa nach Amerika zu ziehen und dadurch eine Erhöhung auch des europäischen Lohnsatzes herbeizuführen.

Nur auf den Mangel an Zollschutz lassen sich die Strikes in Pennsylvanien, in Pittsburg, sowie die Entstehung einer fremdenfeindlichen Partei unter den Arbeitern, der native party erklären. Sie verschwänden mit der dem Zollschutz folgenden Prosperität.

Die Geschichte hat Carey bisher Unrecht gegeben. Die Arbeitslöhne sind im freihändlerischen England nicht minder gestiegen, als in den protektionistischen Vereinigten Staaten. Welche Folgen hat aber dieses Steigen der Löhne zur Folge gehabt? Die Folgeerscheinungen sind für unsre ganze Wirtschaftsentwicklung von hoher Bedeutung.

Für die hochentlohnten Arbeiter selbst bedeuten die Lohnsteigerungen große Veränderungen in der Bewertung ihrer Bedürfnisse; und diese „Umwertung aller Werte" gelangt bereits in der Bevölkerungsbewegung zum Ausdrucke. Die Ergebnisse von 8000 Haushaltsrechnungen amerikanischer Arbeiterfamilien, die das amerikanische Bundesarbeitsamt vor 10 Jahren veröffentlicht hat, und welche wir nach Meister Ernst Engels Methode kunstgerecht zergliedert haben, zeigt, daß die höchsten Einkommenklassen amerikanischer Arbeiter, für welche das europäische Festland kein Gegenstück aufweist, nicht die verhältnismäßig höchsten Ersparnisse aufweisen. Das Verhältnis der Ersparnisse zum Einkommen steigt bis zu einer Art Arbeitermittelklasse, dann fällt es. Die Bedürfnisse sind dem Einkommen vorangeeilt.

Und eine genauere Untersuchung der Ursachen dieser Erscheinung zeigt, daß bei einer hochentlohnten Arbeiterschaft nicht, wie es Engel für das relativ niedrigentlohnende Belgien nachwies, der Alkoholismus, sondern in erster Linie die steigenden Ausgaben für die Kinder, für die Frau und deren Kleidung, und für geistige Bedürfnisse es sind, die dieses Voraneilen verursachten. Die Erscheinung tritt bei eingeborenen amerikanischen Familien stärker hervor als bei eingewanderten, aber deren Amerikanisierung steht außer Zweifel. Die Folge dieser Erscheinung ist die regelmäßige Abnahme der Kinderzahl per Familie von der untersten zur bestgestellten Einkommenklasse. Oder wie wir es anders ausdrücken können: bei steigenden Löhnen übersteigen die Kosten der Kindererziehung unverhältnismäßig ihre Kosten bei niedrigen Löhnen. Man sieht, wie

grundlos die Furcht vor proletarischer Volksmehrung bei steigenden Löhnen ist.

Die zweite Reihe von Folgeerscheinungen der aufsteigenden Lohnbewegung und der Entwicklung der weltwirtschaftlichen Versorgung Europas mit Nähr-, Roh- und Hilfsstoffen bildet der Eintritt bedürfnisloser und kinderreicher Arbeiterklassen des Ostens in die industrielle Arbeit des Westens.

Daraus entstehen nationalsoziale Fragen, deren Tragweite sich noch nicht ermessen läßt. Indem sich so ein Prozeß der Lohnausgleichung nach unten vorbereitet, streben die arbeitenden Klassen, durch internationale Gewerkschaftsverbände den Auftrieb der Löhne zu erhalten. Dasselbe Interesse an der Erhaltung leistungsfähiger Arbeiter und an der Erhaltung des sozialen Friedens im internationalen Verkehr führt aber die Staaten selbst zu internationaler Verständigung über Erhaltung, Ausbau und Ausbreitung des nationalen gesetzlichen Arbeiterschutzes.

In welchem Ausmaße Schutzzoll, Lohnsteigerungen, Entwicklung der Produktionstechnik und der Bedarf nach den billigen Produkten der fabrikmäßigen Produktionsweise zum Aufschwunge einer Industrie beitragen, zeigt vielleicht die Entwicklung der Eisen- und Maschinenindustrie am schlagendsten. Ihre Entwicklung geht jener der Ausdehnung der Absatzgebiete und der Ökonomie der Erzeugung durchaus parallel.

Auf dem Gebiete der Metallindustrie gehen gegenwärtig bekanntlich die Vereinigten Staaten allen anderen voran. Aber auch im Deutschen Reiche zeigen die letzten 20 Jahre eine rapide Steigerung sowohl der Produktion wie der Arbeiterzahl; in den letzten 6 Jahren ist diese um die Hälfte gestiegen. Dabei zeigt es sich, daß gerade im letzten Jahrzehnt Deutschland Großbritannien überflügelt hat. Noch steht es in der Kohlengewinnung, die 1900: 109 Million Meter-Tonnen betrug, um die Hälfte hinter Großbritannien; aber der Zuwachs dieser seiner Erzeugung seit 1890 betrug 60%, jener Albions nur ein Fünftel. Aber dies hat ausgereicht, um Deutschland in der Erzeugung von Stahl mit 6,3 Millionen Tonnen den Vorrang vor England mit seinen 4,9 Millionen zu verschaffen. Deutschland erzeugt heute einundeinhalbmal so viel Stahl, als die ganze Welt vor zwanzig Jahren erzeugte. Dabei ist seitdem

die Zahl der Hochöfen gesunken, aber ihre Leistungsfähigkeit enorm gestiegen. Die Entdeckung des Bessemerverfahrens und der Entphosphorungsprozesse, die auch von Natur minderwertigeres Material der Stahlbereitung zuführen, fallen in diesen Zeitraum.

Die beiden Gebiete, in welchen nun die Entwicklung am schnellsten vor sich ging, sind jene, in welchen eine allerdings mäßige Schutzzollpolitik in der kritischen Periode einsetzte. In Deutschland, das durch die niedrigen preußischen Zölle des Jahres 1818 zuerst England bewogen hatte, vom Eisenzoll 1825 abzugehen, setzt der Zollschutz bekanntlich 1840—1860 ein. Der kurzen freihändlerischen Ära, der die Abschaffung der Eisenzölle 1877 gelingt, folgt die Eisenenquete und der Tarif von 1879. In den Vereinigten Staaten beginnt schon 1870 ein scharfer Zollschutz, es werden Zölle von 7 Dollars auf die t. Ton Roheisen gelegt, der unter Cleveland auf 4 Dollars ermäßigt worden war. Die Wirkungen dieses Zollschutzes haben zweifellos sich in der starken Kapitalanlage und in den großen Dividenden bis zum Krach von 1893 geäußert. Diese Investition beschränkte sich nicht mehr auf Eisenbahnen: Brückenkonstruktionen, Schiffe, Baukonstruktionen, elektrische Anlagen waren ihre Objekte. Es ist dieser neue Bedarf, der wesentlich zur Ausdehnung der Eisenindustrie beitrug, es ist ferner die Verbilligung der Fracht durch Kanäle und Wasserstraßen, die die Erz- und Kohlenlager mit den Werkstätten verbinden, die dieses Ergebnis herbeiführten. Wie wenig der Zollschutz dagegen die Stetigkeit der Preise oder an sich eine Steigerung des Eisenverbrauches herbeizuführen vermag, zeigt das Beispiel Österreichs, das unter noch stärkerm Zollschutz jener Fortschritte entbehrte.

Welche Wirkungen hatten diese Wandlungen auf die Lage der arbeitenden Klassen? Es sind die bestbezahlten Arbeiter, die hier zumeist in Frage kommen; es sind zugleich, abgesehen von Bergarbeitern und Buchdruckern, die bestorganisierten. Und dies ist vielleicht die Ursache, daß wir in Europa über ihre Lage geschichtlich so wenig wissen. Wir kennen nur für Deutschland die Lohndurchschnitte der Berufsgenossenschaften, die z. B. im rheinisch-westfälischen Hütten- und Walzwerksverband von 1895 auf 1899 von 1080 auf 1200 Mark stiegen. Ganz ungefähr deuten diese Ziffern wohl das Niveau des Einkom-

mens an, aber nicht die Verteilung großer und kleiner Einkommen und nicht die finanzielle Sicherheit ihrer Empfänger.

Anders in Ländern, in welchen Arbeitsämter für unsere Orientierung gesorgt haben.

Dies gilt vor allem von den Vereinigten Staaten. Durch zwei von einander unabhängige Erhebungen von 1890 und 1892 sind die Einkommenverhältnisse der Arbeiter in den Hauptexportindustrieen festgestellt worden und zwar betragen sie in Mark für Akkordarbeiter in der Industrie von

Einkommen von Familienhäuptern	Eisen und Stahl.	Baumwollwarenfabr.	Wollwarenfabriken.	Glasfabrikation.
Angaben des Arbeitsamts:	573.5	399.8	497.9	777.8
Angaben der Betriebszählung:	534	581	423	757

Setzt man die Lohnhöhe des Jahres 1870 für jede Industrie gleich 100, so betrug sie 1890 in der Metallindustrie 148, in der Baumwollindustrie 159.7, in der Wollindustrie 168. Seit 1891 sind die Löhne der amerikanischen Arbeiter nicht mehr beträchtlich gestiegen. Eine Untersuchung des Arbeitsamtes, die sich auf die im letzten Jahrzehnt in 148 Betrieben und 26 Industrieen gezahlten Löhne erstreckte, kommt zu dem Gesamtergebnisse, daß die Lohnhöhe in den zwischenliegenden Jahren folgendermaßen schwankte:

Werden die Löhne von 1891 gleich 100 gesetzt, so betragen sie:

1892	1893	1894	1895	1896	1897	1898	1899	1900
100.3	99.32	98.6	97.88	97.93	98.96	98.79	101.54	103.43.

Allerdings gilt dies nur von der Höhe der Geldlöhne, nicht von jener der Preise der für sie verausgabten Bedarfsgüter. Professor Falkner berechnet den Preisfall jener Artikel, die 91 % der Ausgaben des Arbeiterbudgets ausmachen, von Januar 1890 bis Januar 1899 auf 9.1 %. Aber allerdings betrifft diese Verbilligung die Großhandelspreise.

Noch schärfer als die Ziffern der Löhne zeigt aber die Geschichte der Eisen- und Stahlorganisation die Wandlungen in der Lage dieser Arbeiter in den Vereinigten Staaten.

Bis 1895—96 lag das Schwergewicht der Metallindustrie in einzelnen Riesenetablissements, die in lebhafter Konkurrenz

standen und deren Kosten durch hohe Frachten stark gesteigert wurden. Innerhalb der Etablissements waren die Arbeiter nach Einzelberufen seit dem Jahre 1858, in welchem ihr Verband, „die Söhne Vulkans" sich bildete, organisiert. Er umfaßte nur die Gießer und Former. Dazu kamen 1872 die Strecker, und endlich vereinigten sie sich, um beruflich-zünftigen Streitigkeiten vorzubeugen, zur „Vereinigten Gesellschaft. der Eisen-, Stahl- und Zinnarbeiter". Diese schließt mit den Unternehmern Lohntarife mit gleitenden Skalen ab. In manchen Etablissements wurden nur Mitglieder dieses Verbandes verwendet. Da trat im Jahre 1892 ein starkes Sinken der Eisenpreise ein. Die Carnegie-Gesellschaft verlangte nun, daß die Grundlöhne reduziert und die Lohnsätze für das ganze Jahr im Januar (in der toten Saison) jedes Jahres bestimmt werden. Es bricht darauf der Strike aus. Die Carnegies erklären, keine Gewerkvereinsmitglieder fortan verwenden zu wollen. Die Vereinigung darüber erbittert, bemächtigt sich der Walzwerke von Homestead, wo die berühmte Schlacht von den Arbeitern gegen die Pinkertons geliefert wird. Nach 12 Tagen erscheinen Bundestruppen, der Belagerungszustand wird über Homestead verhängt; die Carnegiekompagnie arbeitet ruhig mit Nichtgewerkvereinsmitgliedern weiter. Die Arbeiterverbindung war auf 10 Jahre völlig unterworfen.

Inzwischen fanden die Industriellen, daß nach dem Jahre 1893 die Kosten der Erzeugung durch gemeinsames Vorgehen beim Einkauf des Rohmaterials, durch Beherrschung der Frachttarife 2c. wesentlich reduziert werden könnten. Sie überzeugten hiervon namentlich die Bankkreise. Eines Tages, am 2. März 1901, versandte das Haus Pierpont Morgan einen Prospekt, der die Einigung von sieben großen Gesellschaften (zwei Stahl-, Draht-, Röhren-, Weißblech-, Panzerplatten-Fabriken u. s. w.) zu einer Stahl-Korporation der Vereinigten Staaten mit einem Kapital von 4400 Millionen Mark proponierte. Der Vorschlag ging von Herrn Carnegie aus, der als Besitzer von Minen, Eisenbahnen, Kokereien, Eisenwerken, Kanälen und Hafenanlagen eine ganz unerschütterliche Stellung einnahm. Durch Ankäufe von Etablissements stieg das Kapital auf die Summe von 5616 Millionen Mark.

Damit war aber für die Arbeiter der Anlaß zum Konflikt

gegeben. Denn 1901 galt es nicht mehr mit Einzelfirmen, sondern mit der Stahlkorporation zu unterhandeln. Der Lohntarif wurde festgestellt. Wo sollte er in Kraft treten? Die Stahlkorporation sagte: nur in den vorjährigen Unionmills, d. h. in Fabriken, die im Vorjahre Mitglieder des Arbeiterverbandes verwendet haben. Die Arbeiter wünschten auch die Gültigkeit des Lohntarifs auf alle anderen Fabriken oder wenigstens auf die nicht geradezu Mitglieder ausschließenden Fabriken (zuerst auf alle) erstreckt zu sehen. Darüber kam es zum Strike vom 10. August bis 15. September 1901, an welchem im ganzen 80 000 Arbeiter teilnahmen. Es kam schließlich zu einer von der National civil federation, dem Gewerkvereinsführer Sam Gompers und Professor Jenks gefällten Schiedsspruche: Der Status quo des Vorjahres wurde hergestellt. Es war eine Niederlage, die den Ausspruch eines amerikanischen Volkswirtes rechtfertigte, daß nicht mehr Protektionismus, sondern Arbeiterfragen für die amerikanische Eisenindustrie im Schoße der Zukunft liegen.

Bedroht so die Syndikatsbildung die Steigerung des Arbeitsverdienstes, so stehen auch in einer dritten, weltwirtschaftlich bedeutsamen Industrie, der Maschinenindustrie, den Arbeitern Veränderungen bevor.

Die Maschinenindustrie hat seit dreißig Jahren vorerst durch Spezialisierung Wandlungen erfahren. Ursprünglich aus mechanischen Werkstätten entstanden und handwerksmäßig betrieben, dann durch die Trennung der Gießerei von der Montage (in England erst 1840 vollzogen) erweitert, ist die Organisation und Verschmelzung ihrer Arbeitergruppen erst 1870 vollzogen; es ist das Geburtsjahr des Verbandes der vereinigten Maschinenarbeiter. Aber seit den achtziger Jahren dringt in ihren Betrieb die Maschine (Hobel-, Stanzmaschine ꝛc.) ein. Dadurch wird in der hochgelernten Industrie die Verwendung ungelernter Arbeit möglich. 1873 verwandte man z. B. in England zur Erzeugung von 2260 Pferdekräften 1000 Mann; zehn Jahre später für 5868 Pferdekräfte nur 1351. Zugleich sanken von 1874 auf 1880 die Löhne eines Drehers von 35 auf 27 Schillinge. Erst von 1884 an steigen sie auf 35—36 s. So kam es denn alsbald zu Reibungen mit den Gewerkvereinen, welche die Einführung Ungelernter an Maschinen nicht dulden

wollten. Ihr wesentliches Motiv war die starke Arbeitslosenziffer, die die Kasse drückte.

Die Einführung der Maschinerie in die Maschinenindustrie hat zugleich die Arbeit auch für die gelernten Arbeiter beschleunigt. Ihre Arbeitskraft nimmt vom 40. Lebensjahre auffallender als jene der anderen Arbeiter ab. Daher ist die Forderung der Kürzung der Arbeitszeit bis 1897 von Erfolg begleitet gewesen. Ja, selbst freiwillig ist der Achtstundentag in vielen Fabriken Englands zugestanden worden. Als aber in diesem Jahre die englischen Gewerkvereine diese Forderung an alle Etablissements stellten und sie mit jener nach kollektiver Regelung des Arbeitsvertrages verbanden, da kam es zu jenem denkwürdigen Ausstande, in welchem die Forderung des Achtstundentages, als der internationalen Konkurrenz nicht angepaßt, verworfen, aber das Prinzip der kollektiven Regelung der Lohnsätze anerkannt wurde. Zugleich wurde die Überzeitarbeit auf 40 Stunden nach vier Wochen normaler Arbeit beschränkt.

Ist diese Entwicklung der weltwirtschaftlichen Lage der Maschinen- und Eisenindustrie gefährlich? Keineswegs. Nach Ansicht aller Kenner sind es die hohen Löhne früherer Jahrzehnte, die in den Vereinigten Staaten die hohe Entwicklung und den Export der landwirtschaftlichen und der Werkzeugmaschinen hervorgebracht haben. Auch anderwärts ist die Maschinenindustrie sozialpolitisch an einem starken Export interessiert; das Steigen des Exports gußeiserner Maschinen aus Deutschland um das dreifache (auf 118 Mill. Mark) in den letzten 10 Jahren, insbesondere seit dem russischen Handelsvertrag, ist denn auch von einem Steigen der Löhne um rund 12% begleitet gewesen. Je höher in allen anderen Industriezweigen die Löhne, desto größer der Bedarf an Maschinen, desto höher die Löhne der Arbeiter. Nicht der zollbegünstigende Export, sondern der lohnbegünstigte Bedarf ist entscheidend.

Betrachten wir diese Einwirkungen in dem wichtigsten Industriezweige, der dereinst das Schulbeispiel für Arbeiterfrage und Großbetrieb abgab, in der Textilindustrie. Bedenkt man, daß von den Ausgaben die Nahrungs- und Kleidungsausgaben die größten und daß die letzteren erst bei den besser entlohnten Arbeiterklassen der Vereinigten Staaten, aber nicht

auf dem europäischen Festlande von den Ausgaben für Miete übertroffen werden, — sie betragen 15—18 % des Arbeiterverbrauches — so ist es begreiflich, daß die industrielle Umwälzung hier einsetzen mußte. Ihre erste Wirkung ist eine Wanderung der Industrie nach Plätzen, wo eine durch den sterilen Boden Yorkshires genügsame Arbeiterschaft, die Nähe der Kohlenlager und des Marktes die Entwicklung der Industrie begünstigen. Durch Verlag und Manufaktur wird die Organisation der Fabrik vorbereitet. Der zünftige Tucher stirbt ab. Die heimische Wolle genügt nicht mehr dem Verbrauch, und schon 1825 werden die Wollzölle ermäßigt. Über Europa ergießt sich nun eine Hochflut englischer Garne und Stoffe.

Wie wirkte diese neue Exportindustrie auf die arbeitenden Klassen? Die Geschichte der Textilarbeit im 19. Jahrhundert beginnt mit der großen Massentragödie, dem jähen Fall der Löhne in der Hausweberei. Die Verdienste der Weber von 1800 zu 1840 verhalten sich wie 5 zu 1; der Weber muß mit dem Dampfstuhl um die Wette arbeiten, seine Arbeitszeit wird immer länger. Aber in der Fabrik fallen die Weblöhne in 20 Jahren um ein Viertel. Die enorme Steigerung der Verbrechen und des Alkoholverbrauches gehen Hand in Hand mit den Schrecken der Krisen, die vor allem das Riesenkind, die Textilindustrie heimsuchen. Die Ausnützung von Kindern und Frauen bei Tag und Nacht bis zur zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts gab jenen Theoretikern, die allen Gewinn des Fabrikanten aus der Mehrarbeit entstehen ließen, das Beweismaterial. So war die Textilindustrie der Mittelpunkt sowohl der industriellen wie der sozialen Revolution geworden. Das wird nun in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts in der führenden textilen Exportindustrie Englands, in der Baumwollindustrie ganz anders.

Die Löhne eines Vorspinners am Selfactor, die um die Wende der dreißiger Jahre wöchentlich 27 s. betrugen, sanken bis zu den sechziger Jahren ständig, und erhoben sich innerhalb dieser Zeit erst seit 1848. Dauernd steigen sie erst seit 1873 und betragen 1893: 37 s., um 4 s. mehr als vor 20 Jahren. In der Weberei ist aus dem 10 s. Wochenlohn der fünfziger Jahre ein solcher von 14½ s. geworden. Um rund ein Fünftel sind in allen Kategorieen seit 1873 die Löhne

in der Baumwollindustrie Englands gestiegen; seit 1899 ist eine weitere Steigerung eingetreten. Die englische Baumwollweberin bezieht nun gegen $16^1/_2$, der Spinner gegen 36 s. in der Woche. Zugleich sinkt, kraft der Fabrikgesetze, die Arbeitszeit der Textilarbeiter auf 55 Stunden in der Woche — 10 Stunden per Wochentag, Samstag Nachmittag ist frei — herab.

Woher rührt diese Wandlung? Es wäre eine ganz irrige Anschauung, zu glauben, daß diese Umkehrung der Position der Textilarbeiter ausschließlich auf ihre Kämpfe um den Arbeiterschutz und ihre Verbände zurückzuführen sind. Denn erstens gilt sie wesentlich nur von der Baumwollindustrie Englands, sodann haben die Textilarbeiter des Kontinents es auch an Bemühungen der Organisation nicht fehlen lassen. Dennoch stehen sie in Arbeitslohn und Arbeitszeit weit hinter den englischen Arbeitern zurück. Wir besitzen die besten von Louis Varlez bearbeiteten Erhebungen über die Arbeiter der festländischen Textilindustrie in neuerer Zeit; es ist die Baumwollindustrie von Gent, des belgischen Manchester, die uns dadurch überaus genau bekannt ist. Hier erhält der Weber täglich nur 2 frs. 67, die Weberin 1 fr. 86, der Vorspinner nur 2 frs. 42 per Tag, und ihre Arbeitswoche beträgt 64—67 Stunden.

Die Ursache dieser Unterschiede ist in erster Reihe der Entwickelung der britischen Export- und Kolonialpolitik zuzuschreiben. Der Sieg der Schule von Manchester bedeutete ebensosehr billiges Brot als starke Ausfuhr von Kattun. Denn man bezahlt die Einfuhren mit Ausfuhren. In den letzten dreißig Jahren allein hat die Ausfuhr von Baumwollwaren sich auf fünftausend Millionen Yards verdoppelt. In derselben Zeit ist die Weizeneinfuhr von 31 auf 67 Millionen englische Zentner, also gleichfalls aufs doppelte gestiegen, in Deutschland haben beide in demselben Zeitraume sich verdreifacht.

Starker Absatz der Massenfabrikate und Verbilligung der Nahrungsmittel haben aber den großen Bewegungen für Kinder- und Frauenschutz durch die Gesetzgebung den Durchbruch erleichtert. Die Wirkung des Frauen- und Kinderschutzes ist aber eine dreifache: sie erhöht die Verdienste des Mannes und ermöglichen ihm, durch Organisationen diese Erhöhungen aufrecht zu halten; diese Lohnerhöhungen haben zweitens zur Folge, daß die größeren Unternehmungen zu technisch voll-

kommeneren Vorrichtungen übergehen, und daß die kleinen, hierzu unfähigen Betriebe verschwinden; endlich: die Kaufkraft der Arbeiter selbst für Bekleidung steigt.

Diese günstige Entwickelung trifft aber in England wieder viel weniger für die Wollwaren- als für die Baumwollwaren-Industrie zu. Und zwar aus drei Gründen. Erstens ist der Wollwarenabsatz nach den Vereinigten Staaten und nach den Kolonieen in den letzten 30 Jahren stationär geblieben, während jener von Baumwollstoffen sich verdoppelt hat und erst im letzten Jahrzehnt keine starke Vermehrung aufweist. Es ist in erster Reihe der Zollschutz der eigenen Kolonieen und die Mc Kinley-Akte, die hier eingegriffen haben. Zweitens verringert in der Wollindustrie die Mode den Verdienst der Arbeiter. Im Sommer und Herbst setzt sie mit frischen Mustern ein. Die Wollwarenarbeiter nennen das charakteristisch die Zeit „des Wechsels". Kurze Zeit vorher stockt der Betrieb, es werden Entlassungen vorgenommen. Damit sinkt der Verdienst, es steigt die Arbeitslosigkeit.

Der dritte Grund ist ein technischer: die weichen Garne, die in der billigsten Masseninduſtrie verwendet werden, ermöglichen der Heimarbeit hier eine längere Fortdauer als in der Baumwollindustrie. Daher finden wir auch in Deutschland seit 1882 die Betriebe der Baumwollweberei um 19 000 mit ebensoviel Personen zurückgehen, während die Wollweberei um 645 Betriebe und 4072 Personen zunahm. Die Wollweberei ermöglicht eine stärkere Spezialisierung; die Weltkonkurrenz ist nicht so scharf als in der Baumwollindustrie, die Absatzorganisation vielfach die des direkten Detailhandels — gibt es doch Tuchfabriken, die meterweise an den Schneider Ware verkaufen — und die Fortschritte der Technik werden vielfach erst langsam jenen der Baumwollindustrie abgelauscht.

Welche Bedeutung hat aber die Mode in der Textilindustrie? Sie hat die Abhängigkeit aller wollindustriellen Länder von dem für Damenkleider von Frankreich, für Herrenkleider von England diktierten Muster zur Folge. Es ist wirtschaftlich gesprochen ein Privileg dieser Länder, die unsere heutige Bekleidung zuerst entwickelt haben, dem Absatze voraneilen zu dürfen. Daher die stärkere Nachfrage nach ihren Waren von seite der kaufkräftigen Kunden, daher sogar eine

Teilung der Erzeugungsgebiete. England und Frankreich dürfen sich auf die bessere und feinste Modeware werfen und überlassen Deutschland, Belgien und Österreich die Erzeugung der Imitationen sowie der Massenartikel. Diese Teilung hat die starken Lohnunterschiede auf dem Festlande und in England und ein Steigen des Exports von festländischen Textilwaren zur Folge, der in starkem Kontrast mit der mäßigen Aufnahme durch den inneren Markt steht.

Neben diese Unstätigkeit, die die Mode und die Saison hervorruft, tritt in der Wollwarenindustrie der Einfluß der Frauenarbeit, die in der Textilindustrie 50—85 % der Arbeiterschaft umfaßt. Auf den Arbeitslohn übt sie außer Zweifel einen senkenden Einfluß. Und zwar ist der Grund ein ziemlich klarer. Der wesentliche Vorteil, den die Fabrikarbeiterin vor dem Arbeiter genießt, ist die teilweise Stütze, die sie als Mädchen an ihrer Familie findet, und die Aussicht, einen Gatten und Ernährer zu finden. Daher wird die Frau in rasch erlernbaren Verrichtungen, die wenig Körperkraft erfordern, leicht Verwendung finden; für Verrichtungen, die Kraft und Stetigkeit der Verwendung voraussetzen, wird der Mann doch den Vorzug haben. Wir haben nun gesehen, daß gerade die Modeindustrie starke Schwankungen des Arbeitsbedarfes aufweist. Daher der Vorzug, den hier die Weberin, die leicht entlassen werden kann, vor dem Weber genießt. Die Weber schwerer Streichgarnstoffe in Huddersfield beziehen daher für die volle Woche bis 24 s., die Weberin leichter Modekammgarne in Bradford fast nur die Hälfte. Ebenso wird seit dem Verbot der Frauennachtarbeit die Arbeit der Männer nur in Zeiten starken Bedarfes höher bewertet; in Zeiten der Stockung werden sie entlassen. Endlich wird noch in einer immer mit komplizierteren Maschinen arbeitenden Industrie die Beharrlichkeit der Frau durch die Selbständigkeit und Urteilskraft des Mannes bei Unfällen, Bränden, kurz in allen unvorhergesehenen Lagen der Erzeugung aufgewogen. Aus diesem Grunde und gerade auf Grund heimischer, wie belgischer, englischer und amerikanischer Erfahrungen, dürfte der Fortschritt der Invasion der Textilindustrie durch Frauenarbeit an der Steigerung der Löhne und dem Maschinismus seine Schranken finden. Auf dem Kontinent ist allerdings dieses Stadium noch nicht erreicht; hier rekrutiert sich wie in

den Südstaaten Amerikas die Textilarbeit noch stark aus der Landarbeit, zu welcher vielfach die Arbeiterin nach ihrer Verheiratung zurückkehrt. Wo wie in Alt- und Neuengland die Frauenarbeit aus dem Reservoir der städtischen Arbeiterschaft stammt, bleibt die Arbeiterin solange in der Fabrik, als die Kosten der Kinderpflege nicht den Lohn übersteigen.

In den Erfolgen und Mißerfolgen, welche in den letzten Jahrzehnten die Textilarbeiter Englands verzeichnen, spiegelt sich der Gegensatz der Lage von Baumwoll- und Wollindustrie.

In der Baumwollindustrie Lancashires kam es nach der Krise von 1892 zu einem 5 monatlichen Strike, der durch das Verlangen der Spinnereien hervorgerufen worden war, die Arbeiter sollten eine Reduktion von 5 % sich gefallen lassen. Aber die Spinner erklärten: wir wollen lieber weniger arbeiten und die Überproduktion einschränken, als kleinere Lohnsätze annehmen.

Die Wirkung des Strikes auf den Markt war geringfügig. Die Preise stiegen wohl, aber die Nachfrage sank. Man einigte sich schließlich auf eine Reduktion von 3 % und die Einsetzung eines ständigen Einigungsamtes. Dieses arbeitete dann 1895 neue Tarife aus, die zur Lohnsteigerung der letzten Jahre führten.

Ganz anders in der Wollindustrie. Hier ist infolge des starken Wechsels und des Vorwiegens der weiblichen Arbeiterschaft eine Organisation von jeher schwieriger durchzuführen gewesen. Die Leistung des Arbeiters ist auch keine so hohe wie in der Baumwollindustrie. Daher wurde z. B. in Huddersfield der Lohntarif wie auf dem Festlande von den Unternehmern 1893 einseitig festgesetzt. In der Kammgarnstofffabrikation von Bradford ist zwar von Unternehmern und Arbeitern gemeinsam ein Mustertarif aufgestellt worden, aber er ist nicht obligatorisch. In einzelnen Zentren der Wollindustrie des Festlandes steht der Arbeiter, namentlich jener der Kämmerei, nicht viel schlechter als in England.

Welche Bedeutung hat nun auf dem Festlande der Zollschutz dieser Industrie auf ihre Entwicklung und die Kaufkraft ihrer Arbeiter genommen?

Während in Deutschland die Zölle auf Wollwaren seit 1865 nicht übermäßig gesteigert worden sind, ist in Österreich

und Frankreich seit 1881—1882 gerade von der Wollindustrie die protektionistische Strömung ausgegangen. Dadurch wurde aber wider Erwarten nur eine stationäre, im letzten Jahrzehnt sogar abnehmende Mehrausfuhr erzielt. Aber auf wessen Kosten? Auf Kosten der in den hochschutzzöllnerischen Staaten erzeugten Qualität der Waren; auf Kosten des technischen Fortschrittes und auf Kosten der Arbeiter als Konsumenten wie als Produzenten; endlich auf Kosten des regelmäßigen Umschlages des Kapitals, denn nirgends vielleicht außer in der Schneiderei herrschen so regellose Kreditverhältnisse, wie in dieser Industrie.

Auf die ungünstige Einwirkung des Zollschutzes in der Textilindustrie weist auch ihre Entwicklung in den Vereinigten Staaten hin. Nach Ansicht der besten Kenner haben 32 Jahre Wollzoll den Einfluß gehabt, den amerikanischen Fabrikanten jede Sorge um die Kenntnis der Wollsorten zu nehmen. In der Tat ist kein großer Fortschritt der wollindustriellen Technik aus den Vereinigten Staaten gekommen. Die Bedeutung ihrer Wollindustrie besteht in der Versorgung der großen Warenhäuser mit Stoffen für fertige Männerkleider; alle gute Modeware, die für Maßware bestimmt ist, bezieht Amerika aus Europa. Daher die Klagen, daß die Vereinigten Staaten nicht mehr die billigen Massenartikel Europas aufnehmen. Sie trachten sie im Gegenteil selbst unter Zollschutz zu monopolisieren; die im März 1899 gegründete American Woolen Company, eine Trust von 27 Betrieben mit einem Kapital von 65 Millionen Dollars und einer Jahresleistung von 30 Millionen Yards (= 500 Millionen frs.) hat diese Aufgabe übernommen. Dagegen hat, dank ihrer maschinellen Ausrüstung, die amerikanische Baumwollindustrie insbesondere seit der Ausstellung von Chicago nach kurzen Rückschlägen ihre Vervollkommnung erlangt. Die Bedeutung des letzten Jahrzehnts wird aber erhöht durch die Wanderung ihres Schwerpunkts nach den Südstaaten. Dadurch ist der höher entlohnende Norden gezwungen, zur besseren Ware überzugehen und dem Süden die Erzeugung von Massenartikeln für den Export zu überlassen. Die Vorteile des Südens in dieser Richtung sind keine geringen; vor allem die Nähe und größere Billigkeit von Kohle und Baumwolle; zweitens die geringen Transportkosten

der Ware; drittens die Billigkeit der ungelernten Arbeitskraft der Neger. Endlich ist die technische Einrichtung des Südens eine neuere als die des Nordens. Von hier aus hat der neue automatische Northropwebstuhl seinen Weg genommen, der ohne Unterbrechung arbeitet, die leeren Weberschiffchen automatisch füllt und bei Webfehlern von selbst stehen bleibt. Dieser Webstuhl, in Amerika seit vier Jahren eingeführt, hat in Europa erst seit März 1901 Eingang genommen. Sein Nachfolger, der Hattersleystuhl, rühmt in seinem Prospekt: „Zur Bedienung des Stuhles genügen gewöhnliche Weber, und es haben deshalb die Aufseher und Vorarbeiter keine Arbeit damit. Er macht 200 Schuß oder mehr per Minute. Der Garnabfall ist mindestens auf die Hälfte reduziert; ein Weber kann leicht 16 Stühle bedienen; außer der bedeutenden Ersparnis an Löhnen, die hierdurch erzielt wird, ist der Stuhl noch von besonderer Wichtigkeit in Distrikten, wo Mangel an Arbeitern herrscht." Die Wirkung dieser neuen Maschinerie ist also: Geringere Anforderung an körperliche Anstrengung, größere Ansprüche an die Nerven des Arbeiters. Daher die steigenden Forderungen von Arbeitsruhe und Erholung, die von der Textilarbeiterschaft ausgehen. Gegenwärtig sind die Arbeitsbedingungen der amerikanischen Baumwollindustrie ungünstiger als in England, und ihr Zollschutz bei niedrigeren Löhnen und längerer Arbeitszeit in den Südstaaten ist alles, nur kein — „tariff for wages!"

Während nun in England in der großen exportierenden Textilindustrie fast dieselbe Stufe der Regelung von Lohn und Arbeitszeit erreicht ist, wie in den anderen großen Nationalindustrieen, sind im allgemeinen die Wandlungen in der eigentlichen Kleiderindustrie bisher einer solchen Entwickelung nicht günstig gewesen. Der Kampf der zünftigen Schneider gegen den Stöhrer, den Pfuscher, sowie gegen die Hausschneiderin, der bis um die Wende des 18. Jahrhunderts die Annalen der europäischen Schneiderei füllt, weicht in unserer Zeit einem anderen Kampfe, dem der Arbeiter der Konfektion um bessere Lebensbedingungen.

Man kann hier zwei Gebiete unterscheiden, die durch das Eindringen der kapitalistischen Organisation ergriffen worden sind: das der Frauenkleidung, deren klassische Gestaltung

in Frankreich Maroussem so fein beschrieben hat, und die Massenkonfektion von Männerkleidern, für welche England und Amerika die krassesten Beispiele liefern.

Für die Entwickelung der deutschen und anglo-amerikanischen Konfektion ist die Erfindung der Nähmaschine maßgebend geworden. Sie führt nur zur stärkeren Arbeitsteilung, nicht zu fabrikmäßigem Betrieb; ihr geht die Organisation der Schneiderei durch große Handels- und Warenhäuser voraus. Der alte Kundenschneider wird durch ihre Agenten bewogen, für sie im Lohne zu arbeiten. Die starke Wanderung von Volksschichten mit niedriger Lebenshaltung in die großen Städte — Slaven nach Wien, nach den Städten der Schweiz, Russen und Polen nach London und den großen Städten der Vereinigten Staaten, Chinesen nach Australien und Californien — hat überall dieselbe Erscheinung zur Folge: Mietpreissteigerung und Wohnungselend nehmen ihren Einzug und um jeden Preis muß der Einwanderer arbeiten, um sein Leben zu fristen. Das Ergebnis ist das Schwitzsystem, das höchste Ausnützung der Kräfte, niedrigsten Arbeitslohn und gesundheitswidrigste Wohnungsverhältnisse vereinigt. Gewöhnlich beginnt es damit, daß der Arbeitsvermittler einer eingewanderten Familie erklärt, er habe von einem Konfektionshause eine Offerte erhalten, aber man müßte unter den von der Konkurrenz gebotenen Lohnsatz gehen. Man müsse Arbeit, auf deren Fertigstellung sonst drei Taglöhne gerechnet wurden, für einen Tagelohn durchführen. Die Gruppe nimmt an und die Unterbietung nimmt ihren Fortgang.

Es ist wunderbar, daß, wie später in Berlin, so in den Vereinigten Staaten selbst diese scheinbar jeder Organisation spottenden Arbeiter sich schon 1891 einigten und im Jahre 1894 in einem dreiwöchentlichen Strike ein Einvernehmen mit der Vereinigung der Subunternehmer erzielten. Das Ergebnis war: zehnstündige Arbeitszeit, Minimallohn von 9—15 Doll. per Woche, Verbot der Überzeit und Anerkennung des Gewerkvereins. Die Furcht vor der Wiederholung der alten Zustände war so groß, daß die Arbeiter für die Einhaltung der Bedingungen Kautionsstellung verlangten.

Der Erfolg dieser Bewegung war kein völliger. Wenigstens wird 1901 von Zeugen der Industrial Commission berichtet,

daß auch mit dem Gewerkvereinsabzeichen, das zum Schutze auf regulär erzeugte Ware geheftet wird, Mißbrauch getrieben wird. Vier Fünftel aller Kleider werde, sagt der Inspektor von Philadelphia, unter Schwitzsystem in Privathäusern erzeugt. Und von New-York wird berichtet, daß die billigsten Kleider unter günstigen Bedingungen in ventilierten Werkstätten, dagegen gerade die guten, feinen Kleider im Sweatshop erzeugt werden. Dadurch werden die Kosten sowohl der Miete einer Werkstätte als ihrer Erhaltung in der toten Zeit auf den Arbeiter abgewälzt.

Die amerikanische Gesetzgebung hat nun zwar kein Mittel unversucht gelassen, um mit den Mitteln der hohen Polizei dem Schwitzsystem den Garaus zu machen. Von der Stempelung in Heimarbeit erzeugter Waren sind die Gesetzgeber bis zur völligen Untersagung oder Zutodebesteuerung gelangt. Diese Mittel verfehlten ihren Zweck. Federleicht entwand sich der Schwitzbetrieb den Verfolgern und sandte in das verbietende Land seine Produkte. Der wahre Seuchenherd liegt eben, auch für die Vereinigten Staaten, in der alten Welt. Der amerikanische Heimarbeiter ist fast durchgängig Ausländer, Deutscher, Russe, Pole, Italiener. In der zweiten Generation sind die Leute in der Fabrik oder im Ladengeschäft angestellt, in der dritten schon Ingenieure oder Bankbeamte. Solche wirkungslose Gesetze auf unsere ganz disparaten Verhältnisse aufzupfropfen, wäre also eine traurige Sozialpolitik. Bei uns, dem Herd der Krankheit, kann nicht durch polizeiliche Verbote gegen sie vorgegangen werden, sondern durch ein Eingreifen in die Produktionsverhältnisse der Heimarbeit selbst. Es ist die niedrige Lebenshaltung der Arbeiter der Bekleidungsindustrie, Hausweberei und Stickerei, welche den Übergang zur Fabrik verzögert. Auf dem Wege der Gesetzgebung hier einzugreifen, hat allerdings bisher nur ein Staat gewagt, die Kolonie Viktoria in Australien. Hier befürchtete man die Chinesierung der Industrie, die durch ein großes Haus, Ah Sin & Co., in der Möbelindustrie schon vollzogen war. Es wurde nicht bloß Registrierung der Heimarbeit verlangt, sondern auch sechs Ausschüsse wurden eingesetzt, welche die Mindestlöhne in gegenseitigem Einvernehmen in der Bäckerei, Kleider-, Schuhmacherei, Hemden-, Stulpen-, Frauenwäsche- und Möbelindustrie fixieren sollten. Die Erfolge sind für

Bäckerei und Bekleidungsindustrie bereits eingetreten; bei 48-stündiger Arbeit verdienen die Leute jetzt um ein Drittel mehr als früher bei 70-stündiger. In den anderen Industrieen ist teilweise die Fabrik an Stelle der Heimarbeit getreten, teilweise sind die Resultate derzeit noch fraglich. Die Chinesen liefern beharrlich Arbeit unter dem Mindestlohn.

Wenden wir nun die Blicke den Exportländern der Konfektion zu. Zunächst hat der Zollschutz deutscher Wollwaren seit 1879 mächtiger noch als zur Entwickelung der Wollindustrie zu jener der Berliner Konfektion beigetragen. Ihr Export stieg von 1895 auf 1899 von 90 auf 130½ Millionen Mark. Ihre Produktion darf wohl auf das vierfache des Exportes veranschlagt werden. Mit ihr hielt die Zwischenmeisterei, ein im Osten längst übliches System, ihren Einzug. Hat sie doch den Vorteil, die rasche Lieferung der Ware mit dem Minimum von Zeitverlust und von Sorge um die Vorgänge der Produktion zu verbinden. Wie tief die Löhne sanken, zeigten kurz vor dem Berliner Konfektionsstrike von 1896 die Verhandlungen des Gewerbegerichts.

Oda Olberg, Timm, die Kommission für Arbeitsstatistik, zuletzt Lily Braun haben das Schicksal dieser Frauenarbeit geschildert. Aber das der Männer, ist es besser? Darf man sich des steigenden Exportes freuen, wenn ein Konfektionsschneider von 611 Mark Lohn 330 M. für Miete, 88 M. für Heizung, Beleuchtung und Maschinenreparatur und 10 M. Steuer zahlt? und dies für 14-stündige Arbeit! Darf die Gründung von Tuberkulosenheimstätten zum Troste dienen für die Verheerungen, die dieser parasitische Export anrichtet?

Es ist nun bekanntlich im Jahre 1896 dem Zusammenwirken der öffentlichen Meinung, dem Opfermut der Arbeiter, der Unterstützung von Menschenfreunden gelungen, nach dreiwöchentlichem Strike eine 12½% Lohnerhöhung und einen Minimaltarif für die Berliner Männerkonfektion durchzusetzen. Dagegen gelang es in der Frauenkonfektion nur, eine 30 prozentige Lohnerhöhung für Löhne, die Mk. 1.75 nicht erreichten, zu erlangen. Selbst der Männerkleidertarif gilt nur für die billigsten Sorten.

Es gibt ein Land nur, in welchem die Lage der Kleiderarbeit ideal ist; aber dieses unglückliche Land exportiert wenig

Kleider; es schickt der Welt Gold, Kauriharz, Fleischkonserven, und schließt Einwanderer mit niedriger Lebenshaltung aus. Es ist Neu-Seeland. Nach dem großen Hafenstrike von 1891 legte dem Parlamente dieses Landes der Arbeitsminister Reeves einen Gesetzentwurf über obligatorische Schiedsgerichte vor. Das Gesetz wurde 1894 angenommen. Seitdem gibt es keinen Strike in Neu-Seeland. Denn sobald eine Arbeiterschaft zu einem Gewerkverein organisiert und dieser registriert ist, wählt sie ihre 3 Vertreter auf 3 Jahre in ein Einigungsamt, dem ebenso 3 Arbeitgeber angehören und das von einem Staatsbeamten präsidiert wird. Gelingt keine Einigung, so geht der Fall vor das staatliche Schiedsamt, dem ein oberster Richter und je ein Beisitzer der Arbeiter und Arbeitgeber angehören. Dieses Tribunal hat durch Gesetz das Recht, einen Mindestlohn festzusetzen. Nach jahrelanger Organisation ist es so ohne Strike den Arbeiterinnen der Kolonie gelungen, Minimallöhne von 1½ £ zu erringen. Zugleich wurde ausgesprochen, daß der Maßschneider nicht Maßarbeit von Heimarbeitern machen lassen dürfe, sondern in eigenen Werkstätten. Die Arbeitszeit ist auf 45 Stunden in normalen Zeiten taxiert und Überstunden sind besonders zu vergüten.

Aber wie gesagt, es ist kein Exportland um das es sich hier handelt. Ist aber dieser Export von Textilwaren und fertigen Kleidern die eigentliche Grundlage industriellen Trachtens der Völker?

Von allen Wandlungen, welche wir in der Exportentwicklung betrachten können, ist vielleicht die markanteste der Rückgang des Wollwarenexports in den alten Produktionsländern, sein verhältnismäßiges Zurückbleiben hinter der Rolle, die gegenwärtig Weizen, Zucker, Petroleum, Kohle und Stahl auf dem Weltmarkt spielen. Auf der anderen Seite beginnt ein Export von fertigen Kleidern platzzugreifen, den man früher nicht kannte. Zugleich kündigt sich bei steigenden Löhnen im Zurückbleiben der Arbeiterzahl in der Textilindustrie ein stationärer Zustand an; aus einer der arbeiterreichsten Industrieen wird sie zu einer arbeitsarmen und die Überflüssigen, die einst webten und spannen, gehen heute auf das nächstverwandte Arbeitsgebiet über, auf das der Kleidermacherei im Großen, die alle Zustände wiederspiegelt, die in der fabrikmäßigen Textilindustrie überwunden sind.

Die Entwicklung zum Exportindustriestaat hat also nur für die hochentlohnten Fabrikindustrieen, die vom nationalen Arbeiterschutz und den Gewerksvereinsorganisationen berührt werden, eine Steigerung der Einkommensverhältnisse zur Folge gehabt. Der Rückgang der landwirtschaftlichen Bevölkerung von $3^1/_8$ % in England im Jahrzehnt 1881—1891, ihre minimale Steigerung von $^2/_8$ % in Deutschland, sowie der Rückgang der mit der Industrie konkurrierenden Heimarbeit stehen in krassem Gegensatze zur steigenden Heranziehung der Bevölkerung zur Berufsarbeit im allgemeinen. Die Berufstätigen der Industrie haben im letzten Jahrzehnt in England um 15, in Deutschland um fast 23, in den Vereinigten Staaten um 49 % zugenommen. Am allerstärksten von allen Berufen haben aber Handel und Verkehr sich vermehrt: in Deutschland um fast 38, in England um 43, in den Vereinigten Staaten um 76 % der früher Erwerbstätigen. Der Versorgung des Detailhandels in Gegenständen des Lebens- wie des Luxusbedarfes dient heute ein Großhandel und Verkehr, der infolge des Sinkens der Frachten ungeahnte Dimensionen angenommen hat und nunmehr ein enormes Menschenmaterial verwendet, um Schiffe zu laden und zu löschen, Lokomotiven zu heizen, Güter zu lagern. Das Personal von Elevatoren, Ozeandampfern, Lagerhäusern, Telegraphenbureaus, Importgeschäften wird heute in Anspruch genommen, um uns mit Brot zu versorgen, während es für denselben Zweck vor dreißig Jahren genügte, wenn ein mit Garben bedeckter Leiterwagen langsam zur Mühle fuhr, und von dort aus die Mehlsäcke die ehrsame Bäckerstube erreichten.

Wie wirkt nun auf diese Arbeiter der Eisenbahnen, der Schifffahrt, der Werften diese Wirtschaftsentwicklung?

Wie die Entwicklung der Kohlen-, Stahl- und Eisen- und Maschinenarbeiter von der Tätigkeit der gesammten Industrie, so wird die der Verkehrsarbeiter von dem Leben der gesamten Volkswirtschaft, ja der Weltwirtschaft beeinflußt. Mit ihr unterliegt das Verkehrspersonal dem Einflusse von Krisen, die in Massenentlassungen ihren Ausdruck finden. Zu dieser Gefährdung der Arbeitsgelegenheit gesellt sich jene des Arbeitseinkommens. Denn wo das große Verkehrswesen der privaten Unternehmung überlassen blieb, macht sich der Hang nach

Ausnützung der erträgnisreichsten Strecken in wilden Konkurrenzkämpfen der Verkehrsgesellschaften geltend; und die Angst vor der daraus erfolgenden Verkürzung des Gewinnes, vor dem Stirnrunzeln des Aktionärs, wirkt auf Lohn und Arbeitszeit des Verkehrsangestellten zurück. Wie viel aber gerade auf diesem Gebiete des internationalen Verkehrslebens Gesetzgebung und Organisation vermögen, lehrt die Geschichte der Arbeit im schweizerischen Eisenbahnwesen der letzten Jahrzehnte. Hier, in einem Durchfuhrlande ersten Ranges, sind die Arbeitsbedingungen wohl in der bisher vollkommensten Weise geregelt worden. Wie sich diese Entwicklung im letzten Jahrzehnt vollzog, erfahren wir aus der vortrefflichen offiziellen Lohnstatistik der schweizerischen Eisenbahnen. Wir ersehen aus ihr die prekäre Stellung der Eisenbahner anfangs der siebziger Jahre. Von 1872—1880 steigen dann die Löhne im Verhältnis von 105,5 (wenn 1870 = 100) zu 127. Es ist die Zeit des Aufschwunges für das Eisenbahnwesen. Darauf folgt ein jäher Rückschlag, bis gegen Ende der achtziger Jahre die Eisenbahnarbeiter der Schweiz sich organisieren. Diese Organisationen des Zugpersonals, dann der Lokomotivheizer und Eisenbahnangestellten machen die Gesetzgeber auf die Überanstrengungen aufmerksam, welchen das Verkehrspersonal ausgesetzt sei. Aber erst einige größere Eisenbahnunfälle lenkten die Aufmerksamkeit des Publikums auf die übermäßige Arbeitszeit der Angestellten. Die Eisenbahngesellschaften, insbesondere die Nordostbahn, ließen die Einwände unberücksichtigt. Da erließ der Bund ein Gesetz, das die zwölfstündige Maximalarbeitszeit, eine ununterbrochene zehnstündige Ruhezeit für Zugs- und Begleitungspersonal, 52 Ruhetage und die Einstellung des Frachtgüterdienstes an Sonntagen vorschrieb. Es zeigte sich, daß alsbald jene Bahnen, die sich der neuen Ordnung am raschesten fügten, wie die Gotthardbahn, am wenigsten Unfälle aufwiesen.

Bald darauf wurde auf Antrag desselben Staatsmannes, der das Sonntagsruhegesetz durchgebracht hatte, Theodor Curtis, eine Untersuchung über die Eisenbahnfrage angeregt. Auf Grund dieser Untersuchungen waren die vorbereitenden Schritte zum Eisenbahnrückkauf geschehen, als ein Ereignis eintrat, das der Entwicklung des Eisenbahnwesens der Schweiz die

entscheidende Richtung gab: der Strike bei der Nordostbahn. Als diese Gesellschaft eine von allen übrigen Eisenbahnverwaltungen zugestandene Lohnaufbesserung nicht durchführen wollte, führte die Erhitzung der Parteien zum Strike. Dieser aber dauerte freilich nur zwei Tage (vom 11. auf den 12. März nachts 12 Uhr bis zum 13. März nachmittags), da die Parteien Bundesrat Zemp als Schiedsrichter anriefen. Infolge der Lohnbewegung hat die Nordostbahngesellschaft für die Jahre 1896 und 1897 540 000 frs. verausgabt. Für sämtliche Bahnen wird die einmalige Aufbesserung auf rund 3 Millionen Franken geschätzt. Werden die Löhne der Eisenbahnangestellten 1870 gleich 100, 1890 gleich 128,2 gesetzt, so stiegen sie nach dem Strike von 1897 auf rund 140. Während die Löhne der ungelerntesten, widerstandsunfähigsten Arbeiter von der Lohnsteigerung der siebziger Jahre unberührt geblieben waren, stiegen sie nun auch hier infolge der Organisation der Verkehrsarbeiter in die Höhe.

Wir sehen also auch hier die Einflüsse des Bedarfes, der Krise einerseits, des Eingreifens der Arbeiterverbände und des Staates andrerseits sich in den Wandlungen des Einkommens aussprechen. Der Schluß dieser Bewegung ist bei den Staatseisenbahnarbeitern nicht mehr der von beiden Parteien vereinbarte Minimallohn, sondern: das Gehalt.

Minder glücklich als diese Verkehrsarbeiter sind die Hafenarbeiter und Seeleute. Auf sie wirkt, stärker als auf die binnenländischen Kollegen, das Auf und Nieder des Außenhandels, des Schiffbaues und sogar der Wechsel der Jahreszeiten ein. Über ihre Arbeitsbedingungen haben in den letzten Jahren sowohl Charles Booth als auch die hamburgische Senatskommission uns wertvolle Aufschlüsse geliefert. Betrachten wir nach diesen offiziellen Zeugnissen ihre Lage. Auch sie hat sich unter dem Einflusse der Weltwirtschaft, die an Stelle vieler kleinen Reedereien einige Großbetriebe, an Stelle des Segelbetriebs den Dampfbetrieb setzte, von Grund aus verändert. Das Maschinen-, Deck-, Aufwartepersonal hat sich zwar vermehrt, aber der gesamte Besatzungsstand der deutschen Handelsflotte ist seit 1873 nur von rund 40 000 auf 44 000 Köpfe gestiegen. Mit den steigenden Ansprüchen an die Dienstbereitschaft dieser Arbeiter ging Hand in Hand der Ersatz

des früher seemännisch geschulten Hafenarbeiters durch Landarbeiter, dessen Anwerbung die Reeder immer mehr ihren Vertrauensorganen überließen. Welche Wirkungen infolge dieser Wandlungen des Verkehrswesens in den Arbeitsbedingungen der Seeleute und Hafenarbeiter hervorgingen, ist durch die Erhebungen nach dem Hamburger Strike von 1895 anschaulich geschildert worden. Wie sehr hier die freie Konkurrenz die Lohnverhältnisse beeinflußt, mag aus dem Bericht der Hamburger Senatskommission über die Seeleute ersehen werden.

„Was die Heuer der Seeleute anbetrifft, so ist zwischen der Heuer der Matrosen und derjenigen der Heizer und Trimmer zu unterscheiden. Die Monatsheuer der Matrosen war von 45 M. im Jahre 1881 allmählich bis auf 60 M. im Jahre 1889 gestiegen und sank dann im Jahre 1892 zunächst auf 55 M. und später auf 50 M. Im Februar 1897 haben die größeren transatlantischen Reedereien die Heuer wieder auf 55 M. erhöht. Nach vollendetem ersten Dienstjahr bei derselben Reederei werden 60 M. bezahlt. Die Heuer des Maschinenpersonals, im Anfang der achtziger Jahre 53 M. für Heizer und 45 M. für Trimmer, hatte im Jahre 1889 die von 85 M. für Heizer und 75 M. für Trimmer befahrene und unbefahrene erreicht, hielt sich aber ebenfalls nicht lange auf dieser Höhe, sondern sank bis gegen Ende des Jahres 1892 auf 60 M. für Heizer, 50 M. für befahrene und 40 M. für unbefahrene Trimmer. Auch hier ist im Februar 1897 eine Erhöhung der Heuern um 5 M. eingetreten, so daß also 65, 55 und 45 M. gezahlt werden; nach Ablauf des ersten Dienstjahres findet eine weitere Erhöhung um 5 M. statt. Einige Reedereien, welche die erhöhten Heuern ursprünglich zugestanden hatten, haben sich aus Konkurrenzrücksichten später veranlaßt gesehen, wieder zu den niedrigen Sätzen zurückzukehren."

Ich habe absichtlich die dunklen Seiten der Entwickelung hier hervorgehoben. Sie bedeuten für eine große Zahl arbeitskräftiger Deutscher Unterernährung der traurigsten Art. Aus dem Vergleiche des Ausgabenbudgets eines deutschen Scheuermannes, das die Hamburger Senatskommission mitteilt, mit einem von Booth mitgeteilten englischen Dockarbeiterbudget geht hervor, daß von je 100 Mark Gesamtausgaben verwendet wurden vom Dockarbeiter für

	Nahrung	Kleidung, Wohnung, Beheizung, Beleuchtung	Andere Ausgaben.
In Hamburg	58.75	31.98	9.27
In London	39.81	34.59	25.60

Trotz höherer Wohnungs- und Kleidungsausgaben erübrigt noch immer der ärmste ungelernte Hafenarbeiter Englands für Kulturausgaben fast dreimal soviel als sein deutscher Kollege, infolge der niedrigen Löhne und der relativ hohen Nahrungsausgaben dieses letzteren!

In England datiert die Hebung dieser Arbeiterklasse bekanntlich vom großen Dockstrike von 1890. Ihm folgt das Eindringen des Sozialismus in die Gewerkvereinsbewegung oder sagen wir lieber, in die Gewerkvereinskongresse, die Begründung der Independent Labor Party, der Versuch einer internationalen Verbrüderung, der zu den großen Strikes in Hull, Marseille und Hamburg führte. Obwohl unmittelbar siegreich, ist es doch infolge der Unregelmäßigkeit der Arbeit und der Drohung der Reeder, den Hafen von London auszuhungern, falls weitere Lohnforderungen gestellt würden, den Dockern nicht gelungen, ihre Forderung eines Minimallohnes von 8 d. per Stunde und 1 s. per Überstunde, an Stelle der bisherigen 7 d. durchzusetzen. Sie verlangen nunmehr Übernahme der Docks in städtischen Betrieb und haben am 10. Juni 1896 einen internationalen Verband begründet, der 1897 zu internationalen Konferenzen führte. Die Idee des Generalstrikes, die dann propagiert wurde, erwies sich als undurchführbar. Der Zusammenbruch der großen Strikes in Hamburg führte zu immer bescheideneren Aufgaben. Und so hat der letzte internationale Kongreß, der im September zu Paris tagte, für die Transportarbeiter und Seeleute Minimallohn und Maximalarbeitstag und eine Reihe von Schutzorganisationen (Inspektion der Arbeitsgeräte u. dgl.) gefordert, die auch zum Teil durch die neueren Hafeninspektorate, in England durch die der Fabrikinspektion beigeordnete Hafeninspektion durchgeführt worden sind.

Wenn wir nunmehr die Gesamtwirkung der großen weltwirtschaftlichen Veränderungen auf die Einkommen- und Ausgabenwirtschaft der arbeitenden Klassen uns vergegenwärtigen, so ist es am besten, zwischen Industrieen des lokalen Absatzes und Weltindustrieen zu unterscheiden. Und da zeigt

eine von George Wood durchgeführte Untersuchung der englischen Lohnsätze seit Anfang des 19. Jahrhunderts, daß viel größere Sicherheit gegen ein Fallen und Steigen des Lohnes in den auf den inneren Markt von Hause aus angewiesenen Gewerben als in den spezifischen Exportindustrieen herrscht, und zweitens, daß die stärksten Schwankungen der Löhne in jenen Industrieen vor sich gegangen sind, die der Rohstoffgewinnung dienen, in der Landwirtschaft und im Bergbau. Denn diese Gewerbe unterliegen doppelten Schwankungen: solchen, welche der ungleiche Ausfall der Ernten, die ungleiche Mächtigkeit der Bergschätze hervorruft, aber nicht minder den Launen der Menschen, den Schwankungen des Bedarfs.

Es sind endlich die hochentlohnenden und nur wenig zollgeschützten Industrieen, deren Exportwerte am schnellsten angewachsen sind. Vergleichen wir den Exportwert von Kohle, Eisen, Stahl und der daraus gefertigten Waren 1882 und 1895: er hat sich in Deutschland auf 370 Millionen Mark verdoppelt. In derselben Zeit ist der Exportwert der schlecht entlohnenden Konfektion mit 120—124 Millionen Mark fast unverändert geblieben.

Und die lohnsteigernde, aber auch die Stetigkeit des Einkommens untergrabende Wirkung der Weltwirtschaft, gelangt in der Gestaltung der modernen Sozialpolitik zum Ausdrucke. Die wirkliche Arbeiterbewegung hat das alte Programm des internationalen Sozialismus entzweigespalten. Die Entwicklung der Betriebsformen im Verkehrswesen, zum Teil auch im Kohlenbergbau hat zum nationalen Sozialismus geführt, zur Verstaatlichung. Die Entwicklung aller übrigen Zweige der Produktion führt zur internationalen Vereinigung der Arbeiter, durch welche sie Minimallohn und Maximalarbeitszeit anstreben.

In der Tat sind die Buchdrucker und Glasarbeiter, dann die Bergarbeiter, Eisenbahn- und Hafenarbeiter die ersten gewesen, die sich zu internationalen Verbänden zusammenschlossen. Ihnen folgt dann eine Reihe anderer Verbände — Kulemann führt in seinem trefflichen Nachschlagebuch über die Gewerkvereine ihrer 23 auf. Die gelernten wanderlustigen Arbeiter wie die ungelerntesten, sie beide ergreift die große Welle der Weltwirtschaft, und verschmilzt ihre Interessen.

Dürfen wir in einer Zeit, da deutsches und englisches Kapital in Kleinasien, Venezuela und China werbend angelegt ist, hier über Mangel an nationalem Empfinden klagen? Das wäre, meine ich, ein Eingeständnis nationaler Schwäche. Ja es scheint uns sogar, als wäre gerade zur Stärkung der nationalen Arbeiterschaft auch eine der modernen Weltwirtschaft angepaßte internationale Sozialpolitik am Platze. Ansätze einer solchen, auf der Verständigung der Völker, auf der Ausschaltung der nationalen Eifersucht beruhenden Arbeiterpolitik sind seit mehr als zwei Menschenaltern vorhanden. Der erste, der solche einheitliche Regelung der Arbeitsverhältnisse anregte, war der Vater des Fabrikarbeiterschutzes und des Genossenschaftswesens, Robert Owen. Ihm folgt auf dem Kontinent Daniel Le Grand, Fabrikant wie jener. Ihre Stimmen verhallten. Aber unter den Ratgebern der schweizerischen, deutschen und österreichischen Sozialpolitik der siebziger Jahre wurde der Gedanke wieder lebendig. Seitdem in der Schweiz das Wort vom internationalen Arbeiterschutz im Parlament ausgesprochen wurde, ist dieser Gedanke nicht zur Ruhe gekommen. Die Berliner Arbeiterschutzkonferenz von 1890 vermochte ihn nicht unmittelbar zu verwirklichen; denn nur durch langsame gemeinsame geistige Arbeit der Kenner der Arbeiterverhältnisse, der Inspektoren, der Arbeitsämter, der Arbeiter- und Unternehmerverbände läßt sich an eine so ungeheure Arbeit herantreten. Aber nur scheinbar war das Ergebnis der Konferenz ein kärgliches. Die Arbeiter der Schweiz ließen von der Verwirklichung dieses Ziels nicht ab. Sie schlossen sich ohne Rücksicht auf religiöse Differenzen zusammen. Dieser Erfolg bestimmte Sozialpolitiker aller Länder, die internationale Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz zu begründen. Ein wissenschaftliches Institut, das internationale Arbeitsamt, dessen Leitung meinen schwachen Kräften anvertraut wurde, hat nunmehr die Aufgabe, die Fragen des internationalen Arbeiterschutzes zu erforschen. Welche Gebiete kommen hier in Frage?

Man kann unter internationalem Arbeiterschutz alle Einrichtungen verstehen, welche gegen die in mehreren Staaten gleichzeitig bestehenden Schädigung der Einkommens- und Betriebsverhältnisse der lohnarbeitenden Klassen Vorsorge treffen. In diesem weitesten Sinne bildet die rasche Bericht-

erstattung über die Fortschritte des nationalen Arbeiterschutzes aller Länder die Grundlage internationaler Bestrebungen.

Die nationalen Arbeits- und Produktionsverhältnisse bilden die Grundlage, deren genaue Kenntnis erst zu internationalen Verständigungsversuchen dort und dann berechtigt, wo wirkliche oder angebliche Rücksichten der Weltkonkurrenz ein Stillestehen oder Scheitern des nationalen Schutzes zur Folge haben. Nichts würde diese internationalen Bestrebungen in rascheren Mißkredit bringen, als wenn sie dem nationalen Arbeiterschutz zum Hemmschuh dienen, wenn sie zum Vorwande seiner Verschleppung mißbraucht werden würden.

Es sind daher vor allem die großen Exportindustrieen, deren Arbeitsverhältnisse internationaler Verständigung bedürfen können — nicht müssen. Und zwar aus folgenden Gründen:

Es kann erstens ein weitgehender Betriebsschutz in einer Industrie sich notwendig erweisen, der jedoch mit Rücksicht auf die ungeschützte Industrie anderer Staaten aus finanziellen Motiven nicht einseitig geregelt werden soll. Dies gilt von einer Reihe gefährlicher Industrien, vor allem den Brutstätten der Nekrose und des Saturnismus, der Zündhölzchen- und Bleiweißindustrie. Daß auf diesem Gebiete internationale Verständigung etwas vermag, beweist die Tatsache, daß auf Grund eines Expertenberichtes aus Dänemark und Schweden in der Schweiz die Regelung des Verbots der Erzeugung phosphorhaltiger Zündhölzer ins Rollen gebracht wurde. Schon im Jahre 1880 wurde von Caesar De Paepe und 1897 von Professor Erismann und vom belgischen Gewerbeinspektor Henrotte hervorgehoben, daß die Fragen des Verbots, der Einschränkung, der Schutzmaßregeln in gesundheitsgefährlichen Industrieen den Gegenstand internationaler Verständigung bilden sollten. Einer solchen Verständigung wird eine besondere Untersuchung der Wirkungen der Gesetzgebung fortgeschrittener Länder, die sich ungleichmäßig belastet fühlen, vorausgehen müssen.

In allen diesen Exportindustriezweigen ist der Grad der Gefährlichkeit infolge der Beschleunigung der Arbeitsprozesse in den letzten Jahren gestiegen. In vielen dieser Industrien gefährdet das Produkt nicht bloß den erzeugenden, sondern auch den es

als Hilfsstoff konsumierenden Arbeiter. Ihr nationales Verbot hätte einfach die Steigerung der Einfuhr aus ungeschützten Ländern zur Folge. Dies ergibt Möglichkeit und Notwendigkeit internationaler Verständigung auf dem Gebiete der Arbeiter-Hygiene.

Die zweite Reihe von Aufgaben betrifft den Personenschutz (Kinderschutz, Frauenschutz). Es muß verhütet werden, daß Export-Industrieen in neuen Ländern unter Hintanhaltung aller Schutzbedingungen künstlich gefördert werden. Zollbegünstigter Absatz auf der einen Seite, Ausnützung der Arbeitskräfte auf der anderen, die Wiederholung der auf die Dauer selbstmörderischen, inflationistischen Grundsätze in unserem Wirtschaftsleben wären hier die Folgen des Geschehenlassens. Auch hier können internationale Maßregeln, vor allem die Bildung einer öffentlichen europäischen Meinung über Arbeiterschutzfragen am Platze sein.

Aber auch die Fragen der Ausgestaltung der Arbeitsbedingungen in geschützten Ländern liegen zum Teil im Rahmen des internationalen Arbeiterschutzes. Die Kenntnis der Tatsachen, welche die Kürzung der Arbeitszeit in fortgeschrittenen Ländern im Gefolge hatte, ist für kapitalschwächere Länder vielfach erst der Anlaß zur Ausbildung ihres Arbeiterrechtes. Innerhalb der Länder des Arbeiterschutzes ist aber gegenwärtig die immer mehr industrialisierte Landwirtschaft, sind ferner die Heimarbeitsbetriebe der Exportindustrie, sind die Arbeitsverhältnisse des Handels in Europa auch national fast durchaus ungeschützt. Erst das eingehende Studium der Erzeugungs- und Absatzverhältnisse der landwirtschaftlichen Betriebe und jedes Zweiges der Heimarbeit vermag uns darüber Klarheit zu geben, ob hier eine durchführbare Gesetzgebung das Absterben der bisherigen Arbeitsverfassung ohne Schädigung der Volkswirtschaft beschleunigen kann, oder ob die Regelung ihres Betriebs- und Einkommensschutzes freien Verbänden zu überlassen sei. Bei der innigen Verknüpfung der Bestrebungen der Arbeiterverbände mit jenen der modernen sozialen Gesetzgebung fordert die Beobachtung der Wirkungen, die beide auslösen, auch die internationale Aufmerksamkeit heraus.

Es ist nun vor allem Sache der internationalen Sozialstatistik, die durch die Umwälzungen der Technik und Betriebs-

form, durch Absatzkrisen, wie die durch sozial-, währungs- und zollpolitische Eingriffe hervorgerufenen Wandlungen im national-beruflichen Aufbau, in der Arbeitsgelegenheit und in der Einkommensgliederung zu verfolgen. Aus technischen Gründen liegt dieser Zweig der Statistik im argen; die Verwaltungsbedürfnisse jedes Landes bedingen bestimmte Erhebungsmethoden, die zu vielfach unvergleichbaren Ergebnissen führen. Wissen wir doch nicht einmal, wie viel ein Laib desselben Brotes in verschiedenen Ländern kostet! Die Vergleichbarkeit hier anzubahnen, wäre für die Lösung einer Reihe internationaler sozialer Fragen von unmittelbarem Werte. Wie wir wissen, hat in Landwirtschaft, Bergbau, Kleider- und anderen Industrieen das Aufsteigen heimischer Arbeiter in höher entlohnte Zweige der Volkswirtschaft zur Folge, daß die Lücken niedrig entlohnten Arbeitsbedarfes durch ausländische Arbeiter gefüllt werden. Die Zeit der internationalen Wanderbewegung ist angebrochen. Wie wirkt sie auf den Lebensfuß der eingeborenen Arbeiter ein? Welchen Schutz genießt der einwandernde Arbeiter? Welche Ansprüche auf Versicherung darf er erheben? Als Gegenstück dieser Wanderbewegung entsteht die Leutenot in der Landwirtschaft und in Kolonialländern. So hat in Transvaal und in den afrikanischen Kolonieen sich ein teils infolge der Indolenz der Eingeborenen, teils infolge schlechter Behandlung durch die Grubenbesitzer hervorgerufener Arbeitermangel eingestellt. Welche Art kolonialer Arbeiterpolitik trägt hier die meisten Erfolge, jene, welche durch Schutz der Eingeborenen ihre Bedürfnisse und dadurch ihren Hang zur Arbeit entwickelt, und welche von den führenden englischen Kolonialpolitikern empfohlen wird, oder die Politik des Arbeitszwanges, die zur Erniedrigung der Gestehungskosten von Grubenbesitzern des Rand, nach dem Vorbilde von Guatemala, gefordert wird? Welchen Einfluß hat die asiatische Arbeit auf die Besiedelung neuer Länder ausgeübt? Es sind große soziale Kulturfragen, die so die Entwickelung der Weltwirtschaft aufwirft.

Eine sozialstatistische Erfassung der Wandlungen der Arbeitsverhältnisse durch die Wandlungen der Technik liegt gleichfalls im Bereiche der Aufgabe des internationalen Arbeiterschutzes. Der Grad der Gefährdung der Arbeiter durch neue Verfahren, neue Maschinen läßt sich durch eine internationale

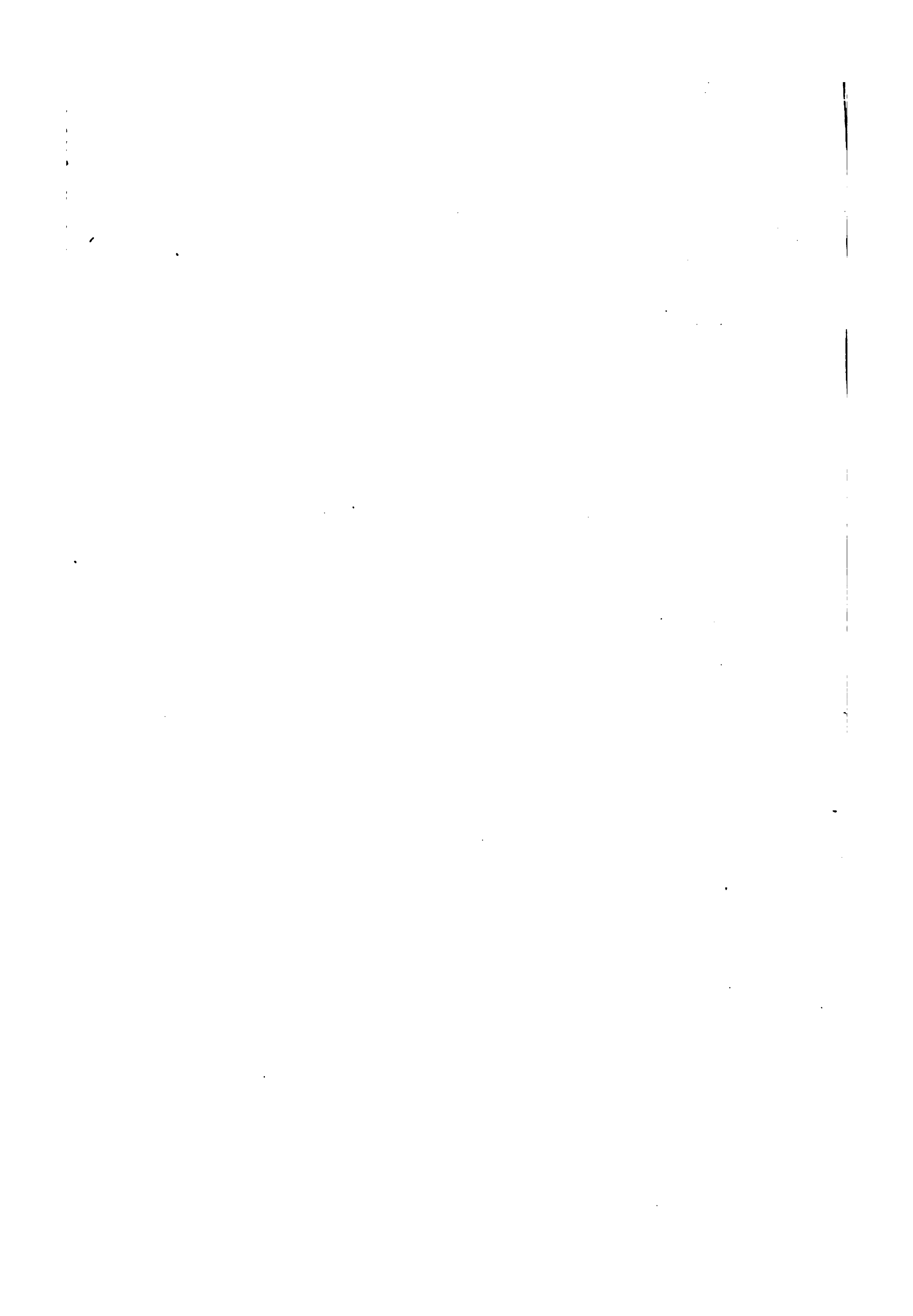
Vergleichung der Unfallhäufigkeit in verschiedenen Berufen ergründen. Aus ihr ergibt sich gleichsam graduell die Notwendigkeit bestimmter Schutzvorschriften. Die Statistik des Arbeitseinkommens, der Konsumtion und der Arbeitslosigkeit gibt endlich in internationaler Zusammenfassung ein Bild der durch den Rhythmus von Aufschwung und Krisen verursachten Einkommensgestaltungen. Die steigende Zentralisation der Arbeitsvermittlung läßt es nicht unmöglich scheinen, daß dereinst für einen internationalen Nachrichtenverkehr gesorgt und für eine internationale Ausgleichungsstelle für die Überschüsse der nationalen Arbeitsmärkte Sorge getragen werden könnte.

Ist es also zu kühn, von einer internationalen Arbeitsverwaltung, die in die Breschen des nationalen Arbeiterschutzes tritt, zu träumen? Gilt doch von der Weltwirtschaft nicht minder wie von der Volkswirtschaft das schöne Wort Daniel De Foes: „Die Wirtschaft gehorcht, gleich aller Natur, dem strengen Gesetze von Ursache und Folge; und daher kommt es, daß sie in ihren gewaltigsten Veränderungen ihre Gefolgschaft, ja ihre Huldigung einem so schlichten Dinge nicht versagt, wie es des armen Mannes Arbeit ist.“



II.

Berichte aus den Fachabteilungen.





Lichtdruck: Kühl & Co., Frkft.

Die sogenannte Muse von Cortona.



Über die sogenannte „Muse von Cortona" und ein Brustbild der Cleopatra.

Von Professor Otto Donner-von Richter, Historienmaler in Frankfurt a. M.

Die nachfolgenden Ausführungen sollen sich mit einer schon über hundert Jahre alten kontroversen Frage beschäftigen, und meiner bestimmten Ansicht über diese Ausdruck geben; nämlich über die Frage: ob das in dem Museum etruskischer Altertümer im palazzo pretorio zu Cortona befindliche Brustbildgemälde, die sogenannte „Polyhymnia oder Muse von Cortona", ein antikes Gemälde und noch insbesondere ein enkaustisches sei? Diese beiden Behauptungen gelten an Ort und Stelle dem Lokalpatriotismus [1]) als feststehend; er stützt sich dabei auf die Aussprüche italienischer [2]) und aus-

[1]) Vergl. die Widmung in der Broschüre: »Sopra un antica graeca pittura esistente nel museo dell' Accademia etrusca di Cortona riconosciuta per la musa Polinnia, osservazioni del prof. Ferdinando Cavalleri (1852. Cortona, tip. Bimbi e Colonnesi)«. S. 3: Nobile Signora Luisa Bartolozzi-Tommasi! A voi che il Museo dell' Etrusca Accademia voleste arrichite del tanto celebre ed unico greco Dipinto rappresentante la Musa Polinnia s'intitolano queste Osservazioni lette nella tornata del Settembre decorso da uno de 'più valenti Artisti d'Italia. Lasciate, o generosa Signora, che adorne del Nome Vostro veggano la luce a contestare pubblicamente la preziosità del Dono, il raro vostro esempio di amor patrio degno d'imitazione, il grato animo nostro e l'ossequio più verace. onde abbiamo l'onore di segnarci. Dalle Stanze di Residenza li 22 Settembre 1852
obbligatissimi Servitori
Gli Accademici Etruschi Residenti.

[2]) Vgl. Marchese Venuti in Memorie dell' accademia etrusca di Cortona: saggi di dissertazioni accademiche T. IX p. 221—267: sopra un antica pittura trovata nel territorio Cortonese. 1791. — Desgl. Ferd. Cavalleri in: Memorie dell' accademia etrusca di Cortona, Sept. 1852; aus welchen die in Note 1 angeführte Broschüre ein Auszug ist.

wärtiger [3]) Forscher, Aussprüche und Anschauungen, welche jedoch schon vielfach in Zweifel gezogen worden sind. [4])

Ich selbst habe diesen Gegenstand schon in einem Vortrag in der Abteilung für Kunst am 13. April 1884 (abgedruckt in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes, neue Folge Band I S. 40—44) kurz berührt, konnte mir aber bis vor kurzem ein sicheres Urteil über die beiden Fragen nicht bilden, da ich bis dahin das Gemälde nicht zu Gesicht bekommen hatte und es nur durch eine Abbildung in Lichtdruck nach einer photographischen Aufnahme vom Jahre 1884 kannte, die sehr wesentliche Teile des Bildes durchaus ungenügend wiedergibt, wie sich mir dies bei der Vergleichung mit dem Original zeigte. [5]) Eine schon 1877 erschienene, mir aber jetzt erst bekannt gewordene photographische Aufnahme in der gazette archéologique, T. III, p. 7, veranlaßt durch François Lenormant, gibt dagegen, wie ich nun bezeugen kann, nachdem ich im Dezember 1901 das Original in Cortona gesehen habe, dieses Gemälde viel deutlicher und richtiger wieder. Das Gleiche gilt von einer kleineren Aufnahme, welche gegenwärtig in Cortona verkauft wird (s. d. Tafel) und welche sowohl den Totaleindruck als auch die Einzelheiten des Bildes am unverfälschtesten wiedergibt. Immerhin muß der bildlichen Wiedergabe die Beschreibung noch zu Hilfe kommen.

Hier ist zunächst auf den Umstand besonders aufmerksam zu machen, daß das Bild auf eine Schieferplatte gemalt ist, welche gegenwärtig eine Breite von 0,33 m hat und ursprünglich mutmaßlich ein überhöhtes Rechteck war, von welchem in späterer Zeit der obere Teil giebelförmig abgeschnitten worden ist, wie die beiden schrägen, ziemlich roh gemachten Schnitte mit Ausbröckelungen und ungeschickter Meiselführung zeigen; dabei ist mutmaßlich auch der obere Teil des Kopfhaares und Lorbeerkranzes mit einem Stück des Hintergrundes verloren gegangen. Die Höhe der Tafel bis zur Giebelspitze beträgt gegenwärtig 0,38 m. Ob an den Seiten und an der Basis

[3]) Vgl. François Lenormant in: Gazette archéologique T. III, p. 41—50. 1877. — Desgl. Charles Henry in: L'encaustique et les autres procédés de peinture chez les anciens, histoire et technique par Henry Cros et Charles Henry (Paris 1884) S. 20.

[4]) Vgl. F. Lenormant a. a. O. S. 46.

[5]) Vgl. Charles Henry a. a. O. S. 19.

des Bildes auch Teile weggemeiselt worden sind, konnte ich nicht untersuchen, da das Gemälde eingerahmt und in einer Schranknische befestigt ist.

Die Figur ist ungefähr in zweidrittel Lebensgröße dargestellt. Den Hintergrund bildet der in seiner natürlichen Beschaffenheit und Farbe belassene, sorgfältig geglättete dunkle Schiefer, der in gleicher Weise auch unter der Malerei durchzieht, was sich an einzelnen kleinen abgesprungenen Stellen zeigt. Dieses Belassen des Hintergrundes ohne Farbe ist die Ursache, daß sich fast alle Umrisse des Bildes etwas scharf von ihm absetzen, mit Ausnahme des dunklen Haarkonturs oben an Hals und Schulter links; namentlich leiden aber darunter die Lichtumrisse der rechten Schulter und des Armes, die sich in gewünschter Zartheit kaum mit dem Hintergrund verbinden ließen, was leicht auszuführen gewesen wäre, wenn der Maler den Hintergrund auch mit Farbe bedeckt hätte. Da dies keine Vermehrung der Arbeit gewesen wäre, vielmehr eine Erleichterung, so ist dieses Verfahren des Künstlers kaum anders zu erklären, als daß er die bestimmte Absicht hatte, zu zeigen, daß er nicht auf Leinwand oder auf die übliche Holztafel malte, sondern auf den sonst nicht üblichen Schiefer.[6])

Dem erwähnten Mangel der Umrißschärfe gegenüber muß andererseits hervorgehoben werden, daß das Kolorit der

[6]) Der sardinische, in Rom lebende Maler Ferdinand Cavalleri (vgl. Note 1), welcher, selbst Mitglied der accademia Etrusca, in derselben im Jahre 1851 einen begeisterten Vortrag über die Muse hielt, die er sowohl als ein antikes wie auch als ein enkaustisches Gemälde betrachtet, ist der Ansicht, daß der Hintergrund ursprünglich bemalt gewesen sei und glaubt noch Spuren davon entdeckt zu haben, deren Farbe jedoch nicht zu erkennen sei. Hierzu mag ihn das auffällige dieses Mangels und etwas Phantasie hingeleitet haben; ich habe nichts derartiges bemerken können, und kann mich seiner Ansicht nicht anschließen, daß der ganze Hintergrund in späterer Zeit beseitigt worden sei; er kommt auch nicht auf den Gedanken, daß die Schärfe der Umrisse, die ihm auch (s. S. 12 und 13) aufgefallen ist, gerade von dem ursprünglichen Mangel eines bemalten Hindergrundes herrührt. Welche Hand aber wäre so geschickt gewesen, rund um die komplizierten Umrisse der Figur herum diese Operation vorzunehmen, ohne die Reinheit und Glätte der Umrisse empfindlich zu schädigen? Und wozu eine solche gefährliche Arbeit unternehmen? Und wer sollte es getan haben, da das Bild, wie ich noch zeigen werde, von 1732 bis 1735 in bäuerlichem Besitz war und in letzterem Jahr in den Besitz der Familie Tommasi kam, die es so hoch hielt?

Fleischpartieen ungemein zart und hell gehalten ist, namentlich auch in den Schatten, und daß die unbedeckte rechte Brust ein ganz besonders feines Kolorit und zarteste Vollendung zeigt. Die Farbe ist mit einem weichen Pinsel aufgetragen, dessen einzelne Haare man allenthalben in den Zügen erkennt, durch welche der Künstler ungemein geschickt den Formen folgte; der Auftrag ist durchgängig sehr gleichmäßig und von nur sehr mäßiger Dicke, wie sich dies an den schon erwähnten, vereinzelten kleinen ausgesprungenen Stellen zeigt.[7]) Die Augenbrauen sind dünn, fein gezogen und von hellbräunlicher Farbe, die Augäpfel hellbraun, ebenso das über die rechte Schulter etwas spärlich liegende Haarende, welches so zart mit dem Fleischton verschmolzen ist, wie man es nur mit der Ölfarbe naß in naß zu erreichen vermag. Nach oben ist das Haar dunkelbraun gehalten und mit dem Blätterkranz in eine dunkle Masse zusammengewachsen, wie das bei den dunklen Farben in der Ölmalerei so vielfach vorkommt. Das Stückchen weißen Gewandes, welches von der linken Schulter herabfällt und durchsichtig die Brust bedeckt, erinnert in seiner Faltengebung durchaus an die Art und Weise des cinquecento, nicht an die der Antike; die Lyra hat den braungelben Ton einer hell gefirnißten modernen Geige.

Mit dieser Schilderung der technischen Erscheinung des Bildes gebe ich schon zu erkennen, daß der äußere allgemeine Eindruck, den dasselbe auf mich machte, der war, daß wir es hier mit einer Ölmalerei, nicht mit einem enkaustischen Gemälde zu thun haben, wofür ich noch weitere Gründe anführen werde. Damit ist zugleich meiner Meinung Ausdruck gegeben, daß das Bild keineswegs antiker Herkunft sein kann.

Bei der weiteren Erörterung der beiden kontroversen Fragen ist es aber nicht ohne Bedeutung, die Stellung näher ins Auge zu fassen, welche Cortona in der antiken Welt einnahm, und diejenige, welche es gegenwärtig einnimmt.

Cortona wurde von den Etruskern auf einer sich beträchtlich über die Talsohle erhebenden Höhe gegründet, welche zu der Bergkette gehört, die das Tibertal von dem Arnotale, dem val di Chiana, trennt. Nach letzterem und dem trasi-

[7]) Diese Stellen sind in der photographischen Aufnahme gedeckt worden.

menischen See hin senkt sich das Gelände in einer fruchtbaren schiefen Ebene hinab zur Sohle des weiten Tales; nach Osten jedoch sind die Abhänge des Stadthügels schroffer und jenseits des hier engen Tales erheben sich hohe Bergketten, so daß sich von dem die Stadt noch überragenden Berghügel ein herrlicher Rundblick über die Gebirgsketten einerseits, andrerseits über das weite val di Chiana und den hell schimmernden trasimenischen See dem Auge bietet.

Zur Verstärkung der an und für sich schon durch die Natur begünstigten Lage der Stadt umgaben die Etrusker sie mit einer aus gewaltigen Werkstücken erbauten Mauer, die an verschiedenen Stellen in ihren unteren Teilen der Zeit getrotzt hat und auf welchen die mittelalterlichen Mauern wieder aufgebaut wurden, nachdem die oberen Teile der etruskischen Mauer wohl schon von den Römern nach deren Eroberung Cortonas gebrochen worden waren. Innerhalb dieser Mauern lebt noch die heutige Bevölkerung von circa 3600 Seelen, was uns auch auf die Zahl ihrer Bewohner im früheren Altertum, wie zu der Zeit, da sie in den Besitz der florentinischen Republik geraten war (1410), schließen läßt. Es begreift sich, daß die von allen Wasser- oder größeren Verkehrsstraßen weit abgelegene Stadt — ist sie doch selbst von ihrer Eisenbahnstation eine Wegstunde entfernt — mit ihren meist steil ansteigenden, doch sorgfältig geplatteten und sauber gehaltenen Straßen keine Gelegenheit zur Vergrößerung durch industrielle Anlagen bieten konnte, ebensowenig durch Handel, und daß sie somit in ihrer Existenz namentlich auf den Ertrag des landwirtschaftlichen Besitzes rund um die Stadt herum angewiesen war. Und auch hierin mögen sich die schon aus den ältesten römischen Zeiten herstammenden Verhältnisse des Großgrundbesitzes mit seinem Colonentum auch in der Hauptsache durch das Mittelalter hindurch bis in die Neuzeit hinein gleich geblieben sein. Dies läßt sich auch erkennen an den einzelnen palastartigen Gebäuden der Stadt und an der Ausschmückung ihres sehr stattlichen Municipal-Gebäudes, des „palazzo pretorio“, mit vielen Wappen adliger Geschlechter, ähnlich wie im Bargello zu Florenz.

Es kann daher nur als eine natürliche Folge der geschilderten Verhältnisse erscheinen, wenn sich in Cortona ein

kräftiger Lokalpatriotismus entwickelte, und wenn die Cortonesen gerne in den Ruhmeskranz, den sie als Luca Signorellis Geburtsstadt mit berechtigtem Stolz auf ihre Mauerkrone drücken dürfen, auch noch einige Lorbeerblätter aus antiker Zeit einflechten möchten. So besteht denn auch dorten schon seit 1726 eine gelehrte Gesellschaft, die academia etrusca, von welcher man es nur rühmen kann, wenn sie solche Zwecke nicht außer Augen läßt. In dem palazzo pretorio ist ihr eine Reihe von Zimmern eingeräumt, in welchen sie ihre Bibliothek und eine Sammlung etruskischer Altertümer aufbewahrt; in dem letzten, kabinetartigen Raum befindet sich ein ganz hervorragender, etruskischer Bronzehängeleuchter mit sechzehn Lampenflammen und neben ihm, sorgfältig in einem Schrank verschlossen, das Bild der musa di Cortona.

Das Gemälde gelangte in die Sammlung der gelehrten Gesellschaft erst in dem Jahre 1852 und zwar durch Schenkung seiner Besitzerin, der Frau Luisa Bartolozzi-Tommasi, deren Familie zu den schon erwähnten Großgrundbesitzern von Cortona gehört; jedoch schon im Jahre 1735 soll das Gemälde durch Giovanni Tommaso Tommasi erworben worden sein. Kunde über die Erwerbung des Bildes besitzen wir einzig und allein durch die Erzählung des Marchese Venuti in den Publikationen der »academia Etrusca« vom Jahre 1791;[8]) sie ist auch die alleinige Quelle für alle diejenigen gewesen, welche sich mit dieser Sache beschäftigt haben. Als einen Fundbericht können wir eine erst nach neunundfünfzig Jahren abgefaßte Erzählung also nicht betrachten; inwieweit die Quellen, aus welchen Venuti schöpfte, zuverlässig waren, entzieht sich unserer Beurteilung, da wir nicht in der Lage sind, sie nachzuprüfen.[9])
Sehr leicht aber kann es geschehen, daß Familientraditionen von nur sagenhaftem Charakter als sichere Dokumente betrachtet werden.

Der Marchese Venuti, gleichfalls ein Cortonese, erzählt

---

[8]) Vgl. Note 2.

[9]) F. Lenormant sagt zwar a. a. O. S.   : Les circonstances de la découverte ont été rapportées par le marquis Venuti d'après des documents digne de foi et sont une présomption en faveur de l'authenticité du monument." Aber diese Dokumente sind unbekannt geblieben.

folgendes, was ich hier in genauer Übersetzung wiedergebe:[10]) „In jenem Teil des Cortonesischen Gebietes, welches Chincio heißt, in dem Besitztum der adligen Familie Tommasi, wurde um das Jahr 1732 herum auf einem Gute, la Stella genannt, welches in dem Priorat von Valiana[11]) liegt, zugleich mit andern antiken Statuetten[12]) dieses Gemälde ausgegraben; es ist auf Schiefer gemalt, und wurde längere Zeit hindurch von jener bäuerlichen Familie, welche es fand, als ein Bild der Madonna verehrt; aber nachdem man den Irrtum erkannt hatte, so wurde es hergerichtet um als Verschluß eines kleinen Fensters zu dienen, nahe dem heftigen Feuer eines Herdes. Es verblieb in diesem beklagenswerten Zustand bis zum Jahre 1735, in welchem der Cavaliere Giov. Tommaso Tommasi, der Eigentümer des Gutes, der des Bildes unbeschreiblichen Wert erkannt hatte, es erstand und so von den barbarischen Mißhandlungen der Ignoranz rettete.“

Auch die neueste Äußerung über das Gemälde, welche sich in dem 1900 in Cortona selbst erschienenen Buche: ›Cortona antica‹ von dem dorten lebenden Major a. D., Alberto della Cella, findet, wiederholt die obige Erzählung von der Auffindung des Gemäldes, spricht jedoch von dessen Verwendung zur Schließung eines Backofenloches,[13]) und fügt vorsichtig hinzu: ›così almeno raccontasi‹ (d. h. so erzählt man sich wenigstens). In dieser Bemerkung äußert sich offenbar die Ansicht des Verfassers, daß ihm die Erzählung des Marchese

---

[10]) Der Originaltext lautet nach Cavalleris Abschrift a. a. O. S. 8: ›In quella parte del territorio Cortonese che dicesi Chincio, nella possessione della nobile famiglia Tommasi, circa l'Anno 1732 in un podere, vocabolo la Stella, posto nella Prioria di Valiano, unitamente ad altre antiche statuette fu dissotterrato questa pittura; è dessa in lavagna, e venne per molto tempo venerata da quella famiglia campestra che la trovò, come un immagine di Nostra Donna; ma conosciuto l'errore, fu fatta servire di chiudenda ad una piccola finestra prossima al fuoco ardentissimo di un cammino; e continuô in quel lacrimevole stato fino all' anno 1735, quando il Cav. Gio. Tommaso Tommasi padrone della possessione conoscendone il merito infinito, ne fece l'acquisto e la liberò dai barbari oltraggi della ignoranza.‹

[11]) Das Priorat von Valiana liegt nahe der Grenze zwischen den Gebieten von Cortona und Montepulciano.

[12]) Über den Verbleib dieser Figuren fehlt uns jede Nachricht.

[13]) ›Per chinderne la finestrella d'un forno.‹

Venuti nicht genügend begründet erscheint. Sicher aber ist, daß die vortreffliche Konservierung des Gemäldes starke Zweifel an der Richtigkeit der Erzählung von seiner Auffindung und seinen Schicksalen erwecken muß, wenn auch die beiden französischen Gelehrten, der treffliche François Lenormant und Charles Henry, sie nicht beanstanden und beide das Gemälde sowohl als ein antikes wie als ein enkaustisch ausgeführtes betrachten.[14])

Die Widerstandsfähigkeit von echten Freskomalereien in feuchter Erdschichte durch einen Zeitraum von 1900 Jahren hindurch haben uns die kampanischen Wandmalereien erwiesen. Wir wissen aber jetzt auch durch die Auffindung der großen Anzahl der Grafschen und Flinders-Petrieschen gräco-ägyptischen Mumien-Porträtbilder in enkaustischer wie in Tempera-Malerei, daß solche Werke, wenn sie, wie die genannten, entweder in trockenen Felsgrotten oder in gemauerten Grabkammern, ja selbst nur in trockenen Sandschichten gebettet waren, sich vorzüglich erhalten haben; andere aber, welche Feuchtigkeitseinflüssen ausgesetzt waren, sind, wenn sie enkaustisch gemalt waren, abgeblättert, oder wenn sie a tempera ausgeführt waren, so hat sich die Farbe je nach Beschaffenheit des Bindemittels entweder aufgelöst oder ist durch Moderung zerstört worden. Diese Erscheinungen hatte ich Gelegenheit an den mir von Herrn Graf zur Untersuchung übergebenen wohlerhaltenen Gemälden wie an zerstörten Bruchstücken festzustellen.[15]) Daß demnach ein enkaustisches oder auch ein Ölgemälde, vergraben in dem feuchten Boden des val di Chiana, in welchem der Trasimenische See einst eine weit größere Fläche als gegenwärtig bedeckte, sich so viele Jahrhunderte hindurch ganz unverletzt habe erhalten können, das muß stark in Zweifel gezogen werden.

Nicht minder erscheint eine solche Erhaltung unmöglich, wenn ein nach der Weise der Alten gemaltes enkaustisches Bild drei Jahre lang als Verschluß eines Backofenloches gedient hätte; die starke Wärme müßte das Wachs in der Farbe geschmolzen oder mindestens erweicht haben, und bei jeder

[14]) Vgl. Note 3.

[15]) Vgl. meinen Aufsatz: „Die enkaustische Malerei der Alten" in Nr. 180 der Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung" vom 30. Juni 1888.

Berührung hätte sie sich von dem Bilde abgehoben. Daß Ölfarbe einen weit höheren Wärmegrad als Wachsfarbe verträgt, das können wir an Kachelöfen beobachten, die mit Ölfarbe angestrichen sind; immerhin würde es in vorliegendem Falle wunderbar gewesen sein, wenn das Bild der Muse sich so gut erhalten haben sollte. Um die Gefahr, der das Bild ausgesetzt gewesen wäre, richtig zu würdigen, muß man wissen, daß bei jenen bäuerlichen Backöfen die Einschußöffnung nicht durch ein sich in Angeln drehendes Türchen geschlossen wird, sondern durch eine Steinplatte, welche man in die Öffnung stellt und durch ein vorgelegtes Querholz, das in zwei vorspringenden, eingemauerten eisernen Haken oder Steinen ruht, festhält; also eine Vorrichtung, bei welcher die nach außen gekehrte Bildseite beständiger Verscheuerung ausgesetzt gewesen wäre.

Lenormant und Henry scheinen die in Cortona landläufige Erzählung von diesem Backofenverschluß — die übrigens auch der sonst wohlunterrichtete und intelligente Custode als feststehende Tatsache betrachtet — nicht gekannt zu haben. Beide berufen sich nur auf die Erzählung des Marchese Venuti, geben sie aber im Originaltext nicht wieder. Lenormant übersetzt, bei sonst richtiger Wiedergabe jener Erzählung, hier unzutreffend: „Man bediente sich desselben (d. h. des Bildes), um ein kleines Fenster neben der Esse einer Schmiede damit zu schließen",[16]) und Henry sagt: „um ein kleines Fenster ganz nahe bei einem Backofen damit zu schließen".[17]) Sie würden die Tradition von dem Backofenverschluß wohl kaum so unbeanstandet hingenommen haben, da sie das Bild für ein enkaustisches hielten.

Was diese Ansicht Lenormants, die er 1877 aussprach, anbetrifft, so muß billigerweise der Umstand in Betracht gezogen werden, daß damals die Anschauungen der Archäologen über das Wesen der Enkaustik der Alten, von welcher man noch keine hinreichend sicheren Beispiele kannte,[18]) noch sehr

[16]) A. a. O. S. 13: »Il s'en servit pour clore une petite fenêtre à côté du foyer d'une forge.«

[17]) A. a. O. S. : »Ils l'employèrent à clore une petite fenêtre tout près d'un four.«

[18]) Lenormant a. a. O. S. 48 bezieht sich auf die in der »salle des monuments funèbres du musée egyptien« im Louvre befindlichen sechs

unklare waren. Dies veranlaßte mich im Jahre 1885 meine Ansichten über dieselbe, wie ich mir sie damals nur theoretisch nach den spärlich vorhandenen Zeugnissen in der antiken Literatur, wie durch eigene praktische Versuche gebildet hatte, in einer besonderen Schrift ausführlich darzulegen.[19]) Weder waren damals die erst im Herbst 1887 von Arabern bei Rubajjât im Fajjûm gefundenen gräco-ägyptischen Mumienporträts bekannt, welche von Herrn Theodor Graf in Wien erworben worden sind,[20]) noch jene von Flinders-Petrie in

gräco-ägyptischen Mumienporträts der Familie des Pollius Soter, des Archonten von Theben unter Kaiser Hadrian. Drei derselben bezeichnet er ganz richtig als Tempera-Malereien, die drei anderen jedoch als enkaustische, ohne dafür auf chemischen Untersuchungen beruhende Gründe angeben zu können. So wie von ihm wurden diese Porträts auch später, 1884, von Henry a. a. O. S. 24 ff. betrachtet. Sie stammen aus der Sammlung von Clot-Bey und sind mutmaßlich, während sie sich noch in dessen Besitz in Ägypten befanden, stark restauriert und mit einem dicken dunkelgelbbraun gewordenen Firnis überzogen worden, wodurch eine genauere Untersuchung fast unmöglich geworden ist. Mir schienen sie bei wiederholter Betrachtung, die allerdings dadurch sehr erschwert ist, daß die Bilder hinter Glas und sehr hoch oben in dem Schrank aufgestellt sind, nichts anders zu sein, als pastos behandelte Temperamalereien, welchen der Firnis ein ganz verändertes Aussehen gegeben hat. Lenormant sagt von ihnen, a. a. O.: »l'apparence est tout à fait celle d'une peinture à l'huile, celle de nôtre Cithariste de Cortone.« Diese Äußerung Lenormants ist in keiner Weise zutreffend, denn die derbe Behandlung dieses Porträts ist grundverschieden von der zarten und vollendeten Durchführung der Muse. Aber bemerkenswert ist es, daß Lenormant hier zugibt, daß die Technik der Muse den Eindruck einer Ölmalerei hervorruft!

[19]) In: Über Technisches in der Malerei der Alten, insbesondere in deren Enkaustik. Von Otto Donner-von Richter in Frankfurt a. M. Separatabdruck aus den praktisch- und chemisch-technischen Mitteilungen für Malerei, Farbentechnik und diesbezügliche Baumaterialienkunde von A. Keim in München. Jahrgang 1885 Nr. 10 und folgende. 1885. Verlag von A. Keim in München. — Die Hauptgrundzüge meiner Anschauungen hatte ich schon 1868 in Helbigs „Wandgemälde der von dem Vesuv verschütteten Städte Campaniens", Leipzig, bei Breitkopf & Härtel, 1866, ausgesprochen, unter dem Titel: „Die erhaltenen antiken Wandmalereien in technischer Beziehung, untersucht und beurteilt von Otto Donner, Maler." Unter diesem Titel als Einzelabdruck erschienen bei Breitkopf & Härtel 1869.

[20]) Vgl. Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 135, 15. Mai 1888: „Eine Galerie antiker Porträts." Erster Bericht über eine jüngst entdeckte Denkmälergruppe. Von Georg Ebers.

seinen Ausgrabungen bei Hawara, gleichfalls im Fajjûm gelegen, im Winter von 1887—88 und 1888—89 entdeckten.[21])

Groß war daher meine Überraschung, als mir im Frühjahr 1888 Herr Graf die schon erwähnten Original-Fundstücke zuschickte, und als ich bei meinen Untersuchungen tatsächlich bestätigt fand, was ich schon weit früher theoretisch ausgesprochen hatte. Die hier namentlich in Betracht kommenden Resultate sind in Kürze folgende:[22]) teils waren die Porträts, wie schon erwähnt, a tempera ausgeführt, teils enkaustisch, d. h. mit Farben, deren Träger Wachspräparate sind. Diese letzteren gaben sich sofort dadurch zu erkennen, daß sie durch Wasser unlöslich blieben, daß die Masse aber bei Annäherung eines heißen Eisens alsbald schmolz, während die Temperafarben sich mehr oder minder leicht in Wasser lösten, bei Annäherung des heißen Eisens nicht schmolzen, sondern braun wurden, bez. verbrannten. Des Weiteren waren alle enkaustischen Porträts mit mehr oder minder stark angehäufter Farbe ausgeführt, in welcher sich die Furchen und Eindrücke zeigen, welche das bei der enkaustischen höheren Malerei benutzte Instrument, nämlich nicht der Pinsel, sondern das Cestrum oder Verriculum, nach meiner Erklärung ein am Rand gezahntes, lanzetförmiges Instrument aus Holz oder Bein, zurückläßt, wenn man nicht diese Furchen mit dem glatten Rücken desselben platt drückt, wie dies diese Bilder vielfach aufweisen. Der Pinsel ist bei dieser Art der enkaustischen Malerei mit kalten dicken Farbenpasten, welche aus punischem, d. h. gebleichtem und seiner Sprödigkeit beraubtem Wachse, mit Zusatz von einem balsamischen Harze (von der Pistazie-Terebinthus oder Larix) und einem Minimum von Olivenöl bestehen müssen, nicht zu gebrauchen, weil die Farbenpaste ihm zu starken Widerstand leistet. Der Pinsel wurde vorzugsweise bei Anstrichen gebraucht, zu welchem Zweck man das heißflüssige gefärbte Wachs mit einem geringen Zusatz von Olivenöl auftrug. Das rasche Erkalten dieser flüssigheißen Wachsfarben

[21]) Vgl. Hawara, Biahmu and Arsinoe. By W. M. Flinders Petrie. London, Field & Tuer etc. 1889.

[22]) Ausführliches findet sich in meinem Vortrag in der Abteilung K des Freien Deutschen Hochstifts vom 23. Juni 1888; abgedruckt in: Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes, Neue Folge, Band 5, S. 57—70.

macht es unmöglich, feiner ausgeführte Malereien, z. B. Fleischteile, mit ihr zu stande zu bringen. Sie findet sich aber bei den gräco-ägyptischen Porträts zuweilen für die kleinen Stücke von Gewandung benutzt, die mit einigen wenigen raschen Strichen skizziert werden konnten und gibt sich hier sogleich durch einen brutaleren Auftrag zu erkennen. Ganz mit dem Pinsel sind dagegen die a tempera gemalten Porträts ausgeführt, teils in sehr dünnem, teils aber auch in pastoserem Farbenauftrag, meist daran sogleich zu erkennen, daß bei der größeren Schwierigkeit bei dieser Malerei, die Töne zu verbinden, häufig mit spitzem Pinsel Schraffierungen angewendet sind, um die Modellierung zu vervollständigen. Ein sehr gutes Exemplar dieser Gattung, ein Mädchenporträt, befindet sich in dem museo archeologico in Florenz.

Nachdem ich die charakteristischen Eigenschaften der antiken Cestrum-Enkaustik sowie jene der antiken Pinsel-Enkaustik kurz geschildert habe, muß ich daran erinnern, daß ich gleich im Beginn dieser Ausführungen die bei der Muse von Cortona angewandte Malerei als eine Pinselmalerei feinster Art bezeichnet habe, und daß eine sehr zarte Pinselführung durchgehends an dem Bilde zu beobachten ist. Diese Tatsache schließt die Annahme einer enkaustischen Cestrum-Malerei vollständig aus, wie wir es heute, nach Kenntnis so vieler antiker Originale, mit aller Bestimmtheit aussprechen können. Von einer antiken enkaustischen Pinselmalerei, bezw. Anstreicherei, kann also bei diesem Bilde ebensowenig die Rede sein, als wie von einer antiken Temperamalerei.

Jene Forscher, welche sich, wie der Graf Caylus und der Abbate Requeno[28]) in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts bemühten, die enkaustische Malerei der Alten wieder aufzufinden, standen ganz unter dem Eindruck der von Plinius gebrauchten Worte (XXXV. 149): Encausto pingendi etc.,

[28]) Graf Caylus teilte eine Denkschrift über seine Erfindung der französischen Akademie der Inschriften am 29. Juli 1755 mit; dieselbe wurde aber erst 1761 in Mém. de l'Acad. des inscript. t. XXVIII p. 179 et s. gedruckt. 1788 erschien in Genf eine vermehrte Ausgabe unter dem Titel: Memoire sur la peinture à l'encaustique et sur la peinture à la cire, par M. le Comte de Caylus de l'Academie des Belles-Lettres. — Requenos Werk: »Saggi sul ristabilimento dell'antica arte de' greci e romani pittori« erschien in Venedig 1784, und in der 2. Auflage 1787 in Parma.

d. h. des Malens mit Einbrennen etc., und glaubten daher, daß auch bei dem Malen selbst die Wärme eine besondere Rolle zu spielen habe und daß die Farben heiß und mit heißem Cestrum aufgetragen werden müßten, während nach Plinius ein Einbrennen, richtiger ausgedrückt: „ein Anglühen oder Überglühen“ erst nach Vollendung des Gemäldes stattfindet. Er charakterisiert das Wesen der Enkaustik mit wenigen Worten, indem er (XXXV. 122) sagt: »ceris pingere ac picturam inurere« etc., d. h. „mit Wachsfarben malen und das Gemalte einbrennen etc.“ Der Abbate Requeno aber schmolz Wachs und harte Harze, Colophonium oder Mastix mit den Farbenpulvern zusammen, ließ diese Mischung zu harten Körpern erkalten, die er dann mit heißen eisernen Instrumenten auflöste, auftrug und schließlich nochmals einbrannte, wohl die denkbar unbequemste Art des Malens.

Unter dem Eindruck dieser Versuche stand offenbar der Marchese Venuti, als er sich bemühte, in der Muse ein antikes enkaustisches Gemälde nachzuweisen. Seiner Erzählung über die Auffindung desselben fügt er hinzu:[24]) „Da zwischen den Gelehrten Meinungsverschiedenheiten entstanden, ob der Farbenauftrag in dieser Malerei antike oder moderne Arbeit sei, schabte man einen kleinen Teil derselben an den Seiten des Bildes ab und es ergab sich dabei, daß die Farbenschichte dem Eisen starken Widerstand leistete und nur in Pulver abzulösen war, während sie sich bei Ölmalerei in Blättchen abhebt; dies steht in Übereinstimmung mit der Eigenschaft des mit einem Alkali oder mit Salpetersäure verbundenen Wachses durch diese Verbindung in einer Weise zu erhärten, die ihm eine ganz außerordentliche Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Nässe und Wärme gibt.“

Da ich auf das Verhalten des Farbenmaterials noch

---

[24]) A. a. O. S. 8: »Essendo insorta quistione fra gli eruditi, se l'impasto di questa pittura fosse opera antica o moderna; onde chiarire tale questione se ne scrostò una piccola porzione sulle parti laterali, e si trovò che detto impasto (o pasta?) faceva una gran resistenza al ferro e non si staccava che in polvere, laddove nella Pittura ad olio si stacca in lamine, il chè concorda colle qualità della cera unita ad un alcali od acido nitroso, il quale indura la cera in modo che la rende di una solidità straordinaria, e resistente all' umido ed al calore, con il quale tali materie indurano estremamente.«

zurückkomme, wende ich mich hier vorerst nur gegen den letzten Teil von Venutis Ausführungen. Seine Behauptung über die außerordentliche Verhärtung des Wachses durch dessen Verbindung mit Alkalien ist nur insofern nicht absolut unrichtig, als ein geringer Zusatz solcher Substanzen zu dem geschmolzenen Wachs die daraus resultierenden Körper tatsächlich etwas weniger leicht schmelzbar und verbrennbar macht.[25]) Je mehr man von solchen Alkalien zusetzt, z. B. kohlensaures Natron, d. h. Soda, oder Chlornatrium, d. h. Kochsalz, desto mehr steigern sich die genannten Eigenschaften. Bei einem Wärmegrad, durch welchen das reine Wachs schon zerfließt, widerstehen zwar jene Körper noch, erweichen sich aber doch bei Steigerung der Wärme in einzelnen ihrer Teile, dehnen sich blasig aus, bleiben aber kompakt und sind um so weniger leicht schmelzbar und verbrennbar, je mehr Alkalien zugesetzt sind. Mit diesen Eigenschaften schwindet aber auch die Möglichkeit, solche Körper zu identifizieren mit jenen von den Alten bei ihren enkaustischen Malereien verwendeten, deren leichte Schmelzbarkeit ich, wie schon erwähnt, an Originalfragmenten konstatiert habe.

Wir besitzen noch einen ausführlicheren Bericht über die gemachten Untersuchungen chemischer Natur;[26]) er lautet:

[25]) Vgl. hierüber meine Ausführungen in: „Über Technisches in der Malerei der Alten ꝛc., S. 57 und 58, die sich mir bei erneuten Versuchen bestätigt haben. Dagegen habe ich keineswegs ähnliche Resultate bei der Behandlung des Wachses mit Schwefelsäure erreichen können; Venutis Angabe hat sich mir nicht bestätigt.

[26]) Abgedruckt bei Lenormant a. a. O: »Fu permesso di scrostarne una piccola porzione nelle parti laterali, e si trovò che il colorito fece una gran resistenza al ferro, e che non si staccava che in polvere: dal che si dedusse non poter essere un colorito a olio o a tempera, che si sarebbe separato a piccole laminette e non mai in polvere. . . . Tentato un piccolissimo saggio con ferro infuocato videsi resistere ed aquistare in oltre maggior lucentezza, mentre ciò eseguito in un colore prosciugatissimo a olio, videsi questo andare in polvere. Immerso quest' ultimo in un alcali volatile, si osservò ben presto sciogliersi e ricomporsi col medesimo in forma quasi saponacea; mentre dall' altro non si ottenne che il distaccarsi lentamente il colore senza immedesimarsi nell' alcali.« — So wertvoll solche Versuche sind, so darf doch nicht übersehen werden, daß ihnen bei quantitativ so geringem Prüfungsmaterial und dem Unbekanntsein mit Manipulationen, die mit dem Bilde etwa schon vor der Untersuchung vorgenommen worden sein könnten, eine allein entscheidende Bedeutung nicht immer beigemessen werden kann.

„es wurde erlaubt an den Rändern des Bildes einen kleinen Teil der Farbe abzulösen und hierbei zeigte sich, daß die Farbe dem Messer starken Widerstand entgegensetzte und sich nur als Pulver abschaben ließ, woraus man schloß, daß die Farbe weder Öl- noch Temperafarbe sei, welche sich nur in kleinen Schuppen, niemals aber in Pulver abgelöst haben würde.“ Hierzu sei bemerkt, daß dies nicht zutreffend ist; ich habe mich durch Versuche überzeugt, daß sich sehr alte, ausgetrocknete Ölfarbe sehr wohl als Pulver abschaben läßt und nur solche sich in Schuppen ablöst, welche entweder ungemein dick aufgetragen ist, also lange in ihrem Innern weich bleibt, oder solche, welche durch von der Rückseite eingedrungene Feuchtigkeit schon etwas von der Grundierung der Leinwand abgedrängt ist oder von Anfang an schon schlecht mit ihr verbunden war.

Der Bericht fährt fort: „Als man an einer kleinen Stelle einen Versuch mit einem erhitzten Eisen machte, zeigte sich, daß sie widerstand, sogar noch glänzender wurde, während, als man das Gleiche bei einer sehr alten ausgetrockneten Ölfarbe versuchte, dieselbe in Staub zerfiel.“ Hierzu ist wiederum zu bemerken, daß gerade dieser Versuch zeigt, daß das Bild nicht in Wachsfarbe ausgeführt sein kann, denn diese würde auch schon bei mäßiger Hitze geschmolzen sein, wie dies bei den gräcoägyptischen enkaustischen Bildern bei gleichem Versuche stattfand. Dagegen führt das ganz verschiedene Verhalten der alten Ölfarbe zu dem bemerkenswerten Schluß, daß die Farbe der Muse nicht reine Ölfarbe ist, sondern daß sie einen Zusatz enthält, der die Ursache dieses Verhaltens ist, und zwar einen solchen von hartem Harz, sei es Bernstein oder Kopal, welche Harze erst bei einem weit höheren Wärmegrad zum Schmelzen kommen, als das Wachs, auch der Ölfarbe größere Widerstandskraft geben; dem entspricht auch der Eindruck, welchen das Aussehen dieser Farbe auf den Kenner hervorbringt, ein Eindruck, wie wir ihn namentlich von Werken her kennen, in welchen die Ölfarben noch mit einem starken Zusatz von hellen Harzen vermischt sind.

Der Berichterstatter führt weiter aus: „Als man das Ölfarbenpulver in ein flüchtiges Alkali warf, bemerkte man, daß es sich sehr rasch löste und sich mit dem Alkali zu einer

seifigen Masse verband, während bei dem andern nichts geschah, als daß die Farbe sich langsam von dem Alkali trennte, ohne sich mit ihm zu einem Körper zu vereinigen.“ Erstere Erscheinung ist die natürliche Ölseifenbildung; die letztere zeigt, daß das Harz in der Bildfarbe das Öl in derselben umschloß, sich nicht auflöste und keine Seifenbildung zuließ.

Ich habe in diesen Ausführungen gezeigt, daß nicht nur die äußere Erscheinung der Malerei sie dem geübten Auge als eine Öl-Malerei, nicht als eine enkaustische zu erkennen gibt und daß die mit der Farbe angestellten Versuche zu dem gleichen Ergebnis führen. Hierzu kommt noch, daß uns das Gemälde eine eigentlich innerlich lebendige Anordnung und die schlichte Natürlichkeit vermissen läßt, die uns in so vielen Malereien ähnlicher Art in Pompeji entgegentritt, ja selbst in den besseren der gräcoägyptischen Porträts: die Lyra, die an die linke Seite der Muse gerade nur angeschoben erscheint, steht zur Bewegung der Figur in keinerlei fühlbarer Beziehung, ihre Hinzufügung erscheint als eine unmotivierte, willkürliche. Aber ich bin ihr zu besonderem Dank verbunden, denn sie gibt mir einen außerhalb des Technischen und Künstlerischen liegenden weiteren, schlagenden Beweis für die Richtigkeit meiner Deduktionen und zwar dadurch, daß ihr Autor zeigt, daß er absolut keine klare Vorstellung von Gestalt und Konstruktion einer Lyra des Altertums hatte, und daß sowohl er, wie das Bild, jener Zeit nicht angehören können: unter der Volute, in welcher er die Hörner der Lyra enden läßt, fehlt einer ihrer wichtigsten Bestandteile gänzlich, nämlich das Ende des zwischen beiden Hörnern und durch sie hindurchgehenden Stabes, in welchem die Schrauben zum Befestigen und zum Anziehen der Saiten angebracht sind, und welcher zugleich die feste Verbindung der beiden Hörner herstellt; dagegen versieht er die Stelle unter der Volute, gerade da, wo der Stab durch das Horn hindurchgehen sollte, mit einem kleinen Gesims, läßt auch den Resonanzboden sich bis oben zwischen die Hörner fortsetzen, während die antike Lyra nur unten einen kurzen Kasten hat und die Saiten ganz frei liegen, und außerdem versieht er diesen Resonanzkasten noch mit zwei Schallöffnungen, nach Art der S-Schnörkel in den modernen Geigenböden. Solche Öffnungen kommen bei den antiken Lyren überhaupt nicht vor;

was aber die Sache noch besonders interessant macht, ist der Umstand, daß diese Schallöffnungen nicht S-artig gebildet sind, sondern wie sehr flache Kreissegmente. Da ich auch hierin die Nachahmung einer mittelalterlichen Form vermutete, so befragte ich einen berühmten Künstler auf der Violine darum und hörte von ihm, daß dies eine Eigentümlichkeit der alten Geigen von Brescia sei!

Noch muß ich gegen die vorausgesetzte antike Herkunft der Muse den Umstand geltend machen, daß hiergegen die Benutzung einer Schieferplatte spricht. Die Verwendung von Schiefer in Italien gehört einer weit späteren Zeit an, jener, in welcher man begann, die Schiefergruben von Lavagna, welche auch dem Stein den Namen „lavagna“ gaben, auszubeuten. Die lateinische Sprache hat, soviel mir bekannt ist, nicht einmal einen alten Namen für den Schieferstein[27]) und in allen großen römischen Trümmerstätten habe ich vergeblich nach Stücken Schiefers gesucht: auf dem römischen Forum, auf dem Palatin, in der Villa Hadrians, in Pompei habe ich sowohl vor 25 Jahren als jetzt neuerdings auch nicht das kleinste Bruchstück gefunden und die allerorts von mir befragten Arbeiter bestätigten mir meine Beobachtung. Wir müssen nach Heddernheim gehen, um zu sehen, wie bald die praktischen Römer nach ihrer Eroberung unserer Gegenden sich des rheinischen Schiefers zum Decken ihrer Dächer bedienten, während man zu jener Zeit in Italien nur gebrannte Dachziegel verwendete. Im sechzehnten Jahrhundert aber tritt bei dem Sieg der Ölfarbe über die Tempera-Malerei die Liebhaberei einzelner Künstler hervor, auch andere Materialien als Holz oder Leinwand zu Unterlagen für die Farbe zu benutzen, namentlich Kupfer, Marmor und auch Schiefer. Daß bei dem so folgenreichen Übergang von der Temperamalerei zur Ölmalerei auch einzelne Künstler Proben verschiedenartiger Zusammensetzung ihrer Ölfarben machten, z. B. wie bei der Muse ein beträchtliches Quantum von Harz zusetzten, darf um so weniger befremden, als, wie schon erwähnt, van Eyck, der zuerst der Ölfarbe ein weites Gebiet eroberte, seinen Farben einen starken Zusatz von Harzen gab.

[27]) Der Ausdruck „lapis fissilis“ scheint erst späterer Herkunft zu sein.

Ich persönlich stehe dem Gemälde der Muse mit dem Empfinden gegenüber, daß es nach seinem Stil, nach seiner Auffassungs- und Darstellungsweise des menschlichen Körpers, auch nach dem Charakter des Kopfes, der uns sowohl in seinem Typus wie in seinem Kolorit lebhaft an die toskanische und lombardische Schule erinnert, wohl einem Künstler einer der genannten Schulen aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts zuzuschreiben sei. Auf welche Weise es in jenes Bauernhaus gekommen ist oder gekommen sein soll, wird uns unbekannt bleiben, denn aus einer Ausgrabung stammt es seiner vorzüglichen Erhaltung nach sicher nicht. Es ist in Italien stets bei Findern und Händlern in Stadt und Land eine vielgeübte Praxis gewesen, die Herkunft von Antiquitäten und Gemälden zu verheimlichen und zur Verhüllung der Wahrheit Märchen zu erzählen, oft auch um Falsifikaten den Anschein der Echtheit zu geben.

Eine interessante Analogie zu der Geschichte der Muse bietet jene eines Brustbildes der Cleopatra,[28]) welches gleichfalls auf Schiefer gemalt ist, auch für ein antikes enkaustisches Gemälde erklärt worden ist, und bei welchem die chemische Untersuchung einzelner Farbenteile durch den Marchese Cosimo Ridolfi in Florenz im Jahre 1822 Resultate ergab, die den bei den Untersuchungen der Muse von Cortona erhaltenen ungemein ähnlich sind.[29]) Ridolfi glaubte in dem Zusatz zu der Farbe einen Teil Wachs und zwei Teile Mastixharz zu erkennen. Im Jahre 1822 scheint diese Cleopatra zum erstenmale an das Tageslicht getreten zu sein und zwar tauchte sie auf in dem Besitz eines Sammlers und Kunstfreundes, des Dr. Micheli in Florenz. Sie soll im Jahre 1818 in einem Schutthaufen der Villa Hadrians bei Tivoli in 16 Stücke zerbrochen gefunden worden sein, aus welchen das Bild angeblich wieder zusammengesetzt wurde. Der Versuch seiner Besitzer, des Dr. Micheli und

[28]) Über dieses Bild hat ausführlich Dr. R. Schöner in der Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung" Nr. 227, 229 und 230 im Jahre 1882 gehandelt. Er sucht seine Echtheit als antikes enkaustisches Gemälde darzutun.

[29]) Vgl. seinen Bericht bei Schöner, Nr. 229 der „Münchener Allg. Zeitung" Seite 3363; im Original in einem Brief an den Professor Petrini in der Antologia di Firenze, Bd. VIII, Nr. 20, S. 298, August 1822 enthalten.

seines Bruders, das Gemälde zu hohem Preise an den Großherzog von Toscana zu verkaufen, mißlang. Die Besitzer machten schlechte Geschäfte; sie mußten das Gemälde verpfänden und nach ihrem Tode ging es aus den Händen der Pfandinhaber in Privatbesitz über. Erneut verkauft gelangte Cleopatra im Jahre 1860 in die Hände eines Sammlers, der das Bild nach München brachte, woselbst er es an den König Ludwig I. zu verkaufen gedachte, was aber wiederum mißlang. Später machte er weitere Verkaufsversuche in Paris, Brüssel und London, die alle erfolglos blieben und schließlich ließ er sich mit seiner Cleopatra erst in Neapel, dann in Piano di Sorrento nieder. Diese Einzelheiten über die Schicksale und die unverbürgte Herkunft aus der Villa Hadrians sind einem Briefe des letztgenannten Besitzers an Dr. Schöner entnommen.[80]) In einem zweiten Briefe an Dr. Schöner sagt der Besitzer: „Sicher ist, daß das Bild dorten in sechzehn Stücke zerbrochen gefunden worden ist, eingelassen in die Wand einer Cella (?); der römische Kalk haftet noch an dem Schiefer.“ Diese verschiedenartigen Angaben, die eine dahingehend, daß das Gemälde in einem Schutthaufen gelegen haben soll, die andere, daß es in die Wand einer „Cella“ eingelassen gewesen sein soll, zeigen klar, daß wir uns auch hier ganz unsichern Angaben gegenüber befinden und daß auch hier der Verdacht absichtlicher Verhüllung der Wahrheit ein berechtigter ist, wenn auch der letzte Besitzer bona fide ihm Überliefertes wiedergegeben hat.

Über die weiteren Schicksale des Bildes, welches ich leider nie zu Gesicht bekommen habe, dem ich aber wegen der stattgehabten Kontroversen seit vielen Jahren mein Interesse widmete, kann ich hinzufügen, daß mir im Oktober 1901 ein persönlicher Bekannter des ehedem in Piano di Sorrento lebenden Besitzers mitteilte, daß dieser vor einigen Jahren gestorben sei und seine Witwe das Bild für einen sehr geringen Preis an einen Amerikaner verkauft habe.

Dieses Bild der Cleopatra hat Lenormant in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in Paris gesehen und hält es unzweifelhaft für das Werk eines Künstlers der Schule

[80]) Vgl. Beilage zur „Münchener Allg. Zeitung“ a. a. O., Nr. 229 S. 3362.

von Fontainebleau aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts. Jene Schule hatte durch die Berufung italienischer Künstler durch Franz I. und Heinrich II., — ich nenne nur Francesco Primaticcio (1490—1570) und seinen Genossen Niccolo dell' Abbate — ihren Ursprung genommen, ging somit von Italien aus, woselbst ohne Zweifel auch die Wiege des Cleopatra-Bildes stand. Die ursprünglichen Vertreter dieser Richtung gehörten also Italien an und auf sie mußten immer noch Lionardo da Vinci, Raffael, Correggio als Vorbilder einen bestimmenden Einfluß ausüben. Reminiszensen an die Genannten treten uns ja auch in Zeichnung und Durchbildung, wie auch in der weichen Farbengebung in dem Gemälde der Muse von Cortona entgegen.

Wie schwierig es für den Archäologen ist, Fragen wie die durch die Muse gestellte, zu entscheiden, wenn er nicht durch künstlerische und technische Kenntnisse unterstützt ist, das sehen wir an dem gewissenhaften Lenormant: er glaubt bei seinen Untersuchungen über die Muse, mögen sie ästhetischer oder archäologischer Natur sein, beständig Gründe für die Annahme zu finden, daß das Gemälde ein antikes und ein enkaustisches sei; aber dazwischen drängt sich ihm immer wieder ein Empfinden auf, als wenn dennoch aus dem Bilde der Geist der Renaissance zu ihm spräche und dieser Unsicherheit gibt er in folgenden Worten Ausdruck: „Ich glaube genau und unparteiisch in diesem Artikel die Gründe für und gegen die antike Herkunft des Gemäldes von Cortona ausgesprochen zu haben. Indem ich die beiderseitigen gegeneinander abwog, so muß ich eingestehen, daß sich mir die Wagschale zu Gunsten jener hinzuneigen schien, welche das Bild für antik halten; dennoch wage ich nicht, mich in absolut zustimmender und entschiedener Weise auszusprechen. Das, was ich vorzugsweise bezweckte, ist: erneut das Studium und die Diskussionen der Gelehrten auf dieses merkwürdige Monument hinzuleiten." Das sind bescheidene, den gelehrten Archäologen ehrende Worte.

Ohne vorhergegangene Kenntnis von dieser seiner Aufforderung bin ich in meinen Untersuchungen seinem Wunsch nachgekommen, dabei wesentlich unterstützt durch die seitdem stattgehabte erstaunliche Vermehrung unseres Untersuchungs-

materiales auf diesem Gebiet der Forschung, die es mir ermöglichte nicht mehr ein schwankendes, sondern ein ganz positives Urteil über die vorliegenden Fragen auszusprechen. Möchte man mir nicht den Vorwurf machen, weniger bescheiden zu sein als Lenormant: was ich sagte, sagte ich nur nach gewissenhaftester, sorgfältiger Prüfung und Erwägung. Mögen nun auch andere es nachprüfen!

Goethes Beziehungen zu Kunst und Wissenschaft in Bayern und besonders zu König Ludwig I.

Von Dr. Heinrich Pallmann aus München.

Die vielseitigen Beziehungen, die Goethe während seines erfolgreichen Lebens unterhielt, erstreckten sich nicht zum mindesten auch auf Kunst und Wissenschaft in Bayern, wo nach den langen Kriegsjahren durch einen hochherzigen König die Kunst eine Pflegestätte gefunden hatte, wie in keinem anderen deutschen Lande. Als ein kleiner Beitrag zu dem Lebensbilde des Vielumfassenden möge eine Zusammenstellung dieser Beziehungen hier Platz finden.

Das erstemal, daß Goethe mit bayerischen Kunstschätzen in Berührung kam, war wohl im August 1771, als er nach Vollendung seiner Studien auf seiner Rückreise von Straßburg nach Frankfurt die damals noch pfälzische Stadt Mannheim besuchte. Hier hatte Kurfürst Karl Theodor, der so viel für Kunst und Wissenschaft getan, im Schlosse einen Antikensaal von Gipsabgüssen einrichten lassen, die sich früher in Düsseldorf befanden. Goethe suchte damals gleich nach seiner Ankunft den Direktor der Mannheimer Zeichenakademie, Peter von Verschaffelt, auf, der ihn, wie er schreibt, aufs liebenswürdigste aufnahm und ihn in den Antikensaal geleiten ließ. Mit seinem für alles Schöne so empfänglichen Sinne war Goethe von dem Eindruck überwältigt. Raum, Inhalt, die Reichhaltigkeit der Sammlung und die Art der Aufstellung rissen ihn zu begeisterter Schilderung hin. Vor allem war es die Laokoongruppe, die er bewunderte, sah er doch hier zum erstenmale dieses antike Kunstwerk, das ihm durch Winckelmann und Lessing längst bekannt war. Die tiefen Eindrücke, die Goethe zu jener Zeit in Mannheim empfangen hatte, belebten sich aufs neue, als er sich viele Jahre später in Weimar ein eigenes kleines Museum einrichtete und hierbei das damals Gesehene und Bewunderte zum Vorbilde nahm.

Ende Juli 1774 treffen wir Goethe, der inzwischen durch seinen Götz von Berlichingen ein berühmter Mann geworden war, in dem ebenfalls kurpfälzischen Düsseldorf, wo er seinen Freund, den Dichter Georg Jacobi besuchte und mit ihm die Schätze der Düsseldorfer Galerie, die jetzt den Hauptbestandteil der Münchener älteren Pinakothek bilden, genoß und hauptsächlich durch die Malereien der Niederländer gefesselt wurde. Während seines Aufenthaltes in Düsseldorf besah sich Goethe auch die Gemälde in dem kurfürstlichen Jagdschlosse Bensberg, für dessen Ausschmückung der Erbauer, Kurfürst Johann Wilhelm, in den Jahren 1702—1712 von Jan Weenix, eine Reihe von Jagdbildern hatte anfertigen lassen. Diese Bilder, von denen heute 10 Stück in der älteren Pinakothek, 8 in der Schleißheimer Galerie und eines in der Königlichen Galerie zu Augsburg sich befinden, entzückten Goethes Auge in hohem Grade. „Jene entlebten Geschöpfe zu beleben", sagte er, (die Bilder stellen nämlich erlegte Jagdtiere mit landschaftlichen Hintergründen dar), „hatte der außerordentliche Mann sein ganzes Talent erschöpft und die Natur in ihrer Wirkung fast übertroffen."

Später, im Jahre 1792, nach seiner italienischen Reise, hielt er sich wiederum in Düsseldorf auf, und trotz der damals herrschenden großen Vorliebe für die italienische Malerei und trotz seiner eigenen Begeisterung dafür, die nach dem in Italien Gesehenen noch stark in ihm nachklang, verschloß er sich auch diesmal nicht gegen die Schönheiten der niederländischen Maler. Hier konnte er sich nicht der etwas merkwürdigen Ansicht eines seiner Begleiter anschließen, der, als sie aus einem Rubens-Saale traten und die Himmelfahrt Mariae von Guido Reni gerade gegenüber hing, ausrief: „Ist es einem nicht zu Mute, als wenn man aus einer Schenke in gute Gesellschaft käme?"

Im Jahre 1786, im Begriffe die lang ersehnte italienische Reise zu unternehmen, betrat Goethe zum erstenmale das eigentliche Bayern. Von Karlsbad kam er über Eger nach Waldsassen und traf am 4. September morgens 10 Uhr in der von bayerischen Gebietsteilen umschlossenen Reichsstadt Regensburg ein, wo er im Gasthofe „zum weißen Lamm", dem nachmaligen Gasthof „zum Kaiser von Österreich", am Donau-

ufer in der Nähe der Brücke abstieg. Goethe war entzückt über die landschaftliche Lage der Stadt und stellte Vergleiche mit seiner Vaterstadt Frankfurt an, besonders gefiel ihm der Blick auf das gegenüberliegende Stadtamhof. Bald nach seiner Ankunft begab er sich ins Jesuitenkollegium, wo, wie alljährlich, Schauspiele durch Schüler aufgeführt wurden. Die an diesem Tage aufgeführten Stücke waren: „Die sogenannte Menschenliebe, ein bürgerliches Trauerspiel in drei Aufzügen", welches „die jetzt so selten gewordene Tugend der Menschenliebe wie in einem Schattenspiel besser als eine Predigt vorstellen" sollte, ferner das Singspiel „der lieblose Knecht" (nach der Parabel Matthäus 18).

Der Dichter äußert sich sehr anerkennend über die gesehenen Leistungen mit folgenden Worten: „Auch diese öffentliche Darstellung hat mich von der Klugheit der Jesuiten aufs Neue überzeugt. Sie verschmähten nichts, was irgend wirken konnte, und wußten es mit Liebe und Aufmerksamkeit zu behandeln. Hier ist nicht Klugheit, wie man sie sich in abstracto denkt; es ist eine Freude an der Sache dabei, ein Mit- und Selbstgenuß, wie er aus dem Gebrauche des Lebens entspringt. Wie diese große geistliche Gesellschaft Orgelbauer, Bildschnitzer und Vergolder unter sich hat, so sind gewiß auch einige, die sich des Theaters mit Kenntnis und Neigung annehmen, und wie durch gefälligen Prunk sich ihre Kirchen auszeichnen, so bemächtigen sich die einsichtigen Männer hier der weltlichen Sinnlichkeit durch ein anständiges Theater." Und weiter sagt er: „Der Jesuiten Tun und Wesen hält meine Betrachtungen fest. Kirchen, Türme, Gebäude haben etwas Großes und Vollständiges in der Anlage, das allen Menschen insgeheim Ehrfurcht einflößt." Auch die innere Ausstattung und der Reichtum der Kirchen zwingt Goethe Bewunderung ab, und sein schönheitsfrohes Auge und sein künstlerisches Empfinden ward hier in hohem Maße befriedigt und angeregt.

Am 5. September mittags halb 1 Uhr reiste dann Goethe von Regensburg ab und traf am 6. September, an einem Mittwoch, morgens 6 Uhr in München ein. Sein Absteigquartier dort war der „Schwarze Adler", das spätere Hotel Detzer in der Kaufingerstraße, bei dem Weingastgeber Franz Joseph Albert, dem sogenannten „lateinischen Wirt", wo sich

der Dichter unter dem für diese Reise gewählten Namen Kaufmann Moeller aus Leipzig einlogierte, wie das Wochenblatt vom 13. September 1786 meldete. Allzu milde Lüfte scheinen schon damals in München nicht geweht zu haben, denn Goethe klagt sehr über Nebel und Kälte. Den ganzen Tag habe der Wind sehr kalt vom Tiroler Gebirge her geblasen, und als Goethe vom Turme, wohl vom Petersturme, dahin sah, habe er es bedeckt und den ganzen Himmel überzogen gefunden. Um so mehr freute er sich, als gegen Abend noch ein wenig die Sonne auf den alten Turm vor seinem Fenster schien. Es war dies der sogenannte schöne Turm, der im Jahre 1807 abgebrochen wurde, und dessen Nachbildung wir heute noch an dem Hause No. 21 der Kaufingerstraße erblicken können.

Goethes erster Gang in München galt der Gemäldegalerie, die sich damals im oberen Stockwerke der nördlichen Arkaden des Hofgartens befand, da, wo jetzt das Museum für Abgüsse klassischer Bildwerke und das ethnographische Museum aufgestellt sind. Kurfürst Karl Theodor hatte im Jahre 1779 diesen bescheidenen Galeriebau aufführen lassen und ihn zur Aufnahme sämtlicher Bilder der Residenz sowie der Schlösser Nymphenburg und Schleißheim bestimmt. Besonders interessierten und erfreuten Goethe die Skizzen von Rubens, die jetzt in der älteren Pinakothek befindlichen 16 Darstellungen aus dem Leben der Maria de Medici. Ferner spricht er von einem in der Galerie aufgestellten Modell der Trajanssäule als von einem Kunstwerk von höchster Feinheit. Dieses etwas über zwei Meter hohe Modell aus Lapis lazuli, mit silbernen und vergoldeten Reliefs in getriebener Arbeit, wurde von einem Franzosen Louis Valadier und einem Deutschen Balthasar Hecher von 1774—80 in Rom gefertigt und dort von Karl Theodor 1783 erworben. Jetzt befindet es sich in der königlichen Schatzkammer in der Residenz.

Dem Antikensaal, dem jetzigen Antiquarium, in der Residenz widmete Goethe nur einen flüchtigen Besuch, weil seine Augen auf diese Gegenstände nicht geübt gewesen seien. Desto mehr erfreute ihn das Naturalienkabinet im ehemaligen Jesuitenkollegium mit den schönen Mineralien aus Tirol, die er in kleinen Musterstücken schon kannte und zum Teil selbst besaß.

Den Rest dieses wohlausgefüllten Tages benützte Goethe dazu, den mit Knebel befreundeten Maler Franz Kobell aufzusuchen, traf ihn aber nicht zuhause. Mit dem Bruder des Genannten, dem Radierer Ferdinand Kobell, stand Goethe ebenfalls in Verbindung und zeichnete wiederholt nach dessen vorzüglichen Radierungen, so im Jahre 1780 eine Landschaft: Gebirgssee, welche Zeichnung im großherzoglichen Museum zu Weimar anläßlich des deutschen Schriftstellertages im Jahre 1881 ausgestellt war.

Dieser eine kurze Aufenthalt in München (Goethe verließ diese Stadt am nächsten Morgen um 5 Uhr) sollte für ihn der erste und letzte sein, trotz der späteren Beziehungen zu seinem erlauchten Gönner König Ludwig I. Nichtsdestoweniger aber verfolgte der Dichter das künstlerische und wissenschaftliche Leben in Bayern, und besonders in München, bis an sein Ende mit einer Lebhaftigkeit und einer Teilnahme, wie sie nur dem Feuergeiste eines Goethe entspringen konnten. Davon zeugen seine Aufsätze und Besprechungen in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung, wo er seine Eindrücke über Künstler, Gelehrte und Dichter Bayerns veröffentlichte. So finden wir unter anderem im Jahre 1798 eine eingehende Besprechung der Gedichte in Nürnberger Mundart des Stadtflaschners Johann Konrad Grübel.[1])

Goethe schätzte Grübels Gedichte, die nach seiner Meinung Hebels allemanischen Gedichten würdig angereiht werden könnten, sehr hoch. Er schickte sie im Dezember des genannten Jahres an Schiller und schrieb dazu, er hätte mit Freuden Gelegenheit genommen, diese Gedichte zu besprechen, „diese heiteren Darstellungen, die nicht gerade immer den leidigen Schwanz moralischer Nutzanwendung hinter sich schleppen“.

Im Jahre 1805 besprach Goethe noch einmal die Gedichte Grübels in dem erwähnten Blatte und sprach sich dabei über deren Dichter folgendermaßen aus: „Er steht in allen seinen Darstellungen und Äußerungen als ein unerreichbares Beispiel von Geradsinn, Menschenverstand, Scharfblick, Durchblick in seinem Kreise da, daß er demjenigen, der

[1]) Grübels Vaterstadt wurde zwar erst einige Jahre später Bayern einverleibt, da dies aber noch zu seinen Lebzeiten geschah, so wird es wohl kein Unrecht sein, ihn zu den bayerischen Dichtern zu zählen.

diese Eigenschaften zu schätzen weiß, Bewunderung ablockt. Keine Spur von Schiefheit, falscher Anfoderung, dunkler Selbstgenügsamkeit, sondern alles klar, heiter und rein wie ein Glas Wasser."

Ein bayerischer Dichter, mit dem Goethe jahrelang hindurch in Beziehungen stand, war Graf Platen, der im Jahre 1821 durch Knebels Vermittlung die persönliche Bekanntschaft des Dichterfürsten gemacht hatte. Im Laufe der Jahre sandte ihm Platen verschiedene seiner Dichtungen zu, von denen viele Widmungen an ihn enthielten. Goethe sprach sich Freunden gegenüber rückhaltlos über Platens Talent und Geist aus, vermißte jedoch, namentlich in seinen Schauspielen, die Tiefe des Inhalts. In seinen Gesprächen mit Eckermann bedauerte er ernstlich Platens unselige polemische Richtung gegen Immermann und Müllner und wünschte aufs lebhafteste, er möchte doch im Interesse der deutschen Literatur endgültig von dieser so unerfreulichen Bahn ablenken.

Ein überaus reges Interesse brachte Goethe dem am Anfang des 19. Jahrhunderts aufblühenden Steindruck, der Lithographie, entgegen, deren Erfinder Alois Senefelder im Jahre 1806 in München eine lithographische Druckerei errichtet hatte. Goethe war, wie wir aus verschiedenen Mitteilungen ersehen, stets auf dem Laufenden über die neuesten Erzeugnisse dieser Kunst durch Sendungen von dem mit ihm befreundeten Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, dem Präsidenten der Münchener Akademie der Wissenschaften und von dem Oberbibliothekar Freiherr von Aretin. Er äußerte sich stets voll des Lobes über die neuen Erscheinungen. So erregten ganz besonders seine Bewunderung die von dem Lithographen Johann Nepomuk Strixner herausgegebenen Blätter der Randzeichnungen zu dem Gebetbuche Kaiser Maximilians I., deren Originale sich in München in der k. Hof- und Staatsbibliothek befinden. Nicht minder günstig beurteilte er die lithographischen Nachbildungen von Handzeichnungen berühmter Meister aus dem Münchener Kunstkabinette, die neben der erneuten Probe, die sie von Senefelders außerordentlicher Kunst geben, auch noch deshalb schätzenswert seien, weil sie das kunstliebende Publikum mit den so wenig bekannten Schätzen der königlichen Zeichnungensammlung bekannt machten.

Mit dem damaligen Galeriedirektor, Johann Christian von Mannlich, stand Goethe auch in regem geistigen Verkehr; in Briefen an ihn behandelte er des öfteren Kunstfragen, Reform gewisser Einrichtungen, so das massenhafte Zusammenstellen von Kunstwerken in großen Räumen, das den Kunstgenuß oft wesentlich beeinträchtige. Ferner besprach er in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung ein von Mannlich in Kreidemanier lithographiertes „Zeichnenbuch für Zöglinge der Kunst und Liebhaber" und wünschte diesem Werke in jeder Zeichenschule Verwendung wegen seiner Vorzüglichkeit als Vorlagen.

Auch in anderer Weise widmete Goethe seine Gedanken gar oft den Kunstfragen in Bayern. So spricht er z. B. von altdeutschen Gemälden von Matthias Grünewald u. a., die, aus aufgehobenen Klöstern stammend, in Aschaffenburg aufbewahrt würden; Goethe meinte nun, wenn die Überfülle von Kunstschätzen in der Residenzstadt um einiges veringert würde und hier in der Provinz eine Heimstätte fände, so würde dieser wohlgelegene Ort mehr von Fremden besucht.

Eine von Bayern ausgehende Angelegenheit, der Goethe näher trat, darf hier nicht übergangen werden, wenn sie auch nicht zum Abschluß gelangte. Friedrich Immanuel Niethammer, früher Professor der Philosophie und Theologie in Jena, war im Jahre 1807 zum königl. bayerischen Zentral-Schul- und Studienrate beim Ministerium des Innern ernannt worden. In seinem Bestreben, die allgemeine Geistesbildung des Volkes zu heben, faßte er den Plan, ein deutsches Nationalbuch, eine Auswahl des Vorzüglichsten aus dem reichen Schatze unserer klassischen Nationalschriftsteller, ins Leben zu rufen und schlug dem Minister Montgelas vor, zur Zusammenstellung eines solchen Werkes vor allen Goethe heranzuziehen. Mit Montgelas Genehmigung sandte dann Niethammer ein in diesem Sinne abgefaßtes Schreiben am 28. Juni 1808 nach Weimar. Goethe nahm mit großer Teilnahme den Plan auf, so daß sich hierüber ungefähr ein Jahr lang ein eingehender Briefwechsel zwischen beiden Männern entwickelte. Zur Ausführung ist der Plan leider nicht gekommen, es mögen sich ihm wohl nicht zu überwindende Bedenklichkeiten in den Weg gestellt haben.

So entschwanden die Jahre, während deren der greise

Dichter mit unverminderter Teilnahme das geistige und künstlerische Leben in Bayerns Hauptstadt verfolgte, die für ihn im Februar 1827 sehr in den Vordergrund trat, als ihm sein Freund Sulpiz Boisserée mitteilte, seine und seines Bruders Melchior Gemäldesammlung habe König Ludwig von Bayern erworben. Die großartige Sammlung, von den beiden Brüdern Boisserée während langer Jahre mit vielem Verständnis zusammengebracht, bestand aus altdeutschen und altniederländischen Gemälden und war früher in Heidelberg, wo sie Goethe in den Jahren 1814 und 1815 eingehend besichtigt hatte, und später in Stuttgart aufgestellt. Nachdem Verkaufsunterhandlungen mit Berlin, Frankfurt a. M. und Stuttgart sich zerschlagen hatten, kaufte König Ludwig sie aus eigenen Mitteln um 240 000 Gulden an und überwies sie in hochherziger Weise der Staatssammlung. Heute bildet die Mehrzahl der aus der Boisserée-Sammlung stammenden Gemälde einen höchst wertvollen Bestandteil der älteren Pinakothek. Ein kleiner Teil befindet sich in Schleißheim und in Nürnberg im Germanischen Nationalmuseum.

In Stuttgart rief die Nachricht von dem Verkaufe, die der König von Württemberg selbst auf einem Hofballe verkündete, allgemeine Bestürzung hervor, hatte ja doch diese Sammlung neun Jahre lang dort eine der Hauptsehenswürdigkeiten gebildet.

Goethe äußerte sich Sulpiz Boisserée gegenüber hocherfreut über die so wichtige Angelegenheit, sprach dann auch von Boisserées bevorstehender Übersiedelung nach München und schrieb hierüber: „In Ihrem neuen Wohnorte nehmen Sie Theil an den größtbewegten Zuständen, die sich in Deutschland hervorthun. Sagen Sie mir das Nähere nach und nach, wie Sie es für gut finden. Es ist mir viel werth, daß ich in jene Zustände durch Sie einen freieren, reineren Blick gewinne, und wie sollte man an einem solchen Werden und Wirken nicht einen redlichen Theil nehmen?“ In dem Antwortschreiben an Goethe sprach Boisserée mit großer Befriedigung von seinem neuen Wohnorte: „Es gibt wenig Städte, die so viel Hilfsmittel für Kunst- und Alterthumsfreunde bieten, wie München, und was das Wichtigste ist, ist das äußerst thätige, auf alles Edle und Hohe gerichtete Streben

des Königs." Dann berichtete er, mit welch großer Teilnahme der König von Goethe gesprochen und wie er den Wunsch geäußert habe, Deutschlands größten Dichter in München zu sehen.

Bereits am 1. Februar 1826 hatte König Ludwig an Goethe geschrieben: „Es verlangt mich sehr, Göthe'n persönlich kennen zu lernen, auf den mein Teutsches Vaterland mit vollstem Rechte so stolz ist, wenn auf eines Andern Verdienst man stolz seyn darf. Mit offenen Armen soll der Erhabene in München empfangen werden, wollte jedoch derselbe nicht in Bayerns Hauptstadt kommen, so muß ich auf eine andere Weise Rath schaffen, denn versagen kann ich mir die hohe Freude nicht, seine mündliche Bekanntschaft zu machen." Dieser Wunsch des Königs sollte sich leider nicht erfüllen, wohl aber machte er es möglich, daß sich Fürst und Dichter gegenübertraten. König Ludwig, der im Sommer 1827 in Brückenau verweilt hatte, überbrachte nämlich Goethe zu dessen 78. Geburtstage am 28. August persönlich das Großkreuz des Verdienstordens der bayerischen Krone. Wie sehr der greise Dichter diese hohe Auszeichnung zu würdigen verstand und welche begeisterte Verehrung und Anhänglichkeit er dem Könige bis an sein Ende bewahrte, davon geben die Briefe an seine Freunde beredtes Zeugnis. Nach dem huldvollen Entschlusse des Königs, Goethe selbst in Weimar aufzusuchen, veranlaßte dieser den Kanzler Friedrich von Müller ein den König ehrendes größeres Gedicht in die Zeitschrift: „Kunst und Alterthum" zu liefern, das dann im darauffolgenden Jahre unter dem Titel: „Dem Könige die Muse" mit Erläuterungen von Goethe erschien.

Als im September 1827 eine Ärzte- und Naturforscherversammlung in München abgehalten wurde, hatte Goethe wiederum Gelegenheit durch Freunde, die daran teilnahmen, viel von seinem hohen Gönner zu hören. Besonders der Komponist Karl Friedrich Zelter von Berlin, der sich zwar, wie er sich selbst ausdrückte, als Musiker bei dieser Versammlung wie Saul unter den Propheten vorkam, und der Naturforscher Kaspar Maria Graf von Sternberg sandten ihm ausführliche Berichte über diesen Kongreß, über ihre Eindrücke in München und wie man seiner dort gedacht hatte. Alles verfolgte Goethes ewig junger Geist mit regstem Interesse und großer Freude.

Weitgehenden Einblick in die Münchener Verhältnisse gewann er hauptsächlich durch die Briefe von Sulpiz Boisserée. Dieser schilderte ihm vor allem den hohen und edlen Sinn des Königs und den segensreichen Einfluß, den dieser Fürst auf Kunst und Wissenschaft ausübte. Die Ideen des Königs seien großartig, und zu ihrer Ausführung ziehe er stets die besten und ausgezeichnetsten seiner Leute heran. Ein solcher Fürst müsse erhebend und bildend auf seine Zeit einwirken; durch die großen Aufgaben, die er stelle, gebe er dem Talent Gelegenheit zur Entfaltung; in dem regen Leben, das er hervorrufe, würden sich die Geister wechselseitig erziehen. Durch Boisserée lernte Goethe den Plan der Walhalla kennen, durch ihn konnte er den Bau der Allerheiligen-Hofkirche verfolgen, ebenso das Fortschreiten des Baues der Pinakothek, die Fertigstellung der Glyptothek und so vieles andere, was München seinem kunstsinnigen Könige zu danken hatte. Auch die Erwerbung der Vasensammlung des Prinzen Murat in Neapel vernahm Goethe aus den Briefen Boisserées, welch letzterer ebenfalls hochbefriedigt sich über die Reorganisation der Universität und der Akademie der Wissenschaften äußerte. Als das neueste im damaligen Münchener Kunstleben erwähnte er die Gemälde, die der Oberst Karl Wilhelm Freiherr von Heideck aus Griechenland mitgebracht habe, worauf ihm Goethe erwiderte, daß er von allen Seiten viel rühmliches über diese Gemälde gehört hätte.

Eine sehr interessante und eingehende Schilderung sandte Boisserée seinem Freunde Goethe im September 1830 über das Oberammergauer Passionsspiel. Er sei mit nicht allzugroßen Hoffnungen hingegangen, habe jedoch höchste Befriedigung gefunden. Bühne und Darstellung, kurz alles habe ihm ganz außerordentlich gefallen. Dabei rühmte er auch die Uneigennützigkeit der Darsteller, die ohne jeden Entgelt mitwirkten. Die Gemeinde bestreite die Unkosten, zöge aber auch den Gewinn ein, um den Überschuß, der in günstigen Jahren 2000—3000 Gulden betragen möge, wohltätigen Anstalten zuzuwenden. Über diese Schilderung war Goethe hocherfreut und veröffentlichte sie in der von seiner Schwiegertochter gegründeten Zeitschrift „Chaos".

Um nun wieder auf König Ludwig zurückzukommen, so

sei hier eine Tat erwähnt, die mehr als Worte ausdrückte, wie sehr der kunstliebende Monarch den Dichter verehrte. Im Mai 1828 sandte er nämlich seinen Hofmaler Joseph Stieler nach Weimar, um den damals nahezu 79-jährigen Goethe malen zu lassen. In dem Begleitschreiben, das der König dem Künstler mitgab, ehrte er den Dichter mit folgenden Worten: „Ein wohlgetroffenes Bildnis des Königs der Teutschen Dichter zu besitzen ist ein von mir lange gehegter Wunsch; darum, und darum allein schicke ich meinen Hofmaler Stieler nach Weimar". Dann, des Aufenthaltes in Weimar gedenkend, fuhr er fort: „Wie kurz! wie äußerst kurz nur! genoß ich Ihres lehrreichen Umgangs, aber Augenblicke mit Göthe zugebracht wiegen Tage, wiegen Monate auf. Die mit Ihnen verlebte Zeit ist keine Vergangenheit geworden, sie bleibt als ewig erfreuende Gegenwart. Einzig, unvergleichbar, erhaben über alle ragt Göthe. Möchte derselbe noch lange unserem Teutschen Vaterlande zur Zierde zum Ruhme erhalten bleiben."

Als Probe seiner Kunst brachte Stieler das lebensgroße Bildnis der schönen Charlotte von Hagn, Hofschauspielerin in München, mit. Goethe zeigte das Bild der reizenden Künstlerin Eckermann und meinte: „Nicht wahr, das ist der Mühe wert? Stieler war gar nicht dumm! Er brauchte diesen schönen Bissen bei mir als Lockspeise, und indem er mich durch solche Künste zum Sitzen brachte, schmeichelte er meiner Hoffnung, daß auch jetzt unter seinem Pinsel ein Engel entstehen würde, indem er den Kopf eines Alten malte."

In diese Zeit fiel leider der jähe Tod von Goethes Freund und Gönner, dem Großherzog Karl August, der auf der Rückreise von Berlin nach Weimar zu Graditz bei Torgau am 14. Juni 1828 einem Schlaganfalle erlag. Durch diesen Trauerfall, der den Dichter aufs tiefste erschütterte, wurde die Ausführung des Bildes etwas hinausgeschoben, und Stieler konnte erst am 6. Juli von Weimar abreisen. Dieses Goethebildnis, das beste und schönste, das wir von dem Dichter aus seinem späteren Lebensalter besitzen, bildet jetzt eine Zierde der neuen Pinakothek. Es zeigt uns Goethe in halber Figur, das geistvolle Gesicht dem Beschauer ganz zugewandt, in der rechten Hand ein Blatt Papier haltend mit Versen aus dem Gedichte des Königs Ludwig: „An die Künstler". Ein Jahr

später fertigte Stielers Neffe Friedrich Dürck im Auftrage des Königs eine Kopie davon für Goethe an, die diesem von Stieler im Juni 1829 übersandt wurde und ihm eine außerordentliche Freude bereitete.

Zwei Monate später wurde Goethe durch einen Brief des Königs erfreut, der mit den Worten beginnt: „Versagen kann ich mir es nicht meinen Glückwunsch an Ihrem achtzigsten Geburtstage darzubringen, das ein Fest ist für ganz Teutschland, dem eigentlich dazu Glück gewünscht werden sollte. Unerreicht steht Göthe da, und auch darin einzig, daß im achtzigsten Jahre noch sein Geist kraftvoll wirkt; daß dieses im Hundertsten der Fall sey, ist das Beste, was ich Ihnen wünschen kann, wie daß Sie auch dann noch das Aussehen haben mögten welches ich Ihnen an Ihrem achtundsiebzigsten fand (dem mir ewig unvergeßlichen Tag), keinen Greisen, einen stattlichen Mann sah ich." Als Geschenk übersandte der König an diesem Tage den Gipsabguß von dem in der Glyptothek befindlichen Torso eines Niobiden, wofür sich Goethe Tags darauf hocherfreut bedankte. Weniger entzückt davon mag aber der täglich bei Goethe seine Geschicklichkeit im Rasieren zeigende Friseur Kirchner gewesen sein, der an diesem Tage als Neuigkeit erzählte: „Der König von Bayern habe Goethe einen Mann ohne Kopf und Arme geschickt; die würden aber wohl noch nachkommen."

In einem am 26. März 1829 von Rom aus datierten Briefe schreibt der König in Erinnerung an des Dichters Aufenthalt in der ewigen Stadt: „Herr Staatsminister das Vergnügen kann ich mir nicht versagen aus unserem Rom Ihnen zu schreiben, wo ich immer an Sie denke." Er komme täglich an dem Hause vorüber, „in welchem Teutschlands Dichterkönig gewohnt hat, in der Via Sistina", da er in dessen Nähe den Giardino di Malta erworben habe. „Ein wohlthuendes Gefühl, in Rom ein Haus sein nennen zu dürfen, und aus demselben eine Aussicht zu genießen wegen der wir uns nicht gereuen ließen weit zu gehen. Aus dem Fenster, an welchem ich dieses schreibe sehe ich die Peterskirche und meiner an dieses Cabinett stoßenden Terasse gegenüber liegt der Quirinal, unter mir der größte Theil der einstmaligen Hauptstadt der Welt. Erfreulich: in seinem eignen Garten

in freyer Erde wurzelnd zu dem freyen Himmel ragend ‚aus dunklem Laub die Gold Orangen glühen' zu sehen." Wenn auch die Stadt viel verloren habe, so bleibe sie dennoch „das ewig einzige Rom", „kein zweytes Rom, kein zweyten Göthe wird es geben." In den zwölf Jahren, in denen er nicht dort gewesen sei, habe er sich sehr danach gesehnt, nun, da er dort einheimisch geworden sei, genieße er mit Ruhe. „Von des Thrones Kette habe ich mich für einige Zeit befreyt, lebe als Privatmann glücklich. Künstler sind meine Tischgäste."

Goethe teilte diesen Brief Eckermann mit und sprach sich bei diesem Anlasse auch über die Gedichte des Königs aus. „In der Form und Behandlung", meinte der Dichter, „hat er viel von Schiller, und wenn er nun in so prächtigem Gefäße uns den Gehalt eines hohen Gemüts zu geben hat, so läßt sich mit Recht viel Treffliches erwarten."

Zum Zeichen seiner Verehrung widmete dann Goethe dem Könige Ludwig am 18. Oktober 1829 seinen Briefwechsel mit Schiller und fügte dieser Zueignung ein tief empfundenes Begleitschreiben bei.

Als Karl Friedrich von Conta, großherzoglich sächsischer Landes-Direktionspräsident, im Jahre 1830 in München anwesend war und vom König empfangen wurde, erkundigte sich dieser lebhaft nach Goethe und sagte, sein sehnlichster Wunsch wäre, diesen einmal in München zu haben, und er hoffe zuversichtlich der Dichter möge 100 Jahre alt werden. „Überhaupt", schreibt Conta, „macht sich der Wunsch, Sie in München zu sehen, in den weitesten Kreisen geltend. Oberbergrath Kleinschrod vor allem sprach sich auch darüber aus."

Kleinschrod hatte eine innige Verehrung für Goethe, die er wiederholt äußerte. Wo es ihm möglich war, diesem bei seinen naturwissenschaftlichen Arbeiten durch Übersendung von Versteinerungen behilflich zu sein, oder auch mit seltenen Mineralien ihm eine Freude zu machen, war er stets bei der Hand, so daß Goethe oft des hilfreichen Freundes gedenkt. Manches wertvolle und seltene Stück der großen Mineraliensammlung, die Goethe hinterlassen hat, verdankte er der Fürsorge Kleinschrods.

Von anderen Münchener Größen in Kunst und Wissenschaft standen mit Goethe in Verkehr: Cornelius, Klenze,

Martius, Ringseis, Schelling, Thiersch und ganz besonders Stieler.

Nach Stielers Abreise von Weimar im Sommer 1828 entwickelte sich zwischen ihm und Goethe ein ziemlich reger Briefwechsel. Goethe ist voll ungeschwächtem Interesse für das Leben in München und schreibt u. a.: „Sie können sehen, wie sehr ich mich recht in die Mitte von München wünschte. Die Hoffnung, von Ihro Majestät großer gesegneter und unermüdeter Thätigkeit unmittelbar zu vernehmen, mit den tiefdenkenden und frohwirkenden Männern mich zu unterhalten, mich und mein Bestreben gefördert zu sehen, würde mir eine wahre Glückseligkeit bereiten." — Nach all den Künstlern und Gelehrten erkundigte er sich und zeigte sich dankbar besorgt über die Zusendungen verschiedener Art, die er von dort erhalten hatte. So sandte ihm der Astronom Franz von Gruithuisen eine seiner Schriften zu, der Maler und Direktor der Zentralgemälde-Galerie Johann Georg von Dillis erfreute ihn durch Übersendung seiner hübschen Radierungen und vieles andere mehr.

In keiner anderen größeren Stadt Deutschlands besaß Goethe so viele Freunde und Bekannte, wie in München, es ist deshalb nicht zu verwundern, daß er selbst dortige Geschäftsleute für Gegenstände heranzog, die er in dem kleinen Weimar nicht erhalten konnte. So bestellte er durch Stieler bei einem dort ansässigen Optiker Namens Nickel, Instrumente zu seinen Studien über die Farbenlehre, da dieser, wie er an Stieler schrieb, eine Geschicklichkeit wie kein zweiter besitze.

Zum Schlusse sei noch eines jungen Münchener Künstlers gedacht, zu dem der greise Dichter in besonders lebhaften Beziehungen stand, und dessen Talent ihm so manche frohe und erhebende Stunde bereitete. Es ist dies Eugen Neureuther (1806 in München geboren, 1882 gestorben), der in seiner Art einzige Zeichner und Illustrator. Neureuther wurde von Cornelius im Jahre 1826 ermuntert und veranlaßt, Goethes Gedichte zu illustrieren, und Cornelius selbst war es, der dem Dichter einige dieser Zeichnungen zusandte. Die Blätter fanden Goethes vollen Beifall, sowohl der geistreichen Ideen als auch der genialen Ausführung halber. Zwei Jahre später traten Dichter und Künstler in Brief-

wechsel zu einander, und zwar überraschte Cornelius den jungen Neureuther, als dieser bei ihm zu Gaste war, mit dem ersten Briefe aus Weimar. Diese Zeilen drückten dem Künstler die unverhohlene Anerkennung aus über die Randzeichnungen, die er zu Goethes Balladen und Romanzen gefertigt hatte, und die, wie Goethe sich äußerte, „gleich einer Melodie jedes Gedicht auf die wundersamste Weise begleiten". Doch nicht nur durch Worte aufmunternd, auch in anderer Weise nahm Goethe sich Neureuthers an. Durch ihn wurde sein Verleger Cotta, der in jener Zeit gerade bei ihm sich in Weimar aufhielt, auf das junge Talent aufmerksam gemacht, und Cotta übernahm den Verlag der nach Goethes Vorschlag in Lithographie vervielfältigten Randzeichnungen. Damit war Neureuthers Name bekannt geworden, und nie in seinem Leben hat sich die Dankbarkeit und Verehrung, die ihn für seinen Gönner in Weimar erfüllten, verringert. Aber auch der greise Dichter verfolgte Neureuthers Arbeiten bis an sein Lebensende mit großer Spannung und Teilnahme.

Seinen Freunden Boisserée und Zelter gegenüber sprach er sich voll wärmsten Lobes über den Künstler aus; durch ersteren ließ er ihn sogar um eine Randzeichnung zu der Parabel: „Die Originale" bitten. Im Frühjahr 1831 kam Neureuther diesem Wunsche nach und übersandte ihm eine aquarellierte Federzeichnung, wofür ihm Goethe mit herzlichen Worten dankte. „Hätte ich mir nur von ferne träumen lassen", schrieb er ihm, „daß ich Sie zu einem Bilde aufforderte, wie ich solches eben von Ihnen empfange, so hätte ich mir es gewiß nicht ausgebeten; ich dachte mir es zwar so geistreich, durchdringend bedeutend, aber auch in Form und Behandlung wie Ihre herausgegebenen Blätter, denen ich es in Gedanken hinzufügte. Nun aber überbieten Sie alle meine Erwartungen und sollen deshalb höchlich gepriesen sein."

Im November desselben Jahres kam Goethe noch einmal darauf zurück, indem er dem Künstler schrieb, er könne ihm versichern, daß die kolorierte Zeichnung, die er ihm verdanke, immerfort von geistreichen Männern bewundert und zu guter Stunde entziffert werde. „Lassen Sie mich", fuhr er dann fort, „so lange wir zusammen auf der Oberfläche dieses Erdballs wirken, Teil nehmen an allen ihren glück-

lichen Kunsterzeugnissen, so wie an den, wie ich wünsche, vorteilhaften Ereignissen Ihres Lebens."

Den letzten Brief an Neureuther schrieb Goethe am 28. Februar 1832, nachdem ihm jener das erste Heft einer neuen Publikation, der „Randzeichnungen zu den Dichtungen der deutschen Klassiker" zugesandt hatte. An der Spitze dieses Heftes befinden sich zwei Blätter zu dem Gedichte des Königs Ludwig: „An die Künstler", die Goethe zu folgenden Worten veranlaßten: „Die Glorie (und man darf die Fülle so nennen, womit Sie das königliche verehrungswürdige Gedicht zu umgeben gewußt) ist höchst würdig und herrlich. Ich bewundere die ganz eigene weite Konzeption, so wie die gehörige Ausführung. Das Unerwartete ist richtig gedacht und, bis ins Einzelne, sinnig, ohne Pedanterie durchgeführt. Was ließe sich hierüber nicht alles noch sprechen und auslegen!" — Auf andere Blätter übergehend, schloß Goethe: „In allen diesen Blättern, wie in den früheren, findet sich kein Zug, der nicht gefühlt wäre, und selbst die Elemente, die Sie zu Ihren Schöpfungen genialisch zusammenrufen, verwandeln sich einer zwar phantastischen, durchaus aber geistreichen Natur gemäß. Ich bin sehr verlangend auf die Folge; denn bisher mußt' ich mir immer sagen: Ihre Werke bestechen mich, indem Sie meine verschiedensten Erzeugnisse auf eine wunderbare Art, in einer eigenen Sphäre, zu einem eigenen seltsamen Leben befördern."

Leider sollte sich Goethes Verlangen nicht erfüllen, denn kaum vier Wochen darauf, am 22. März 1832, schied er aus dem Leben. — Vergessen aber haben ihn seine Münchener Freunde nicht, am allerwenigsten sein erhabener Gönner König Ludwig, der Goethes Büste in seine Ehrenhalle deutscher Männer, in die Walhalla, aufnehmen ließ, und ihm in seiner Schrift „Walhallas Genossen" die Worte weihte: „Lange entschied in der Kunst und Dichtung großem Gebiete Goethes Ausspruch, und wurde gleich in der Zeit, in welcher jedes Hohe zu erniedrigen getrachtet worden, versucht, ihn zu verkleinern, so wird dennoch sein Ruhm fort während über alles glänzend ragen, wenn sie mit ihrem ganzen Treiben längst schon in Vergessenheit wird versunken sein."

Nicht minder würdigte den großen Dichter König Ludwigs

Nachfolger, König Maximilian II., der während seiner Anwesenheit in Frankfurt a. M. bei Gelegenheit des deutschen Fürstentages, am 2. September 1863 das kurz vorher vom Freien Deutschen Hochstifte erkaufte Goethehaus, in Begleitung seines damaligen Bundestagsgesandten Freiherrn von der Pfordten, mit seinem Besuche beehrte, von den Absichten des Hochstiftes Einsicht und Kenntnis nahm und an demselben Tage einen namhaften Beitrag zur Ankaufssumme gewährte.

Ein sichtbares Zeichen seiner Verehrung für Goethe, hat König Ludwig II. seiner Residenzstadt hinterlassen, indem er in seinen ersten Regierungsjahren dem Dichter ein Denkmal setzen ließ, das an dessen 120. Geburtstage, am 28. August 1869, enthüllt wurde.

Und mit dem Schlusse des Jahrhunderts hat ein Enkel König Ludwig I. von Bayern, Prinz Ludwig, seine Teilnahme für Goethe dadurch bewiesen, daß er das Protektorat über die Münchener-Zweiggenossenschaft des Freien Deutschen Hochstiftes übernahm, das sich seine Heimstätte in dem Geburtshause des Dichterkönigs geschaffen hat.

So ranken sich die Beziehungen, die Goethe zu seinen Lebzeiten in Bayern gefunden, frisch und grün ins neue Jahrhundert hinein. Und wenn auch heute in Deutschland der Kultus mit dem Namen Goethe von manchen vielleicht zu weit getrieben wird, so ist doch das Wort Königs Ludwig zur Wahrheit geworden: „Über alles fort während ragt glänzend sein Ruhm.“

Der Einfluß des klassischen Altertumes auf den Bildungsgang des jungen Goethe.

Von Dr. Robert Hering in Frankfurt a. M.

„Wäre Deutschland bloß an der Hand der Zeit, an dem Faden seiner eigenen Kultur fortgeleitet: unstreitig wäre unsere Denkart arm, eingeschränkt; aber unserem Boden treu, ein Urbild ihrer selbst, nicht so mißgestaltet und zerschlagen."

Mit diesen Worten berührt Herder in seinen Fragmenten [1]) eine schon vielfach aufgeworfene Frage. Gibt es überhaupt eine autochthone Kultur? Hat nicht vielmehr jedes Volk eine Unzahl fremder Elemente in sich aufgenommen, aufnehmen müssen, die es nun in eigener Arbeit sich zurecht machen muß?

Und doch wird man bei dem Jünger Rousseaus diesen Seufzer begreiflich finden, selber schwer beladen mit einer Masse, zum Teil noch unverarbeiteter Bildungsstoffe sehnte auch Herder sich nach einfachen Verhältnissen, nach der Natur. Wie dort im Großen bei seinem Volke suchte auch er selber nach dem eigenen Ich, das unter dem Wuste der Kultur fast erdrückt zu werden schien. Und jeder, der im Getriebe des geistigen Lebens steht, und etwas mehr als den engen Kreis, auf den sich sein Leben beschränkt, zu überblicken vermag, wird ihm diese Pein nachfühlen, aber auch verstehen, daß niemand fremder Zutaten entraten kann, daß Resultate, die von anderen, wenn auch unter anderen Voraussetzungen erzielt wurden, von jedem späteren unter den seiner eigenen Existenz gemäßen Bedingungen erworben und verwertet werden müssen.

Welche Wirkung nun die Rezeption einer dem eigenen Volke von Haus aus fremden Kultur bei einer harmonischeren Natur, als sie Herdern verliehen war, ausgeübt hat, bestimmter ausgedrückt, in welcher Weise das klassische Altertum auf den

[1]) Herders sämtliche Werke. Herausg. von Suphan 1, 367.

jungen Goethe gewirkt, und was er sich von ihm zu eigen gemacht hat, wollen diese Zeilen untersuchen.

Bei einer so hervorragenden Persönlichkeit wie der Goethes und bei der Bedeutung, die dem antiken, d. i. dem griechisch-römischen Bildungsstoffe überhaupt für unser gesamtes geistiges Leben, nun einmal nicht abzusprechen ist, kann die Behandlung dieser Frage auch einen aktuellen Wert in Anspruch nehmen. Gewiß ist schon viel über das Verhältnis Goethes zum klassischen Altertume geschrieben worden, in zahlreichen Schulprogrammen besonders ist das Verhältnis der Goetheschen zur klassischen Iphigenie beinahe bis zum Überdruß besprochen worden. Diese Seite soll also hier nicht berührt werden, ebensowenig fühle ich mich berufen und im stande, neues Material beizubringen und zu untersuchen, bei welchem einzelnen Ausspruch Goethes etwa ein antiker Anklang anzunehmen ist; das Material betrachte ich als gegeben, mir kommt es darauf an in großem Zusammenhange einmal zu zeigen, welchen Einfluß die Kenntnis des klassischen Altertums auf den Bildungsgang des jungen Goethe ausgeübt hat. Ich beschränke mich wie gesagt auf den jungen Goethe, und zwar auf den Goethe bis zur Übersiedelung nach Weimar, also auf die Zeit des Werdens, die ja für den zu großem Berufenen von ausschlaggebender Wichtigkeit ist. Dabei sollen die Jugendwerke des Dichters im weitesten Sinne selbst herangezogen werden und im Anschluß an sein Leben auf ihren antiken Gehalt untersucht und gewertet werden, Dichtung und Wahrheit kommt nur in zweiter Linie in Betracht, einmal um dort, wo die erste Quelle versagt, und das wird meistens rücksichtlich biographischer Einzelheiten der Fall sein, auszuhelfen, dann aber um unsere auf anderem Wege gefundenen Resultate zu prüfen. Denn bei aller Achtung vor Goethes gutem Gedächtnisse ist doch die Möglichkeit späterer Zutaten nicht abzuweisen, schon weil die Form der Selbstbiographie, also „Dichtung und Wahrheit“ die Arbeit des alten Dichters ist.

Den ersten Unterricht erhielt das Kind vom Vater selbst. Der Herr Rat hatte auch in Bezug auf die Erziehung seine eigenen Ansichten und erprobte sie an seinen Kindern. Goethe bekennt in Dichtung und Wahrheit,[1]) er habe das Lateinische

[1]) Buch 6. Werke, Weimarer Ausgabe (= W.) 27, 40.

gelernt wie das Deutsche, Französische und Englische, nur durch den Gebrauch, ohne Regeln und Begriffe. Grammatik mißfiel ihm, weil er sie als willkürliches Gesetz ansah, die Regeln schienen ihm lächerlich, weil sie durch so viele Ausnahmen aufgehoben würden, die er alle wieder besonders lernen sollte. Nur dem gereimten Lateiner[3]) wußte er angenehme Seiten abzugewinnen, die Memorierverse sang und trommelte er sich gern vor, und machte sicher seinem Lehrer nicht den Verdruß, den der Magister in Klingers leidendem Weib, der auch nach diesem Buche unterrichtete, an seinem Schüler erlebte.[4]) Wir würden auch wirklich in dem erhaltenen Schulhefte, den sog. labores juveniles[5]) vergeblich nach Paradigmen und rein grammatischen Übungen suchen, kleine Aufsätze, Dialoge und sonstige selbständige Übungen finden wir; die Angabe in Dichtung und Wahrheit, daß Comenius' orbis pictus,[6]) als frühstes Übungsbuch gedient habe, findet durch das Schulheft des Knaben seine Bestätigung. Zu dem bei Comenius gleich am Eingange stehenden Dialog zwischen Lehrer und Schüler finden sich im Schulhefte des Dichters viele Gegenstücke.

Die Grammatik wurde, wie gesagt, übersprungen, der Knabe behielt die Worte, ihre Bildungen und Umbildungen in Ohr und Sinn und bediente sich der lateinischen Sprache mit Leichtigkeit zum Schreiben und Schwätzen, eine Methode, die auch heute wieder angewandt wird, nur muß man bedenken, daß damals der ganze Hochschulbetrieb auf der lateinischen Sprache beruhte; fast ausnahmslos wurden die Kollegien in lateinischer Sprache gelesen, die Vorbereitung zur Hochschule mußte also ungleich höheren Wert auf die Beherrschung der lateinischen Sprache legen. Auch für einen Juristen, der Goethe einmal nach dem Wunsche des Vaters werden sollte, war die genaue Kenntnis des Lateinischen un-

---

[3]) Cellarius, Latinitatis liber memorialis 1755 (in dem Vergantungskatalog der Bibliothek des Herrn Rat Goethe S. 19 unter den Werken in 8° als Nr. 9 angeführt).

[4]) 1. Akt 1. Szene. Leipzig 1775. S. 14.

[5]) Weismann, Aus Goethes Knabenzeit 1757—59. Frankfurt a. M. 1846.

[6]) Joh. Amos Comenii orbis sensualium picti pars prima etc. Noribergae 1720, S. 2. Invitatio. (Herr Rat besaß eine Ausgabe von 1755. Kat. S. 39.)

umgänglich nötig, so ist es auch zu erklären, wenn das künftige Fachstudium schon in die Schularbeiten des Knaben seine Schatten mehr zurückwirft, als wir es heute billigen würden. Indem der Knabe aus den Leipziger Novellen[7]), einem damals bekannten juristischen Buche, Phrasen übersetzte, eignete er sich schon frühe Fachausdrücke an und übte sich im Gebrauche der lateinischen Sprache.

Natürlich werden auch die klassischen Autoren nicht vernachlässigt sein, im allgemeinen scheint es, als ob ihre Kenntnis besonders durch Sammelwerke übermittelt wurde, wie z. B. die acerra philologica, mit ihren 200 auserlesenen nützlichen und denkwürdigen, aus den berühmtesten lateinischen und griechischen Skribenten zusammengetragenen Historien.

Auch Horaz[8]) muß frühzeitig bevorzugt gewesen sein, Niederschläge aus seinen Werken, besonders den Satiren, die der Knabe mit „Scherzgedichten" verdeutscht, finden sich vielfach, so kehren z. B. in einem Dialoge Redensarten und Bilder aus ihnen wieder, auf deren Kenntnis der Knabe sich ungemein viel zugute getan haben muß.[9]) Im letzten Goethejahrbuche sind zwei neuaufgefundene Blätter aus den Übungsheften des Knaben veröffentlicht, die beide sehr gut die Art des Unterrichtes, den der Knabe genoß, kenntlich machen. Auf dem einen Blatte wird eine Schilderung des Fronleichnamsfestes gegeben, die sicher im Anschlusse an eine eben gesehene Prozession erfolgt ist. Der Vater ließ den Knaben seine Erinnerungen in lateinischer Sprache niederschreiben, was dieser auch tat, unter Wahrung seines protestantischen Standpunktes, der noch deutlich die väterliche Belehrung erkennen läßt. Auch das andere Blatt ist bezeichnend. Der Knabe erzählt hier, gleichfalls deutsch und lateinisch die Sage von Phaeton, der den Sonnenwagen aus dem Geleise zu bringen drohte, so daß ihn Jupiter in den Abgrund schleuderte. Es hat einen eigentümlichen Reiz den Knaben mit diesem Stoff beschäftigt zu sehen, die Fäden spinnen sich ganz von selbst

[7]) Weismann, S. 23.

[8]) In der Bibliothek des Herrn Rat befanden sich Horaz' Gedichte in zwei Bänden, Kassel 1749 (jedenfalls eine Übersetzung), sowie vitae Horatii Flacci, Ovidii Nasonis etc. Lugd. 1708. Kat. S. 27.

[9]) Weismann, S. 35.

zum späteren Stürmer und Dränger hinüber, der auch die Welt aus den Fugen reißen wollte, aber doch noch rechtzeitig, am Abgrunde vorbei, ins rechte Geleise kam. Dieser Aufsatz wurde sicher im Anschluß an die Betrachtung eines Blattes aus den Kunstsammlungen des Vaters niedergeschrieben. Es zeigt sich hier so recht, wie der Sinn des Dichters, vom Gegenständlichen auszugehen, früh vom Vater durch seine Lehrmethode geweckt und genährt wurde. Der Wert solcher Betrachtungen aus Kunstblättern ist nicht zu unterschätzen und bei der Frage, wodurch dem Dichter Motive aus der alten Welt übermittelt wurden, von ganz besonderer Bedeutung; das Beschauen solcher Bilder ist mindestens dem Studium der Werke von Klassikern sehr zu Hilfe gekommen, in vielen einzelnen Fällen können wir auch später noch den Eindruck eines Bildes, wenn auch nicht als erste, so doch als eindrucksvollste Quelle nachweisen. Und das war bei den Sammlungen des Vaters auch nur natürlich.

Schon im Treppenhause grüßten den Knaben die römischen Prospekte, deren der reife Dichter sich noch in Italien erinnert. Der lehrfrohe Vater wird aus eigener Anschauung die Bilder in der Phantasie des Knaben belebt haben. Auch im Gemäldekabinet bot sich ihm reichlich Gelegenheit, an den ovidischen Darstellungen von Tischbein z. B.[10]) die zu Grunde liegenden Handlungen der alten Schriftsteller zu erzählen.

Und als dann im Mansardenstübchen des Dichters Seekatz und Genossen ihr Atelier aufschlugen, um für den Königsleutnant zu arbeiten, sah auch der Knabe Iphigeniens Abschied und Opferung und Odysseus unter den Töchtern des Lykomedes und Hektors Abschied auf die Leinewand gezaubert.[11])

Daneben wurden natürlich auch Übersetzungen und Bearbeitungen herangezogen. So wissen wir, daß der Knabe Fénélons Telemach in der Neukirchschen Ausgabe kennen lernte. Bei seiner Tante, der Frau des Pfarrers Stark, machte er auch die erste Bekanntschaft mit Homer und zwar in einer prosaischen Bearbeitung. Sein Großonkel Loën war Herausgeber einer

---

[10]) Hüsgen, Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen. Frankfurt a. M. 1780, S. 354.

[11]) M. Schubart, François de Théas, comte de Thoranc, Goethes Königslieutenant. München 1896. S. 121 f.

Sammlung von merkwürdigen Reisebeschreibungen, die im 7. Teile eine Beschreibung von der Eroberung Trojas nach Homer enthielt. Wenn es in Dichtung und Wahrheit heißt, daß die im französischen Theatersinne gehaltenen Bilder dem Dichter dermaßen die Einbildungskraft verdorben hätten, daß er lange Zeit sich die homerischen Helden nur unter diesen Gestalten vergegenwärtigen konnte, so ist diese Äußerung wenigstens soweit sie sich auf die Verderbung des Geschmacks bezieht, sehr mit Vorsicht aufzunehmen. Die Bilder sind in demselben Geschmack gehalten wie andere auch, bei denen Goethe nichts zu erinnern hatte, z. B. die Illustrationen im Telemach; in der Technik und der Auffassung erinnern sie sehr an Öser, der noch später von ihm so verehrt wurde. Und dann ist doch nicht anzunehmen, daß sich der Knabe schon ein Bild vom klassischen Altertum gemacht hätte, mit dem diese Bilder in Widerspruch gestanden hätten; der Schüler war eben noch Schüler und stand noch vollkommen im Banne seiner Zeit, die eben das Altertum durch ihren Spiegel sah; wir werden daher nicht irren, wenn wir diese kritische Äußerung dem alten Dichter zuschreiben.

Wie sehr der Knabe noch im Banne seiner Zeit lag, zeigt auch ein Blick auf sein Verhältnis zum Theater. Auf den Brettern gingen die Helden des Altertums im Kostüm der Mitte des 18. Jahrhunderts einher, und nirgends ist eine Äußerung überliefert, daß der Knabe daran Anstoß genommen hätte. Das französische klassische Drama beschäftigt sich ja fast ausschließlich mit Helden aus der alten Welt. Auch die Frage über die drei Einheiten des Aristoteles, über die der Knabe disputierte, wird sicher im Anschluß an die klassisch-französische Tragödie behandelt sein; in der Bibliothek des Vaters fand er eine Übersetzung von Aristoteles Dichtkunst von Curtius [12]) vor. Der junge Goethe selbst hat unter Schöff Ohlenschlagers Leitung, den Britannicus mit aufgeführt. — Man braucht nur einmal das Repertoire z. B. der Neuberin anzusehen, wie es E. Mentzel [13]) in ihrer Theatergeschichte gibt, und wird finden, daß fast alle ernsteren Stücke Stoffe aus

[12]) Hannover 1753 (Katalog der Bibliothek des Herrn Rat S. 19).

[13]) Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. Frankfurt 1882. S. 164.

der griechisch-römischen Welt behandelten. In der Komödie hingegen bewegte man sich eher in bürgerlichen oder bäuerlichen Kreisen.

Diese Art der Behandlung des antiken Stoffes konnte nicht ohne Einfluß bleiben auf das Bild, das sich der junge Goethe in der ersten Frankfurter Zeit von der Antike gemacht hatte. Weder die direkten noch die indirekten Zuflüsse aus dem klassischen Altertum, so wenig wie auch die durch sein Alter bedingte geistige Abhängigkeit von seinen sonstigen Vorbildern gestatten die Annahme einer selbständigen in sich verarbeiteten Ansicht, auf Grund deren er hätte irgend welche tiefere Kritik üben können. Dazu war sein Wissen ein viel zu unzusammenhängendes, zerstückeltes, überall hatte der Knabe sich umgetan, von allem genascht, aber nichts systematisch betrieben. Die Vorteile der Privaterziehung zeigten sich bei ihm, wie ihre Nachteile, und wenn der angehende Leipziger Student die Aufgaben und Exerzitien, die der Rektor Albrecht seinen Primanern vorzulegen pflegte, zur Zufriedenheit des alten, sonderbaren Schulmannes zu bewältigen vermochte, so legt das wohl ein glänzendes Zeugnis für die Begabung des Knaben ab, kann aber natürlich nur in so weit für eine Reife sprechen, als sie in diesen Jahren überhaupt erwartet werden kann.

„Kann Jemand zu einer gründlichen Gelehrsamkeit, zum sicheren Gefühle des Schönen, zum vollen Besitze dessen, was uns die Wissenschaften an wahrem Vergnügen darbieten, gelangen: ohne die Originalbekanntschaft mit den lateinischen und griechischen Schriftstellern gemacht zu haben?" Diese in den Literaturbriefen[14]) aufgeworfene Frage scheint der junge Leipziger Student wie Herder[15]) mit einem derben „nein" beantwortet zu haben. Wenigstens sehen wir ihn fleißig Kollegien über alte klassische Literatur besuchen, er hört bei Ernesti die Vorlesung über Ciceros Orator,[16]) die ihn jedoch nicht befriedigt, er beschäftigt sich aber auch privatim mit den Alten. „Ich thue jetzt nichts als mich des Lateins befleisen," [17]) schreibt er dem

[14]) 1764, T. 17, S. 121.
[15]) Suphan 2, 355.
[16]) Dichtung und Wahrheit. B. 6, W. 27, 67.
[17]) W. Abt. IV (= Br.) 1, 11 (13. Oktober 1765).

Vater kurz nach seiner Ankunft in Leipzig; wobei vielleicht die berühmten guten Grundsätze an Semesters-Anfange ebenso mitgewirkt haben mögen, wie der Wunsch dem Vater etwas angenehmes mitzuteilen. Gelernt hat der junge Student sicher fleißig, er hatte die Gabe, die man ja zuweilen findet, neben dem fleißigsten Arbeiten auch nicht ganz den Genuß zu vergessen; es ist fast hergebracht über sein leichtes Leipziger Leben im günstigsten Falle schonend hinwegzugehen, weil er ja später die Scharte wieder ausgewetzt habe. Nichts entspricht weniger der Richtigkeit, wir brauchen nur einmal einen flüchtigen Blick in die Briefe des jungen Goethe aus Leipzig zu werfen, um gerade das Gegenteil zu finden.

Im Anschluß an seinen Zweck, sich in der Dichtkunst weiter auszubilden, wurde zunächst zum Horaz gegriffen. Horazischer Zitate begegnen wir öfters, so weiß er z. B. als Leitspruch in das Dedikationsexemplar seines Leipziger Liederbuches für Langer nichts geeigneteres als einen Vers aus Horaz[18]) zu setzen; es war das derselbe Freund, gegen dessen Ausgaben griechischer und römischer Dichter er eine ganze Anzahl Werke deutscher Dichter austauschte.

Einen Brief an Behrisch, mit dem er ihm einige eigene Gedichte schickt, schließt er mit dem stolzen horazischen sublimi feriam sidera vertice.[19]) Besonders aber wurde die ars poetica, die er ja auch in Gottscheds Übersetzung in dessen kritischer Dichtkunst fand, eingehend studiert. Als er seinem Freunde Riese eine Beschreibung von der Persönlichkeit Gottscheds geben will, fällt er unwillkürlich in das Versmaß der Epistel an die Pisonen:

„Gottsched ein Mann so groß, alß wär er vom alten Geschlechte
Jenes, der zu Gath im Land der Philister gebohren“ — — — —

sodann folgen wörtliche Entlehnungen:

„Lange hab ich gedacht und endlich Mittel gefunden
Dir ihn zu beschreiben, doch lache nicht meiner, Geliebter.
Humano capiti, cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.

Das sind meines Wissens die einzigen Hexameter, die der junge Goethe geschrieben hat.

[18]) Paul Zimmermann, E. Th. Langer, 1883. S. 7.
[19]) Br. 1, 160. (Mai 1768.)

Doch wie gesagt, das Studium der Alten sollte für ihn nur Mittel zum Zweck sein. Ein Dichter wie Hagedorn und Gellert einmal zu werden, erschien ihm „allzu leer und unzulänglich". Da sich bei ihm die Überzeugung eingewurzelt hatte, daß ohne das Studium der Alten kein Heil für den Dichter und Schriftsteller zu finden sei,[20]) wollte er seine Anfänge in den klassischen Studien besser begründen, und indem er sich eine vollständigere Ansicht des Altertums verschaffte, in seinen eigenen neuen Werken immer weiter fortschreiten, um sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig zu machen. Die schien ihm das wünschenswerteste für einen jungen Mann zu sein. Vorsichtig deutete er dem Vater dies in einer Nachschrift im Briefe an die Schwester gleich aus dem Anfange der Leipziger Studienzeit an, indem er das Lob eines Professors (Dr. Francke) singt: „Sie können nicht glauben was es eine schöne Sache um einen Professor ist. Ich bin ganz entzückt gewesen, da ich einige von diesen Leuten in ihrer Herrlichkeit sah; nil istis splendidius, gravius, ac honoratius. Oculorum animique aciem ita mihi perstrinxit, auctoritas, gloriaque eorum, ut nullos praeter honores professurae alios sitiam." [21]) Der Vater konnte das verstehen, oder auch nicht, ihm gegenüber war er vorsichtig, deutlicher wurde er schon dem Professor Böhme gegenüber, an den ihm Schöff Olenschlager Empfehlungen mitgegeben hatte. Ihm erklärt er rundweg, daß er das vom Vater vorgeschriebene Studium der Jurisprudenz aufgeben und sich dem Studium der Alten zuwenden wolle. Professor Böhme mag wohl die von Goethe nur im Hintergrunde angedeutete Absicht, sich den eignen poetischen Neigungen widmen zu wollen, bald herausgemerkt haben — kurz er rät ihm ab, geht dabei aber so diplomatisch zu Werke, daß er das Studium der Philologie überhaupt diskredidiert, — was ihm ja beim jungen Goethe nicht allzu schwer gefallen sein dürfte. — Er verweist ihn auf das Studium der römischen Altertümer, besonders der Rechtsgeschichte, indem er hofft, ihn so wieder in sein altes Geleis

---

[20]) Dichtung u. Wahrheit. Schema zum 6. Buche. W. 27, 42 u. 385. Diese Stelle klingt merkwürdig an die angeführte aus den Literaturbriefen an.

[21]) Br. 1, 11 (13. Oktober 1765).

zu bringen, oder doch wenigstens nicht ganz dem vorgezeichneten Studium abspenstig zu machen.

Die römischen Altertümer, von denen Professor Böhme dem jungen Studenten „goldene Berge“ versprach, bildeten also zunächst das Bindeglied mit der Jurisprudenz; schon vom Vater war er auf sie hingewiesen; weitere archäologische Studien zu machen bot sich späterhin Gelegenheit im Breitkopfschen Hause. In der Bibliothek dieses befreundeten Buchhändlers fand er neben guten, auf das Altertum bezüglichen Kupferwerken auch eine ansehnliche Schwefelsammlung, also eine Sammlung von Abdrücken antiker Gemmen rc.; sie war durch Breitkopfs Umzug in das neue Haus in Unordnung gekommen; Goethe brachte sie mit Hilfe einschlägiger Handbücher, so gut er konnte, wieder in Ordnung und erweiterte dadurch seine Kenntnisse in praktischer Beziehung nicht unbedeutend. Auf solche praktische Betätigungen der Kunstkenner und -Freunde, legte auch sein Lehrer Öser überhaupt großen Wert. Leider würde diese Seite viel zu sehr vernachlässigt. So wirft er dem gelehrten Lessing einmal bei einer anderen Sache Ungründlichkeit vor, der eine Stelle des Plinius wohl richtig übersetze, aber weil ihm die nötigen praktischen Kenntnisse fehlten, falsch erkläre.[22])

Der Name Lessing legt es nahe, einmal von unserem Standpunkte aus einen Blick auf die deutsche Literatur um die Mitte des 18. Jahrhunderts zu werfen und die Zeit zu betrachten, auf der unser Dichter fußt. Neben den leichter erkennbaren und zum Teil bereits bloßgelegten Fäden führen so viele unsichtbare Fäden gerade in dieser Zeit zum klassischen Altertume hinüber und vermitteln, wenn auch erst in zweiter oder dritter Linie im Grunde doch klassisches Gut. Die ganze Atmosphäre ist, ich möchte sagen gesättigt mit einer Unzahl antiker Elemente, die, wenn sie sich auch eigenartig im neuen Organismus fortgebildet haben, doch dem Ganzen ihren Stempel mitaufdrücken und leicht als Inokulation zu erkennen sind. Wie das Rokoko nicht denkbar ist, ohne antike Statuen in kunstrecht gezierten Gärten, so lebt auch die Literatur vollkommen in antiken Bildern. Die Mythologie, natürlich die

[22]) R. Keil, Vor 100 Jahren, Leipzig 1875. Bd. 1, S. 9, und Goethe Br. 1, 205.

antike, spielte eine große Rolle, nach der Bekanntschaft mit ihr wurde vielfach der Dichter gewertet; als deutscher Theokrit wurde Geßner gerühmt, die Karschin als deutsche Sappho. Man braucht bloß z. B. Ramlers Ode an einen „Granatapfel, der in Berlin gewachsen war", zu betrachten, der Gegenstand, Ort und Zeit hat doch absolut nichts mit dem Altertume zu thun, und doch ist fast jedes Wort und Bild eine Anlehnung oder Anspielung an ein antikes Muster.[23]) Die Lyrik tändelte in anakreontischen Gedichten und die Idylle lehnte sich direkt an die Alten an, indem sie, mit der Gegenwart unzufrieden, in ihrem Arkadien das εἰδύλλιον eines Landes schuf, in dem Götter und Göttinnen, Schäfer und Schäferinnen sich ihres Daseins freuten. Von der Antike selbst und ihren vorzüglichsten Mustern hatte man sich so allmählich ganz entfernt, die Namen und Gestalten waren mit der Zeit zu Schemen, zu hergebrachten typischen Begriffen versteinert. Höchstens daß noch die Römer, unter ihnen besonders Horaz, direkten Einfluß auszuüben vermochten. Dem Ganzen haftete der Stempel der Nachahmung an, die Originalität, das eigentlich schöpferische Element fehlte. „Die Litteratur der neueren Zeiten," klagt Herder in den Fragmenten,[24]) „hat sich im Innern so sehr nach einer Lateinischen Form gebildet: daß, wenn wir, auch in Deutschland, auf einige Augenblicke als Fremde einer andern Zeit und Denkart sehen wollen, wir diese Römische Gestalt nicht verkennen können."

Noch schärfer läßt sich Herder an einer anderen Stelle aus, er fühlte, daß der Genius der deutschen Sprache ein anderer sei, als der der römischen; im Satzbau z. B. zeige sich die Lust der Römer zu verknüpfen. „Da nun die Deutsche Sprache hierinn nie die Lateinische erreichen kann: warum entsagt sie denn ihrer eignen Freiheit, um in Römischen Fesseln sich Periodisch im Triumph aufführen zu lassen?"[25])

Erst durch den Verkehr mit den Griechen brachten die Großen sich selbst auf eine andere Basis und dadurch neues Blut in den Gesamtorganismus unserer Literatur. Herder bedauert es, daß fast nur noch Schulmeister griechisch trieben, und

[23]) Vgl. dazu Herder, Suphan 1, 453 ff.
[24]) Suphan 1, 362.
[25]) Suphan 1, 509.

in den Literaturbriefen heißt es: „Man sollte wirklich alle Gelegenheit ergreifen, bei unsrer Nation die fast verloschene Liebe zur Griechischen Sprache, deren Schriftsteller die reinsten Quellen des Geschmacks sind, in etwas wieder anzufachen." [26]) Der Prozeß ging natürlich nur langsam vor sich. Lessing, Winckelmann und Herder sind die Bannerträger in diesem Kampfe. Lessing kämpfte gegen das französische Theater mit Waffen, die er in der Schule der Griechen geschmiedet, mit seinem Laokoon fußte er auf den Alten; Winckelmann wies auf archäologischem und kunstgeschichtlichem Gebiete neue Wege, und Herder endlich wurde im eigentlichen Sinne durch Tat und Anregung Befreier von den alten und Prophet neuer Ideen. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts begann dieser Kampf und gegen die Jahrhundertwende war er zu Gunsten des Klassizismus entschieden, oder richtiger gesagt, hatte der griechische Geist gesiegt. Bis ins Kleinste übte er nun seinen Einfluß aus, überall drangen seine Ideen durch. Die Zeit war vom Rokoko zum Empire geschritten, von verschnörkelten und verknüpften zu einfachen, wesentlich durch das Griechische beeinflußten Formen. Hand in Hand ging hiermit die literarische Revolution, die man mit dem Namen Sturm und Drang, oder positiver ausgedrückt, Geniewesen zu bezeichnen pflegt.

Das war die geistige Atmosphäre in der entscheidenden Werdezeit Goethes. Derselbe Prozeß, der sich, wie wir gesehen haben, im ganzen Leben seiner Zeit vollzog, ging auch in unserem Dichter vor sich. Auch er war herangewachsen in Abhängigkeit von lateinisch-französischen Vorbildern, die Werke der Leipziger Epoche tragen noch ganz und gar den Stempel dieser Abhängigkeit von fremden Mustern; nur langsam reift er heran zu einer tieferen Auffassung des Altertums, und auch bei ihm ist diese hervorgerufen durch die Bekanntschaft mit den Originalen der griechischen Schriftsteller.

Gewiß hat Goethe sich in Leipzig besonders mit Lessing und mit Winckelmann beschäftigt, die ihn ja direkt nach Griechenland führten. Wir merken aber an den Werken aus dieser Zeit nirgends einen Hauch des griechischen Geistes; es ging ihm mit ihnen wie mit Shakespeare, den er auch schon in Leipzig und nicht

[26]) Vgl. dazu Herder, Suphan 1, 293.

bloß in der Weißeschen Übersetzung kennen gelernt hatte. Die Zeit für sie war noch nicht gekommen, auch für eine genauere Kenntnis der Antike, besonders der Griechen, war der Leipziger Student noch nicht reif. Woran lag das? Wie war es überhaupt um die Kenntnis des Griechischen beim jungen Goethe bestellt?

Ich habe mir die Beantwortung dieser Frage bis hierher vorbehalten, in der Mitte des Weges wollen wir, zunächst zurückgreifend, ihr näher treten. Schon als Knabe hatte sich Goethe mit dem Griechischen beschäftigt, in den labores juveniles begegnen wir schon griechisch abgefaßter oder vielmehr ins Griechische übersetzter Morgenwünsche für den Vater. Aus den wenigen griechischen Brocken, die uns in dem Schulhefte überliefert sind, und aus der Art und der Anzahl der häufiger wiederkehrenden Fehler läßt sich schon schließen, daß die griechischen Arbeiten in gar keinem Verhältnis zu den lateinischen standen. In dem Siebensprachenroman, von dem in Dichtung und Wahrheit erzählt wird, begnügt sich darum auch der Theologie studierende Bruder mit einem seinem lateinischen Berichte hie und da bescheiden angehängten griechischen Postskriptum. Wir glauben den Ausführungen in Dichtung und Wahrheit gern, wenn für den Knaben keine größeren Kenntnisse in Anspruch genommen werden, als sie etwa zum Verständnisse des neuen Testamentes nötig sind und das steht auch vollkommen im Einklange mit dem, was wir sonst aus dem Schulbetriebe der damaligen Zeit wissen.[27])

Nach einem Fragmente zum 6. Buche von Dichtung und Wahrheit will der junge Goethe, kurz vor seiner Übersiedelung nach Leipzig, seinem Hofmeister zur Begründung seiner philosophischen Ansichten Stellen aus dem Plotin übersetzt haben. Der Hofmeister wollte jedoch entweder auch in der deutschen Wiedergabe die Plotinsche Stelle nicht verstehen, oder behauptete, wenn die Stelle an sich verständlich war, daß sie im Grundtexte nicht so lautete. „Da nun weder er noch ich ein großer Grieche war," bemerkt Goethe einlenkend, „mußte zum Lateinischen die Zuflucht genommen werden."

In der Leipziger Zeit werden die griechischen Kenntnisse unseres Dichters auch nicht allzusehr zugenommen haben; auch

[27]) Justi, Winckelmann[2] S. 39.

wieder in einem Schema zum 6. Buche von Dichtung und Wahrheit [28]) heißt es: „Griechische Sprache. Verwirrung wegen der Aussprache. Bekanntschaft mit einem Neugriechen. Annahme des neuen Dialects. Umlernen der Worte, die man sich anders eingeprägt. Verwirrung und Unmuth deshalb. Zweytes Hinderniß: Widerstreit der Quantität und der Accente.“ Die Bekanntschaft mit einem Neugriechen konnte ja leicht auf der Leipziger Messe gemacht werden; der Entschluß, so ohne weiteres die neugriechischen sprachlichen Verhältnisse an Stelle der alten zu setzen, zeugt doch, abgesehen von dem Mangel historischen Sinnes, gewiß von keiner allzu großen Kenntnis des altgriechischen.

Durch den bereits erwähnten Tausch erwarb sich der Leipziger Student auch eine Anzahl griechischer Bücher; ob sie viel gelesen wurden, ist billig zu bezweifeln, weder in den Briefen noch in den Werken der damaligen Zeit ist eine erwähnenswerte Spur eines solchen Studiums zu verzeichnen. Nur auf eine Stelle möchte ich noch eingehen: Fast nebensächlich wird einmal das Griechische erwähnt, aber in einem etwas zweifelhaften Zusammenhange. „Warrlich, die Stelle von sittsam seyn und nie geküßt haben, das ist griechisch für mich,“ heißt es in einem Briefe an Behrisch, [29]) vom 16. Oktober 1767. Man wäre versucht, die Wertung des Griechischen ungefähr gleich böhmischen Dörfern einer sprichwörtlichen Redensart zu gute zu halten, wenn nicht eine eher anzunehmende Selbsterkenntnis den Schluß auf eine höchst mangelhafte Kenntnis des Griechischen in dieser Zeit näher legte. Die Alten lagen noch immer „wie ferne blaue Berge, deutlich in ihren Umrissen, aber unkenntlich in ihren Teilen und inneren Beziehungen am Horizonte seiner Wünsche“.

Eigentlicher Lehrling der Griechen wurde Goethe erst im Verkehr mit Herder, der es verstand, die Antike ihm unter ganz neuen Gesichtspunkten darzustellen. Mit einemmale folgt nun dem Gebundensein die Freiheit. Muster werden zwar auch noch anerkannt, aber sie werden nicht mehr einfach nachgeahmt, jetzt kommt es mehr auf ein Absehen, wie sie es gemacht haben an, erstrebt wird ein Aufgehen in den Geist, aus dem heraus dann die eignen Werke entstehen.

[28]) W. 27, 379.
[29]) Br. 1, 119.

Wir sind damit in die Straßburger Periode Goethes eingetreten.

Das Studium des Griechischen wird eifrig betrieben, so schreibt er an Salzmann: „Doch lern ich schön griechisch; denn daß Sies wissen, ich habe in der Zeit daß ich hier bin meine griechische Weisheit so vermehrt, daß ich fast den Homer ohne Übersetzung lese.“ Ohne sich auch jetzt noch weiter mit der Grammatik oder sonstigen vorbereitenden Übungen aufzuhalten, nimmt er den Homer vor und liest ihn nach dem folgenden Rezept, das er zwar erst einige Jahre später für einen andern niedergeschrieben, aber sicher schon an sich erprobt hatte.[31])

„So du einen Homer hast ist's gut, hast du keinen kauffe Dir den Ernestischen, da die Clärckische wörtliche Übersezzung beygefügt ist; sodann verschaffe dir Schaufelbergs Clavem Homericam, und ein Spiel weisse Karten. Hast du dies beysammen, so fang an zu lesen die Ilias, achte nicht auf Accente, sondern lies wie die Melodey des Hexameters dahinfliest und es dir schön klinge in der Seele. Verstehst Du's; so ist alles gethan, so Du's aber nicht verstehst, sieh die Übersezzung an, lies die Übersezzung, und das Original, und das Original, und die Übersezzung, etwa ein zwanzig dreissig Verse, biss dir ein Licht aufgeht über Construction, die im Homer reinste Bilderstellung ist. Sodann ergreife deinen Clavem wo du wirst Zeile vor Zeile analisirt finden. Das Praesens und den Nominativum, schreibe sodann auf die Karten, steck sie in dein Souvenir, und lerne dran zu Hause und auf dem Feld, wie einer beten mögt, dem das Herz ganz nach Gott hing. Und so immer ein dreissig Verse nach dem andern, und hast du zwey drey Bücher so durchgearbeitet, verspreche ich dir, stehst du frisch und franck vor Deinem Homer, und verstehst ihn ohne Übersezzung, Schaufelberg und Karten.“

Auf diese Weise hatte sich Goethe allmählich so in Homer eingelesen, daß er behaupten konnte, Homer sei der leichteste griechische Autor, den man nur aus sich selbst verstehen lernen müsse. — Bezeichnend für das Verständnis, das er ihm von vornherein entgegenbrachte, ist die ohne Frage richtige Bemerkung von der parataktischen Satzstellung im Griechischen,

[30]) Br. 1, 258 (Juni 1771 aus Sesenheim).
[31]) Br. 2, 205.

denn die meint er, wenn er die homerischen Konstruktionen als Bilderstellung bezeichnet. Dem durch die Schule des Latein gegangenen Juristen mit der Bevorzugung eines die Satzteile mehr unterordnenden Verfahrens mußte dieses Nebeneinander der Satzteile als ungleich plastischer angenehm auffallen.

Wie auch Hamann[32]) spürte er dem Geist der Alten nach, auch ihm war mehr an dem Genie als an der Grammatik der griechischen Sprache gelegen. Unter der Grammatik konnte er ja nur tote Regeln verstehen, die zu beleben und als Ausdruck des Ganzen zu begreifen ihm wie seiner Zeit die nötige sprachliche Ausbildung fehlte. Er ließ sie darum auch jetzt wieder liegen. „Hättest du mehr gefühlt als gemessen," wirft er dem französischen Nachahmer des Griechischen vor, soll heißen, hättest du dich mehr in den Geist, aus dem die großen Stücke geboren wurden, versetzt, statt an den mächtigen Resten Verhältnisse zu betteln, so würdest du deinem Muster näher gekommen sein. Ebenso wollte auch er mehr den gesamten Eindruck der Antike in Form und Inhalt auf sich wirken lassen und fühlend nachempfinden, statt einzelne Teile in grammatischer oder gar metrischer Hinsicht zu analysieren. Von solcher kritischer, zerlegender Tätigkeit, die ja auch einen Einblick in das Wesen des Ganzen geben kann, wollte er seiner Anlage nach nichts wissen, seine gestaltende Phantasie schlug einen andern Weg ein. Wie der nur um einige Jahre ältere Goethe im Stengelglase die ganze Welt sah, so richtete er auch im geistigen Leben seinen Blick auf das Ganze. Daß hierbei seiner künstlerischen Phantasie manchmal die Hauptaufgabe zufiel und er bei den doch immerhin nicht tiefergehenden Detailstudien den Boden unter den Füßen verlieren mußte, fiel natürlich seinem Freund und Lehrer, dem streng humanistisch geschulten und ungemein historisch denkenden Herder auf und forderte seinen Spott heraus. Herder ließ nun auch die Überlegenheit, die ihm vorgeschritteneres Alter und tiefer begründetes Wissen vor seinem jungen Freunde gaben, öfters fühlen. Schon die schönen Klassikerbände, die auf Goethes Büchergestellen prangten, waren ihm aufgefallen, mehr noch die bald bemerkte Tatsache, daß sein Besitzer sie nicht allzuviel benutzte.

[32]) Hellenistische Briefe. Hamanns Schriften herausgegeben von Roth, II, 213.

Darauf bezieht sich jener Spottvers Herders, den Goethe sehr übel nahm, weniger wegen der richtigen Beobachtung als wegen der Verunglimpfung seines Namens:

„Wenn des Brutus Briefe dir sind in Ciceros Briefen
Dir, den die Tröster der Schulen von wohlgehobelten Brettern
Prachtgerüstete, trösten, doch mehr von außen als innen,
Der von Göttern du stammst, von Goten oder vom Kote,
Goethe sende sie mir."

Auch Goethes intuitiv erfassende Weise des Aneignens war Herder aufgefallen. „Es ist so alles Blick bei euch," hatte er ihm oftmals vorgeworfen, ein andermal findet er, daß alle homerischen Helden bei ihm schön groß und frei ratende Störche geworden seien.[33]) Bei Lichte besehen verwandelt sich dieser Tadel Herders in ein Lob. Goethe lebte eben in seinen Gestalten und seine Gestalten in ihm, es waren, wie gesagt, weniger philologische oder archäologische Interessen, die ihm Homer näher brachten, vielmehr zog der Dichter den Dichter an, die Art und Weise, wie Homer seinen Gestalten Leben verlieh, und die Natürlichkeit ihres Lebens war ihm kongenial. Das war der „geheime Attraktionspunkt", der wahlverwandte Zug in beiden. Homer war ihm gleichbedeutend mit Natur. Aus diesem Gesichtspunkte heraus erklärt es sich auch, wie Goethe zur selben Zeit, wo er für Homer, den Repräsentanten griechischen Wesens schwärmt, auch begeistert das Lob des germanischen Dichters Shakespeare singen konnte. „Nichts so Natur wie Shakespeares Menschen", heißt es im Hymnus auf den großen Briten, nichts so sehr Natur wie Homers Gestalten, den Tenor kann man aus vielen Aussprüchen über Homer heraushören. So z. B. in einer Rezension der Frankfurter gelehrten Anzeigen,[34]) wo der Vorschlag gemacht wird, alle Akteurs und Aktrizen in einer eigenen Schule anzuweisen, die Natur und Homer und die Griechen und Shakespeare zu studieren; hier spricht aus den Worten, mag man es nun für fraglich halten, ob sie wirklich von Goethen geschrieben sind oder nicht, doch sicher Goethesche Anschauung. „Wer die Alten ohne Natur zu kennen, studiert, liest Noten ohne Text," hatte schon Hamann[35]) viel früher gesagt, und auch

[33]) Herder an Merck, K. Wagner, Briefe an J. H. Merck &c. 1835. S. 44.
[34]) W. 38, 344/5.
[35]) Hellenistische Briefe. Hamanns Schriften herausgegeben von Roth, II, 221.

für den jungen Goethe war die Natur der höhere einheitliche Gesichtspunkt, unter dem er die beiden Vertreter verschiedener Kulturepochen betrachtete und bewunderte.

Homer und Shakespeare, eine Zusammenstellung, die sich allerdings nur in der Seele des jungen Goethe vertrug, wenigstens insofern vertrug, als sie nicht als sich ausschließende Gegensätze empfunden wurden. Eine genaue Definition dessen, was ihm das Griechische war und was es in ihm erregte, bekennt er damals selbst nicht geben zu können,[36]) und beruft sich der Kürze halber auf Homer und Sophokles und Theokrit, die es ihn fühlen gelehrt; die „innere Empfindung bildete den Charakter der Wahrheit", wie Winkelmann sagt.[37])

Im Verlauf seiner späteren Entwickelung hoben sich die jetzt noch verschwommenen Konturen beider Vertreter verschiedener Kulturen immer deutlicher gegen einander ab, durch tieferes Studium beider wurde diese romantische Betrachtungsweise überwunden. Durch ein Stadium hindurch, das die Gestalten der antiken Welt mit ihrer hohen Reinheit und Ruhe im schroffsten Gegensatze empfand zu den Gestalten des nordischen Geistes, blieb ihre Verschmelzung auf erweiterter Basis erst dem reifen Goethe vorbehalten. Was der junge Himmelsstürmer ahnend empfand, ging dem auf der Höhe universalen Wissens stehenden alten Dichter in schönste Erfüllung.

Wie sehr der junge Goethe sich auch sonst noch mit Schriftstellern aus der griechisch-römischen Welt beschäftigte, zeigt ein Blick auf die Straßburger Ephemeriden, diesen tagebuchartigen Aufzeichnungen, die angefüllt sind mit Exzerpten aus allen möglichen Schriftstellern, von denen uns hier natürlich nur die Griechen, Alt- und Neulateiner interessieren.

Neben den Büchern redete auch die Umgebung Straßburgs eine deutlich an das klassische Altertum erinnernde Sprache. Bei größeren und kleineren Ausflügen in die Umgebung konnte sich der Wanderer das Rheintal als römische Besitzung vergegenwärtigen und sich manchen Traum der Vorzeit wachend ausmalen.[38]) Ebenso bot ihm eine Reise nach Lothringen

[36]) Zum Shäkespears Tag. W. 37, 131.

[37]) Gedanken über die Nachahmung der griechischen Werke &c. Sämtliche Werke. Herausbegeben von Eiselein 1825, Band 1, S. 15.

[38]) Dichtung u. Wahrheit, B. 11, W. 28, 48.

mancherlei Anregung. In Niederbrunn bei den von den Römern angelegten Bädern umwehte ihn der Geist des Altertums, dessen ehrwürdige Trümmer in Resten von Basreliefs und Inschriften, Säulenknäufen und -Schäften aus Bauernhöfen zwischen wirtschaftlichem Wust und Geräte gar wundersam entgegenleuchteten.[39]) Das Gedicht „der Wanderer" verdankt den Anregungen dieser Umgebung seine Entstehung. Den Dichter mußte es reizen, den Gegensatz zwischen dem ewig keimenden und sprießenden Leben der Natur und den Trümmern einer längst entschwundenen Periode menschlicher Geschichte darzustellen.

Aber merkwürdig, zur selben Zeit, wo er für Säulen und Kapitäle der antiken Architektur schwärmt, steht er begeistert vor dem Straßburger Münster und das Geheimnis deutschen Wesens offenbart sich dem trunkenen Blick! Auch hier derselbe Parallelismus wie er sich bei Homer und Shakespeare gezeigt hat, in bezug auf antike und gotische Baukunst!

Wir verlassen mit dem zum Abschlusse seiner juristischen Studien gekommenen Dichter Straßburg und begleiten ihn noch in das auf der Heimreise besuchte Antikenkabinet zu Mannheim. Wir erinnern uns dabei des Besuches, den der Leipziger Student der Dresdener Gemäldegalerie abgestattet hatte. Um die antiken Skulpturen, die noch in den Pavillons im großen Garten untergebracht waren, kümmerte er sich damals nicht, lehnte es sogar ab, sie zu sehen.[40]) Ihn zog es zu den Niederländern, der Ösersche Klassizismus hatte ihn in den von Haus aus empfangenen Eindrücken doch nur zu stärken vermocht. Ganz anders stand jetzt in Mannheim unser Dichter den Nachbildungen der Meisterwerke antiker Plastik gegenüber. Durch das Studium Homers besonders war ihm das Verständnis für sie aufgegangen, und das Wort Winckelmann-Ösers, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, fand jetzt erst die richtige Resonanz.

Wenn Goethe in Dichtung und Wahrheit [41]) sagt, daß seine Vorliebe für die gotische Baukunst beim Anblick der so ungeheuren als eleganten Akanthblätter etwas zu wanken anfing, so will

[39]) D. u. W. B. 8. W. 27, 339.
[40]) D. u. W. B. 8. W. 27, 174.
[41]) D. u. W. B. 11. W. 28, 87.

mir das fast als eine Zugabe des alten Dichters erscheinen, dem sich beide Richtungen strenger schieden, weil er sie tiefer zu fassen vermochte, wie der Straßburger Schwärmer.

„Im Frühjahr kam hier ein gewisser Goethe aus Franckfurt, seiner Handthierung nach Dr. Juris, 23 Jahr alt, einziger Sohn eines sehr reichen Vaters, um sich hier — dieß war seines Vaters Absicht — in Praxi umzusehen, der seinigen nach aber, den Homer, Pindar etc. zu studieren."

So lautet das Fragment eines Briefentwurfes Kestners aus dem Anfange seiner Bekanntschaft mit Goethe. Und in der Tat hat sich der Kammergerichtspraktikant mehr mit Homer und sich als mit seiner Praxis beschäftigt. Die Stellen im Werther können sehr gut als ausschließliche Selbstbekenntnisse des Dichters aufgefaßt werden. Der Wettstein'sche Homer, zwei Büchelchen in Duodez, den Albert Werthern zum Geburtstage schenkt, ist ihm willkommen, weil er nun die Ernestische Ausgabe nicht mit sich auf den Spaziergängen herumzuschleppen braucht.[42]) Homer nennt er zusammen mit den beigelegten blaßroten Schleifen, die Lotte vor hatte, als sie sich kennen lernten, und um die er schon wiederholt aber stets ohne Erfolg gebeten hatte. Höher konnte der Liebende nichts auszeichnen und umgekehrt können wir aus dieser Zusammenstellung schließen, wie hoch der Verfasser des Werther den Homer schätzte. Morgens früh zog der junge Werther mit dem Sonnenaufgange nach Wahlheim, pflückte sich im Wirtsgarten Erbsen, bereitete sie sich zu und las inzwischen in seinem Homer; die Züge patriarchalischer Einfachheit, die aus der Szene zwischen Penelope und ihren Freiern sprach, füllten ihn mit einer stillen wahren Empfindung aus, so daß er sie „ohne Affektation in seine Lebensart verweben" konnte. „Ich brauche Wiegengesang, und den habe ich in seiner Fülle gefunden in meinem Homer";[43]) zu Homer flüchtete er, wenn er sein überschäumendes Innere beruhigen wollte, und als Werther den Verdruß in der adligen Gesellschaft erfahren hatte, ging er hinaus, um in seinen Homer beim Sonnenuntergang sich an der einfachen Art der Alten zu erbauen, die so recht das Widerspiel gegen die Härten seiner Zeit bildete.

[42]) W. 19, 78.
[43]) W. 19, 10.

Dieses gefühlsmäßige Einleben in seinen Autor war ihm die rechte Art, seinen Dichter zu verstehen. Im Wetzlar Werthers war auch ein eben von der Akademie gekommener junger Mann, der sich allerhand auf seine Kenntnisse zu gute tat. Da er hörte, daß Werther viel zeichnete und Griechisch verstand, „zwei Meteoren im Lande", suchte er Anschluß an ihn und kramte viel Wissens aus, „von Batteux bis zu Wood, von De Piles zu Winckelmann". Köstlich ist die Ironie, mit der Werther ihn behandelt, als er erfuhr, daß sein junger Freund Sulzers Theorie den ersten Teil ganz durchgelesen habe, und sogar ein Manuskript von Heynen über das Studium der Antike besitze. Von alledem gelehrten Handwerkszeug wollte Werther nichts wissen und trotzdem glaubte er etwas mehr von der wahren Kenntnis Homers und der Antike in sich aufgenommen zu haben durch die Erläuterung, die ihm Homer selbst und sein großer Meister, die Natur gab. Er mochte auf den Durchschnittsstudenten, der fleißig seinen Studien nachgegangen war, vielleicht mit demselben Gefühle herabsehen, mit dem ein Dichter von Gottes Gnaden etwa den Metriker und sein Treiben betrachtet.

Homer verschwindet von nun ab nicht mehr aus dem Gesichtskreise Goethes. Nach Frankfurt zurückgekehrt, bildet er seine gewöhnliche Lieblingslektüre. Er übersetzt seinen Freundinnen und besonders seiner Schwester Stellen, an denen sie Anteil nehmen konnten, teilweise unter freier Behandlung der Übersetzung.[44]) Als er Lavater nach Wiesbaden begleitet hatte, erzählt er ihm am Abend nach dem Essen noch den ganzen Inhalt der Iliade und las ihm aus der lateinischen Übersetzung einige Stellen vor.[45]) Auch für die physiognomischen Fragmente lieferte Goethe einen Beitrag im Anschluß an eine Büste, die im Gipsabguß vor ihm stand: „Homer nach einem in Konstantinopel gefundenen Bruchstück."[46])

„Seit ich nichts von Euch gehört habe, sind die Griechen mein einzig Studium. Zuerst schränkt' ich mich auf den Homer ein, dann um den Sokrates forscht' ich in Xenophon und Plato. Da gingen mir die Augen über meine Unwürdigkeit erst auf,

[44]) D. u. W., B. 12. W. 28, 168.

[45]) Lavater, Tagebuch seiner Reise ꝛc. 1774. Mitteilungen der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Bd. 9 (1894—1902), S. 92.

[46]) W. 37, 339 f.

gerieth an Theokrit und Anakreon, zuletzt zog mich was an Pindarn, wo ich noch hänge." So schreibt Goethe an Herder aus Wetzlar Mitte Juli 1772.[47]) Die Lektüre Theokrits und Anakreons hat meines Wissens keine nennenswerten Spuren im jungen Goethe hinterlassen. Die Erwähnung in Wanderers Sturmlied und die Möglichkeit der Mitwirkung an der Rezension der Idyllen aus dem Griechischen des Theokritus in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen[48]) will nicht viel sagen. Platon und Xenophon wollen wir später im Zusammenhange mit den philosophischen Studien behandeln. Fragen wir uns zunächst was war Pindar dem jungen Goethe?

Daß sich Goethe sobald an Pindar wagte, wird vielleicht auf den ersten Augenblick befremdend erscheinen, Hamann hat jedoch auch sein griechisches Studium mit Homer und Pindar begonnen.[49]) Er hielt die Ode für die primärste Form der Dichtkunst,[50]) Herder nahm den Gedanken auf und behandelte in den Fragmenten Pindar und die Dithyrambensänger. Im Anschluß an Herder und ganz in seinem Banne liest der junge Goethe Pindar. In demselben Briefe, der diese Lektüre in so deutlichem Lichte zeigt, steht auch die Mitteilung, daß er die Fragmente, über deren Inhalt gewiß im persönlichen Verkehre bereits vielfach gesprochen sein wird, zum erstenmale gelesen habe.

Was war es nun, das Goethe so mächtig zu Pindar zog? „Was Thätiges an mir ist, lebt auf, da ich edel fühle und Zweck kenne", heißt es in dem mehrfach erwähnten Briefe Goethes an Herder, unter Berufung auf eine Stelle in der zweiten olympischen Siegeshymne Pindars:

> Meister ist, wer viel weiß von Natur,
> Doch Lernvolk ist vorlaut und hebt
> Aus schreilustigem Hals gleich Raben
> Leeres Getön entgegen Zeus' heiligem Vogel. —
> Angeborene Großheit gibt herrliche Thatkraft.
> Wer am gelernten hängt, der dämmernde Mann,
> Irrt unsicheren Tritts immer hin und her an unzähligen
> Tugendreizungen kostet er blos erfolglos herum."[51])

[47]) Br. 2, 16.
[48]) W. 38, 395.
[49]) Hellenistische Briefe a. a. O. II, 215.
[50]) Ebenda III, 333.
[51]) Nach Düntzer und F. G. Herder, Aus Herders Nachlaß, I, 38.

Diese Worte sind ihm wie Schwerter durch die Brust gegangen. Er sah ein, wie er überall herumspaziert war, überall nur dreingeguckt und nirgends zugegriffen habe. Dreingreifen, packen, ist das Wesen jeder Meisterschaft. Über den Worten Pindars ἐπικρατεῖν δύνασθαι war ihm der Grund seines spechtischen Wesens aufgegangen. „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue Pferde wild, unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen — das ist Meisterschaft, ἐπικρατειν Virtuosität." Und mit einer leichten Variation kann man das Bild auf die dichterische Tätigkeit anwenden: wenn du die Gedanken, die wild in deiner Phantasie entstehen, mit Kraft zusammenzwingst, die allzukühnen mäßigst, die zögernden antreibst, daß sie durch deine Meisterschaft gebändigt im Dienste deiner Idee zum Ganzen wirken, so giebts ein gut Conzert, so wirst du etwas Tüchtiges schaffen. Diese Tüchtigkeit zog ihn bei dem aristokratischen Sänger an, der junge Dichter, der in sich selber die Kraft zu eigener Größe fühlte, lernte die Beherrschung in des Wortes bester Bedeutung seinem Vorbilde ab.

Und nun auch gleich frisch ans Werk. Wenn es im 31. Briefe, die neueste Literatur betreffend,[57]) geheißen hatte, daß es unendlich leichter sei, über den ganzen Pindar einen gelehrten Kommentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen, so gab Goethe in der Übersetzung der fünften olympischen Ode eine Probe seines Könnens.[58]) Mehr noch als diese Übersetzung zeigt der im Geiste Pindars gedichtete und unter dem Namen „Wanderers Sturmlied" bekannte Dithyrambus diesen Einfluß. Auch hier ist es kein Zufall, daß Goethe in pindarischem Schwung und Gewand Gedanken zum Ausdruck brachte, die das innerste Treiben des Genius,

---

[57]) II. Teil, 1759, S. 212. Vom 5. April 1759.

[58]) Über die Vorgänger Goethes im Pindarübersetzen vgl. Fr. Gedike, Pindars olympische Siegeshymnen, Berlin und Leipzig 1777 in der Vorrede. Auch Schönborn hat die 9. pythische Ode Pindars übersetzt. Vgl. Gerstenberg, Ueber Merkwürdigkeiten der Literatur. Der Fortsetzung erstes Stück Hamburg und Bremen 1770, S. 137—152.

sein machtvolles Überschäumen, sowie den Zweifel, aber auch das feste Vertrauen auf ihn, uns enthüllen.

Über den antiken Gehalt des Prometheus ist nicht viel zu sagen, wie im einzelnen Stil und Wortbildung unverkennbar das Gepräge griechischen Wesens trägt, man also keiner langen Einkehr in antiker Sage und Dichtung bedarf, so bestätigt auch das Ganze das spätere Goethesche Wort, daß er sich das Titanengewand nach seinem Wuchse zugeschnitten habe. Aeschylos'[54]) gefangenen Prometheus wird Goethe wohl gekannt haben, obgleich mir ein sicherer Hinweis dafür nicht erinnerlich ist, daneben fallen eine Masse moderner Rousseauscher, vielleicht auch Voltairescher Züge auf. Antik empfunden ist die Unterwerfung Zeus' unter das Schicksal, der Götterstürmer und Menschenbildner fand so recht den Widerhall im Geniewesen mit seinem Einreißen alter und dem Bilden neuer Formen.

Nur noch einige Worte über die Beschäftigung des jungen Goethe mit griechischen Prosaikern. Schon in Straßburg beschäftigte er sich um des Sokrates Willen mit Platon und Xenophon, in den Ephemeriden vergleicht er den Mendelssohnschen Phädon mit dem Platonischen,[55]) wobei er jede Abweichung Mendelssohns von dem Original anzeigt. Wenn er hier auch Plato nach J. B. Köhlers Übersetzung benutzt,[56]) so muß er doch daneben das Original herangezogen haben, denn der Brief an Herder aus dem Ende des Jahres 1771 schließt mit einem wörtlichen Zitate aus der Apologie.[57])

Von dem Plane eines Sokrates wissen wir weiter nichts als die Stelle im Briefe an Herder aus dem Jahre 1771: „Jetzo studir' ich Leben und Tod eines andern Helden und dialogisir's in meinem Gehirn. Noch ist's nur dunkle Ahndung. Den Sokrates, den philosophischen Heldengeist, die Eroberungswut aller Lügen und Laster, besonders derer, die keine scheinen wollen, oder vielmehr den göttlichen Beruf zum Lehrer der Menschen, die εξουσιαν des μετανοειτε, die Menge, die gafft, die wenigen, denen Ohren sind zu hören, das Pharisäische

[54]) E. Schmidt, Goethe-Jahrbuch XX, 9*.
[55]) W. 37, 102 ff.
[56]) W. 38, 232.
[57]) Br. 2, 13.

Philistertum der Meliten und Anyten, die Ursache nicht, die Verhältnisse nur der Gravitation und unendlicheu Übergewichts der Nichtswürdigkeit."

Läßt schon, die etwas wirre Aufzählung der Gedanken, die noch nicht gegen einander abgewogen sind, erraten, in welcher Weise der Plan des Ganzen etwa gedacht, oder richtiger, was der Gegenstand des Stückes, seine leitende Idee ungefähr sein sollte, so führt der Hinweis auf Hamann, dem die in Anführungsstrichen gegebenen Worte entnommen sind, uns schon etwas weiter. In seinen sokratischen Denkwürdigkeiten hatte Hamann, im Gegensatz zwischen Sokrates und seinen Gegnern sogleich den Gegensatz des „Sturmes und Dranges, des Genies gegen die Aufklärung erkannt." Das daimonion des Sokrates, daß es etwas gab, was nicht ohne Rest in der Vernunft der Aufklärer aufging, war der springende Punkt, der ihn zum Träger der von den Genies mit Eifer aufgegriffenen neuen Ideen machte. An ihm schieden sich beide; Homer und Shakespeare werden auch hier zum erstenmale nebeneinander genannt.[58]) Durch Herder vorbereitet auf Hamanns dunkles Wesen, ahnte er bald, daß hinter den dunklen, teilweise abstrusen Sätzen etwas mehr als alltägliche Ware stecke und mit genialem Blick erfaßte er den Punkt an dem sich beide berührten: Das Genie im Kampfe mit seiner Umgebung, wird das Thema, zu dem die von Pindar herrührenden Anregungen gewiß nicht wenig beigetragen haben. So ungefähr läßt sich vielleicht das Sokratesprojekt in einigen Grundlinien auffassen; zu einer Ausführung ist es leider nicht gekommen, für unseren Zweck können wir aber soviel wieder entnehmen, daß es große, in Goethe selbst schlummernde Ideen waren, die ihn den großen Griechen innerlich näher brachten, und so die Beschäftigung erklären.

Auch später muß sich der junge Goethe noch weiterhin mit antiker Philosophie beschäftigt haben. So klingen die Worte, die Franz an Adelheid im Götz richtet, doch ohne Frage an ein griechisches Vorbild an: „Lägen wir in einer uranfänglichen Nacht, ehe das Licht geboren ward! oh, ich würde an deinem Busen der ewigen Götter einer seyn, die in

[58]) Jacob Minor, J. G. Hamann in seiner Bedeutung für die Sturm- und Drangperiode, Frankfurt 1881, S. 29.

brütender Liebeswärme in sich selbst wohnten, und in einem Punkte die Keime von tausend Welten gebaren und die Glut der Seligkeit von tausend Welten auf einen Punkt fühlten.“ [59])

Noch deutlicher spricht der Einfluß griechischer Philosophie aus folgender Stelle des Satyros: [60])

„Vernehmt, wie im Unding
Alles durcheinander ging;
Im verschloß'nen Haß die Elemente tosend,
Und Kraft an Kräften widrig von sich stoßend,
Ohne Feinds-Band, ohne Freunds-Band
Ohne Zerstören, ohne Vermehren.
Wie im Unding das Urding erquoll,
Lichtsmacht durch die Nacht scholl,
Durchdrang die Tiefen der Wesen all,
Daß aufkeimte Begehrungs-Schwall
Und die Elemente sich erschlossen
Mit Hunger in einander ergossen,
Alldurchdringend, alldurchdrungen.
Wie sich Haß und Lieb gebar
Und das All nun ein Ganzes war,
Und das ganze klang
In lebend wirkendem Ebengesang,
Sich thäte Kraft in Kraft verzehren,
Sich thäte Kraft in Kraft vermehren,
Und auf und ab sich rollend ging
Das all und ein' und ewig' Ding
Immer verändert, immer beständig!“

Man braucht hier wohl nicht besonders auf griechischen Einfluß hinzuweisen, das ganze nimmt sich ja beinahe aus wie ein kurzer Überblick über die kosmische Theogonie der Griechen; das Chaos, νεῖκος und φιλία, Empedokles und die Sphärenmusik des Pythogoras sind doch unverkennbar.

Wenden wir uns nun noch zu einer kurzen Betrachtung des Verhältnisses des jungen Goethe zu römischen Autoren.

Horaz verschwand natürlich nicht aus dem Gesichtskreise, zur Bekräftigung dafür diene ein Hinweis. Je selbständiger Goethe wurde, um so größer wurden die Ansprüche, die er an sich und andere stellte. Die einfache Kenntnis der Mythologie und ihr Hinüberziehen in die eigenen Werke tat es nicht mehr. So schreibt er, als er bei den lyrischen Gedichten

[59]) D. j. G. 2, 184.
[60]) D. j. G. 3, 483.

Blums, die er in den Frankfurter Gelehrten Anzeigen[61]) bespricht, „er wisse fast nicht mehr, ob er wünschen solle, daß junge Dichter die Alten frühe lesen sollten". Diese Art der Nachahmung war dem durch die Griechen befreiten und zu einer höheren Stufe künstlerischen Schaffens gehobenen Dichter unangenehm aufgefallen; „jeder, der seinen Horaz kenne, müsse finden, daß Blum ganz in dessen Schlepptau fahre." — Daß das Kind den Terenz gelesen haben will, wissen wir aus Dichtung und Wahrheit,[62]) wie weit der Jüngling an den Lenz'schen Lustspielen nach dem Plautus, deren Mitautorschaft ihm von den Zeitgenossen fälschlich zugeschrieben wurde, beteiligt war, entzieht sich unserer näheren Kenntnis. Es läßt sich daher auch nicht sagen, welche Schuld ihm an der unser historisches Empfinden manchmal peinlich berührenden Modernisierung der Komödien beizumessen ist. Wenn Goethe in einem Briefe an Salzmann[63]) wünscht, daß der Autor an einigen Stellen dem Plautus wieder näher, bei anderen noch weiter von ihm abrücken möchte, so wäre man versucht dies auf einen Hauptmangel der Lenz'schen Bearbeitung zu beziehen. Lenz berücksichtigt nämlich gar nicht die ganz verschiedenen Zeitverhältnisse, indem er einfach die Stücke aus ihrem antiken Boden reißt, und sie in die Gegenwart versetzt. Daß das zu verschiedenen Härten führen mußte, ist ja klar, wenn z. B. der antike Sklave vollständig dem Dienstboten der neueren Zeit gleichgesetzt, verkauft und vertauscht wird. Doch gleichviel, ob es sich um solche Einzelheiten handelt, aus dem Ganzen geht ohne Frage hervor, daß sich Goethe in der Zeit zwischen dem Götz und Werther eingehender mit dem Plautus beschäftigte, und daß er ihn, wie das ja nicht anders zu erwarten ist, im Original gelesen hat.

Der Plan zum „Cäsar", mit dem sich schon der Straßburger Student befaßte, wird jetzt wieder aufgenommen, doch scheinen hierbei weniger direkte Anregungen aus antiken Quellenstudien geschöpft zu sein, mit Ausnahme natürlich derjenigen, die durch die Person des Helden und seine Geschichte gegeben

[61]) W. 37, 217.

[62]) B. 6. W. 27, 39/40.

[63]) Br. 2, 68 (6. März 1773). Vgl. dazu A. Stöber, der Aktuar Salzmann 1855, S. 54. Anm.

waren. Voltaire wird auch hier wieder, wie sonst so oft, zu berücksichtigen sein, darauf weist wenigstens eine Notiz in Lavaters Tagebuch vom 29. Juni 1774 hin, wo es heißt[64]): „Goethe viel von seinem Julius Caesar, — rezitierte ganze Stellen aus Voltaire." — Im ganzen genommen sind ohne Zweifel die Römer gegen die Griechen in den Schatten getreten. Noch zu Beginn der Straßburger Zeit hatte der junge Goethe mit seiner Vorliebe für Ovid Herdern gegenüber einen schweren Stand. Es ist bezeichnend für den noch in den Leipziger Anschauungen befangenen Dichter, dem ja diese Vorliebe entsprach, wie er seine Ansicht begründet.[65]) Für seine jugendliche Phantasie könne nichts erfreulicher sein, als in jenen herrlichen Gegenden mit Göttern und Halbgöttern zu verweilen. Das entspricht so ganz der anakreontischen Tändelei des Verfassers des Leipziger Liederbuches. Herder aber war anderer Ansicht, er fand keine Wahrheit in diesen Gedichten, hier sei weder Griechenland noch Italien, alles sei nur Nachahmung des schon dagewesenen und eine manierierte Darstellung, wie sie sich nur bei einem Überkultivierten erwarten lasse. Das war im Anfange der Straßburger Zeit. Goethe wird sich allmählich eben infolge eigener griechischer Studien der Herderschen Auffassung genähert haben, denn die kräftigen griechischen Gestalten traten nun immer mehr und mehr in seinem Gedankenleben in den Vordergrund.

Zu einer klaren Empfindung des Gegensatzes zwischen Griechen und Römern, bezw. zu einer Betrachtungsweise, die auf Grund vollständiger Beherrschung des Materials den einen gegen den andern ausspielt, scheint der junge Goethe noch nicht gekommen zu sein; dem alten Dichter schieden sich natürlich diese Gegensätze deutlich von einander; griechische Kultur und griechisches Wesen empfindet und wertet er als Ganzes und wägt es gegen römisches, germanisch-deutsches und hebräisch-alttestamentliches ab, ohne uns im Zweifel darüber zu lassen, um wie viel höher er das griechische Wesen setzt. Bezeichnend dafür sind die späteren Worte:[66]) „Traurig ist immer die Betrachtung, wie erst durch die Römer, nachher

[64]) A. a. O. S. 92.
[65]) D. u. W. B. 10. W. 27, 319 f.
[66]) Winckelmann, W. 46, 40.

durch das Eindrängen nordischer Völker, und die daraus entstandene Verwirrung das Menschengeschlecht in eine solche Lage gekommen, daß alle wahre reine Bildung in ihren Fortschritten für lange Zeit gehindert, ja beinahe für alle Zukunft unmöglich gemacht werden." Noch mehr spricht der Unmut aus einer Äußerung, die Böttiger[67]) überliefert hat:

„Beim erneuten Studium Homers empfinde ich erst ganz, welches unnennbare Unheil der jüdische Praß uns zugefügt hat. Hätten wir die Sodomitereien und ägyptisch-babylonischen Grillen (?) nie kennen lernen, und wäre Homer unsere Bibel geblieben, welch' eine ganz andere Gestalt würde die Menschheit dadurch gewonnen haben!" Dieser scharfe Ausspruch läßt sich gewiß durch andere, wo er der Bibel z. B. eine ganz andere Bedeutung für seine Entwickelung zugesteht, sehr korrigieren; um helleres Licht auf den jungen Goethe zu bekommen, war es notwendig, auf diese scharf ausgesprochenen Ansichten einmal hinzuweisen, um den Kontrast deutlicher hervorzuheben. Im jungen Goethe leben die Vertreter dieser verschiedenen Kulturen noch ganz ruhig nebeneinander. Greifen wir aus den Plänen des Dichters aufs geradewohl einige heraus, so wird die griechische Kultur durch Prometheus und die Odendichtung der Nachstraßburger Zeit vertreten, der ewige Jude zeigt uns den biblischen Hintergrund und im Faust kommt schließlich die deutsche Welt zum Worte. Aus ihren Sphären saugt die Sprache und Phantasie des Dichters ihre Nahrung. Biblische Bilder und Hans Sachsisch-volkstümliche Wendungen gehen manchmal ganz unabhängig vom jeweiligen Stoffe neben homerischen Typen einher, doch will es fast scheinen, als wollten um das Jahr 1773 die aus dem griechischen Altertum entlehnten Bilder überwiegen.

In die griechische Welt träumt er sich am liebsten um diese Zeit; in seinem Arbeitszimmer umgeben ihn Gipsabgüsse antiker Meisterwerke, ihrer gedenkt Lavater besonders noch in seinem Tagebuche,[68]) ja in Klingers leidendem Weibe[69]) hat sicher Goethes Mansardenzimmer vorgeschwebt, wo Franz, dem der junge Goethe ohne Frage manchen Zug geliehen,

[67]) Litterarische Zustände und Zeitgenossen, 1838. I, 49.
[68]) A. a. O. S. 89.
[69]) Akt 2 Szene 3. Leipzig 1775, S. 60.

Laokoon und Venus apostrophiert. In seine Sprache verweben sich unwillkürlich diese Eindrücke, wenn er z. B. an Kestner schreibt:[70] „Es grüsst euch meine Schwester, es grüsen euch meine Mädgen, es grüsen euch meine Götter. Namentlich der schöne Paris hier zur rechten, die goldene Venus dort und der Bote Merkurius, der Freude hat an den schnellen, und mir gestern unter die Füse band seine göttliche Solen die schönen, goldnen, die ihn tragen über das unfruchtbare Meer und die unendliche Erde, mit dem Hauche des Windes." Homerische Eindrücke sind hier unverkennbar wiedergegeben.[71]) Bis in die kleinsten Regungen des Sprachgebrauches läßt sich der belebende Einfluß der Antike beim jungen Goethe nachweisen, was natürlich im einzelnen hier nicht geschehen kann. Nur auf eines möchte ich zur Bekräftigung dieser Ansicht hier noch besonders hinweisen: Man lese einmal die Oden der Leipziger Zeit, z. B. an Behrisch, an Kuchenbäcker, Händel und Zachäriae durch, und wende sich dann zu den im Stile Pindars gehaltenen und von ihm beeinflußten Dithyramben der Zeit kurz nach Straßburg. Der Unterschied muß jedem in die Augen fallen, der neben dem Gesamteindruck, den er von den Gedichten als ganzen bekommt, auch die Einzelheiten, die den Unterschied herbeiführen, beachtet. Die größere Frische und Stärke in den Bildern der späteren Zeit fällt doch sofort in die Augen. Waren es in der Leipziger Zeit hergebrachte Bilder aus der landläufigen Anakreontik, höchstens unter Verwertung einiger horazischer Eindrücke, so tragen die Hymnen der späteren Zeit unverkennbar den Stempel der Ursprünglichkeit an der Stirne. Der Einfluß der Griechen hatte sich geltend gemacht, ihre Sprache, ihre Bilder hatten auf die Phantasie des jungen Goethe befruchtend eingewirkt, und es zeigt sich, wie es bei freien Lehrern der Fall zu sein pflegt, ihre Einwirkung nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in der Anregung zum eigenen selbständigen Schaffen. Frei und kräftig, in Wort und Bild im Griechischen schwelgend zieht der Gedankenfluß unseres Dichters jetzt an uns vorüber, und wie gesagt nur in ganz freier Weise an seine Vorbilder erinnernd.

[70]) Br. 2, 62/3 (5. Februar 1773).

[71]) Vergl. dazu Thalmayr, Goethe und das klassische Altertum. Leipzig 1897. S. 29.

An einem Beispiele läßt sich das Verhältnis des jungen Goethe zum klassischen Altertume am besten klarstellen: an dem Verhalten zu Wieland. Noch dem Leipziger Studenten war Wieland das Muster eines Dichters, dem er in seinen kühnsten Träumen kaum gleichzukommen hoffte, in der Musarion glaubte er die Antike neu und lebendig wiederzusehen, und höchst unangenehm berührte es ihn, wenn Professor Ernesti im Kolleg über Ciceros Orator so manches Tadelhafte in den die Jünglinge völlig einnehmenden Schriften Wielands aufzuzählen wußte.[72])

Und dann nimmt wenige Jahre später in einer seiner schärfsten Satiren mit der „Harlekinspeitsche", wie Hamann[73]) sagt, der Stürmer und Dränger den Hofrat und Prinzenhofmeister in Weimar in einer Weise mit, daß es mindestens auffallen muß, wie die anfängliche Verehrung so ganz in das Gegenteil umschlagen konnte. Woran hat das gelegen? Im Grunde eben an der verschiedenen Auffassung des klassischen, besonders griechischen Altertums. Vergegenwärtigen wir uns einmal die Lage: In seinem Singspiel „Alceste" hatte Wieland den von Euripides gegebenen Stoff in seiner Weise sich zurecht gelegt und diese Bearbeitung in sechs Briefen über das deutsche Singspiel Alceste[74]) im deutschen Merkur begründet. Denn mit Wielands Auffassung konnte der Goethe, der sich schon gewöhnt hatte, die Griechen mit eignen Augen anzusehen, ganz und gar nicht einverstanden sein, im Gegenteil forderte die ganze Behandlungsart Wielands, der im Grunde genommen die antiken Gestalten doch auch nur durch seine Augen sah, den Spott des jungen Goethe heraus. Eine persönliche Spitze ist dabei nicht zu verkennen. Wieland hatte seine Briefe über die Alceste an Jacobi gerichtet, auf die Jackerls war nun Goethe schon lange nicht gut zu sprechen, und so machte er in der Farce Götter, Helden und Wieland seinem Innern Luft. Wieland wird im Traum vor die Beteiligten zitiert, in der Gegenüberstellung der Alten mit dem Herausgeber des Merkur, der in der Nachtmütze erscheint und in seinen Reden eine klägliche Figur macht, hat sich der Humor und die

[72]) D. u. W. W. 27, 67.
[73]) An Herder, 14. Aug. 1775, a. a. O. 5, 158.
[74]) 1773. 1, 34 ff.

Fehdelust des jungen Goethe sichtlich ein wenig viel zugut getan. Recht und Unrecht wird auf beiden Seiten, wie das ja meistens der Fall ist, zu suchen sein; um uns nun zu unserm Zwecke das für uns in Betracht kommende herauszuholen — die ganze Satire ist ja voll von allerhand Anspielungen — wollen wir uns das Stück einmal wenigstens in seinen Hauptpunkten genauer ansehen. Vorauszuschicken ist vorerst, daß Goethe, als er sich mit Wieland auseinanderzusetzen anschickte, des Euripides Alkestis, wenn auch vielleicht mit Hülfe einer französischen Übersetzung, doch im Urtext gelesen haben muß. Morsch[75]) hat das wie mir scheint mit zwingenden Gründen, besonders auf Grund einer Stelle, die nur im griechischen Text und bei Goethe in gleichem Sinne steht, nachgewiesen.

Die Farce kann man in zwei Akte einteilen, einmal die Auseinandersetzung Wielands mit Euripides über die Behandlung Admets und der Alceste, wobei diese, die als Beteiligte doch auch ein Wort mitzureden haben, ihrem griechischen Dichter sekundieren, und dann in das Zwiegespräch Wielands mit Herkules, der über den Tugendbold, den Wieland aus ihm gemacht hat, nicht gerade sehr erbaut ist. Vorher geht noch ein kleines Geplänkel zwischen Wieland und Merkur, das aber bald mit einem mitleidigen Achselzucken seitens des Psychopompos abgebrochen wird.

Die Götter hatten den dem Tode verfallenen Admet Genesung zugesagt, wenn freiwillig ein anderer an seiner Stelle in den Hades gehen wollte. Aber niemand findet sich, selbst die alten Eltern des Königs, die schon am Grabesrande standen, wollten das Licht der Sonne nicht mit dem Schattenreiche vertauschen; da weiht sich Alkestis, die Gemahlin des Königs, dem Tode, um ihrem geliebten Gatten das Leben zu erhalten.

Wieland nahm Anstoß, nicht daran, daß Alkestis sich opferte, sondern daß Admet feig genug war, das Opfer anzunehmen, er läßt Admet gar nichts wissen von dem Vorhaben seiner Gattin, an seiner Stelle in den Orkus zu ziehen. Hier griff nun Goethe Wieland an. Er hatte, wie Morsch[76]) sagt, „durch seine, wenn auch sprungweise erworbene und un-

[75]) Goethe und die griechischen Bühnendichter. Progr. Berlin 1888. S. 5.

[76]) A. a. O. S. 7/8.

vollkommene Beschäftigung mit antiken Dichtern doch schon so viel vom Geiste des Altertums gefühlt", daß er hinsichtlich der Forderung der griechischen Weltanschauung ganz richtig sagte: „Ein junger ganz glücklicher, wohlbehaglicher Fürst, der von seinem Vater Reich und Erbe und Herde und Güter empfangen hatte, der sollte nicht ewig zu leben wünschen?" Und Morsch führt weiter aus, Goethe konnte mit Recht darüber spotten, wie in das Verhältnis eines griechischen Mannes und einer griechischen Frau — das der Frau doch eine untergeordnete Stellung anwies — die Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts hineingetragen wurde.

Nun tritt Herkules auf, der auch mit Wieland abzurechnen hat.

Als Alkestis gestorben war, erscheint bei Euripides Herakles; er war auf dem Wege eine der ihm befohlenen Taten auszuführen und bittet den König um Gastfreundschaft. Um nun den Freund nicht abweisen zu müssen — das Gebot der Gastfreundschaft war dem Griechen heilig — wendet und dreht sich Admet um eine direkte klare Auskunft, so daß Herakles meint, nur eine Sklavin wäre gestorben. Er geht in sein Fremdenzimmer und trinkt und singt, bis ein Sklave, in der Trauer um die Herrin ergriffen, dem Nichtsahnenden die Sache klarlegt. Um sein Unrecht wieder gut zu machen, ringt Herakles dem Gott der Unterwelt die Alkestis ab und bringt sie ihrem Gemahle wieder. Wieland konnte natürlich einen Halbgott, der sich betrinkt und der ein Flegel ist, „seiner Gottheit unbeschadet" nicht brauchen; in seinen Händen wird Herkules das Muster eines braven Menschen, schon die Worte, mit denen er sich einführt, sind bezeichnend:[77])

„O du, für die ich weiche Ruh
Und Amors süßem Schmerz entsage,
Du, deren Namen ich an meiner Stirne trage,
Für die ich alles thu,
Für die ich alles wage,
O Tugend!

Um der Tugend willen übernimmt er auch diesen Kampf mit der Unterwelt und befreit Alceste.

Bereits in dem lyrischen Drama: „Die Wahl des Herkules",

[77]) Wieland, Alceste 1773. S. 56.

das in usum delphini geschrieben und zum 17. Geburtstage des Herzogs aufgeführt worden war, hatte Wieland Herkules als Musterbild eines tugendhaften Helden hingestellt. Herkules hat die Wahl zwischen zwei Frauen, der Arete und Kakia, — Personifikationen der Tugend und des zum Laster führenden Genusses — natürlich entscheidet er sich, mit Rücksicht auf den Zweck, zu dem das Stück geschrieben war, für die Tugend.

Goethes Herkules hat das Wort „Tugend" überhaupt erst in der Unterwelt durch „ein paar alberne Kerls, die darüber keine Rechenschaft geben konnten", gehört. „Siehst du," sagt der Goethesche Herkules zu Wieland, „Euer Herkules ist ein unbärtiger Sylvio am Scheidewege, wären mir die Weiber begegnet, eine unter den Arm, eine unter den, alle beiden hätten mit fortgemußt."

An diesen Punkten zeigt sich deutlich die Verschiedenheit der Auffassung beider. War Wieland gezierter, manierlicher, so ließ Goethe seine Helden eben seine Sprache reden, und das war die naturwüchsige ursprüngliche Sprache des jungen Genies, der eben den Götz geschrieben hatte. Im Namen der Natur, des Realismus wandte sich Goethe gegen Wieland, der hingegen die Formen, die eine feinere und vielleicht auch verfeinerte Bildung gebot, beobachtete.

Unter diesen verschiedenen Gesichtspunkten haben beide natürlich die Gestalten des Altertums verschieden auffassen müssen.

Sehen wir nun auch zu, was Wieland an den Gestalten des Euripides in den Briefen über die Alceste auszusetzen hat:

Die Schilderung des Abschiedes, den Alkestis von der Lagerstätte nimmt, erscheint Wieland nicht passend für seine Gesellschaftskreise. Er stößt sich daran, daß Alkestis dem Gemahl das Versprechen abnimmt nicht wieder zu heiraten, wodurch ja beide in den Augen aller „schönen Seelen" verlieren müßten. Ferner verwirft er auch die Aussprache zwischen Vater und Sohn als komischen und unverständigen Zank. Dem Vater könne man es nicht verdenken, wenn er sich nicht für den Sohn opfern wollte, und außerdem wäre es im höchsten Grade ungebührlich, wenn der Sohn überhaupt darüber den Vater zur Rede zu stellen wage.

Es sind das alles Einwürfe, die sich gegen den Realismus des Euripides wandten. „Freilich ist alles, was Euripides



Lichtdruck: Kühl & Co., Frkft.

Jupiter und Merkur bei Philemon und Baucis
von Goudt nach Elsheimer gestochen.

sagt, Natur," führt er aus,[78] „aber glatte, rohe, ostadische Natur!" Die Schuld daran dürfe man nicht auf die Griechen, nicht auf die Einfalt ihres Zeitalters schieben. Aeschylus und Sophokles waren ja auch Griechen! Er schwärmte mehr für eine idealisierte Auffassung des Altertums, und diese mußte allerdings seinem ganzen Wesen nach etwas süßlich und mattherzig, wie Goethe sagt, ausfallen. So läßt er in den Grazien[79] „die Götter, deren Sitten uns Homer nicht immer so fein und poliert vorstellt, als man von Göttern billig erwarten sollte," sich durch den geheimen Einfluß der Charitinnen sehr ändern. Sie brachen nicht mehr in ein unermeßliches Gelächter aus, wenn Vulkan die Stelle des Mundschenken vertrat, und Jupiter drohte seiner Gemahlin nicht mehr, daß er ihr Schläge geben oder sie mit einem Amboß an jedem Fuß zwischen Himmel und Erde hängen wollte.

An diesen derben Bildern und Gestalten hatte nun der junge Goethe gerade Gefallen. Er stack noch selber so im Realismus drin, daß ihm diese Züge als die Hauptsache erschienen. Das Natürliche, das Lebenswahre war ihm das Kennzeichen des wahren Dichters, des wahren Künstlers. Was Wieland die Wahrheit einer ostadischen Landschaft geringschätzend nannte, zog gerade Goethe an.

In dem Aufsatz nach Falconet und über Falconet, der für die Beurteilung der künstlerischen Ansichten des jungen Goethe von größter Bedeutung ist, beruft sich Goethe — fast möchte man es als Antwort auf die wegwerfende Äußerung Wielands ansehen — auf ein Stimmungsbild aus der niederländischen Schule, auf ein Bild von Goudt nach Elsheimer gestochen, das er gewiß in des Vaters Sammlung gesehen hat (vgl. die Abbildung.[80]) Bei Philemon und Baucis hat sich „Jupiter auf einem Großvaterstuhl niedergelassen. Mercur ruht auf einem niederen Lager aus, Wirth und Wirthin sind nach ihrer Art beschäftigt sie zu bedienen. Jupiter hat sich indessen in der Stube umgesehen, und just fallen seine Augen auf einen Holzschnitt an der Wand, wo er einen seiner Liebesschwänke, durch Merkurs Beihilfe ausgeführt, klärlich

[78]) Merkur 1, S. 233.

[79]) 1770, S. 147/8.

[80]) W. 37, 321 und Gwinner, Kunst und Künstler 1862, S. 97.

abgebildet sieht." Das war etwas für den Realismus des jungen Goethe, ungeachtet aller Verstöße, die in dem Bild gegen jede nur annähernd historische Auffassung der Antike gemacht sind, ruft er aus. „Wenn so ein Zug nicht mehr werth ist als ein ganzes Zeughaus wahrhafter antiker Nachtgeschirre, so will ich alles Denken, Dichten, Trachten und Schreiben aufgeben." Der Zug der Natürlichkeit, der in diesem niederländischen Stimmungsbilde, das ganz im Geschmack und Kostüm dieser Zeit gehalten ist, liegt, hat ihn also so begeistert, weil er eben durch die Brille seines eigenen Realismus die Dinge ansah.

Wie kontrastiert das gegen Winckelmanns Auffassung von der Hoheit und Reinheit der Antike, der als allgemeines vorzügliches Kennzeichen griechischer Meisterstücke eine edle Einfalt und stille Größe sowohl in der Stellung als im Ausdruck ansah. Für Einfalt und Größe schwärmte der Goethe dieser Zeit auch, aber nur im Sinne realer Urwüchsigkeit, vielleicht burschikoser Derbheit, im niederländischen Geschmacke. Von einer Ruhe, die wie die Tiefe des Meeres allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag noch so wüten, kann hier doch nicht die Rede sein. Dazu war erst die Arbeit noch mehr als eines Jahrzehntes nötig. In der Iphigenie liegt das Produkt dieser Arbeit vor uns, griechisch und doch wieder nicht griechisch, Form und Inhalt durchgeistigt von neuen Ideen. So war Goethe denn auch dem näher gekommen, was Wieland vielleicht gewollt, indem er sich das Recht ausbedang, die Gestalten nach seiner Weise bearbeiten und veredeln zu dürfen. Was aber Wieland nicht gegeben war, vollendet — allerdings erst der reife — Goethe, und so ward die bald folgende Aussöhnung beider später auch tiefer begründet. Goethe, der in seiner Jugend gewiß dem Altertum mit seiner burschikosen Auffassung eben wegen der in ihr liegenden Natürlichkeit näher gekommen war, als der wegen seiner Mattherzigkeit und gezierten Auffassung von ihm bekämpfte Wieland, schlug später doch im Prinzip dieselbe Richtung ein wie dieser. Auf Grund einer durch intimere Kenntnis der Alten sowie des eignen Innern gewonnenen Kunstanschauung dichtete er, wie Seuffert[80]) sagt,

[81]) Seuffert, der junge Goethe und Wieland. Z. f. d. A. Bd. 26 (N. F. 14, 3) 1882. S. 276.

seine Iphigenie nicht im Stile, aber im Sinne der Alceste; seelische Vertiefung des übernommenen Stoffes, die Wieland angestrebt und in seiner Weise auch erreicht hat, spricht aus der Goetheschen Iphigenie.

Doch von einer solchen Auffassung war unser Dichter noch mehr als zehn Jahre entfernt. Einstweilen sind es noch nicht die klaren Linien der Iphigenie, nicht Ruhe und Stille, es ist vielmehr noch ein leidenschaftliches Stürmen und Toben. In dem diesem innewohnenden dunklen Ahnen und gefühlsmäßigen Ergreifen der Antike, zeigt diese erste Beschäftigung des jungen Goethe eine auffallende Ähnlichkeit mit einer anderen Erscheinung, die nicht weniger bedeutungsvoll für Goethes ganzes späteres Leben werden sollte, mit der Bekanntschaft mit Spinoza. Auch hier haben wir es zunächst nicht mit einem zusammenhängenden Studium des Philosophen zu tun, sondern nur mit der Beschäftigung auf den Raub hin. Was ihm in dessen Werken gerade auffiel, fand in entsprechendem Boden Wurzel und zeitigte Früchte, die nur ein kongeniales Erfassen möglich macht. Und dieses Erfassen mit dem Geist, dieses sich Hineinleben in die Gestalten, ist das Kennzeichen der kongenialen Beschäftigung, die den jungen Goethe zu den Alten wie zu Spinoza zog, die Arbeit und Fleiß wohl regulieren und vertiefen, aber nicht ersetzen können.

In dem Gedichte „der Wanderer", das im ersten Rausche der Bekanntschaft mit Homer kurz nach der Straßburger Zeit entstanden ist, schildert der Dichter das Leben einer bäuerlichen Familie, die sich unter den Trümmern eines alten Tempels ihre Hütte gebaut hat. Die junge Frau will dem ermatteten Fremdling Erfrischung holen, inzwischen nimmt dieser das Kind auf den Arm und spricht im Anblick der ihn umgebenden Ruinen den Segensspruch über das Kind, der als Bekenntnis des jungen Goethe den Schluß bilden möge:

„Du, geboren über Resten
Heiliger Vergangenheit,
Ruh ihr Geist auf dir!
Welchen der umschwebt,
Wird in Götterselbstgefühl
Jedes Tags genießen."

Goethe und die „Hofdame“.

Von Professor Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.

Nie hat ein Dichter einen so tiefgehenden Einfluß auf die geistige Entwicklung der Mit- und Nachwelt ausgeübt wie Goethe. Wir denken seine Gedanken und geben ihnen in der Sprache Ausdruck, die er geschaffen. Er hat die geistige Einheit unseres Volkes begründet, die der politischen vorhergehen mußte. Und doch hat er niemals Schule gemacht wie Gottsched, Gleim, Klopstock, Wieland. Er selbst sagt: „Unser Meister ist derjenige, unter dessen Anleitung wir uns in einer Kunst fortwährend üben, und welcher uns, wie wir nach und nach zur Fertigkeit gelangen, stufenweise die Grundsätze mitteilt, nach welchen handelnd wir das ersehnte Ziel am sichersten erreichen: In diesem Sinne war ich Meister von niemand.“ Man hat wohl gemeint, ihm habe das Geschick und die Lust dazu gefehlt. Gewiß, er, der große Erzieher, war kein Schulmeister und wollte es nicht sein. Poetischer Gehalt war ihm Gehalt des Lebens selbst. Und das Kunstwerk seines reichen Lebens mit seinem rastlosen Ringen, seinem Suchen und Finden hat er in durchsichtiger Klarheit vor aller Augen aufgebaut.

Ein gewaltiges Lehrgebäude für jedermann, und vor allem für den jungen Dichter.

Der ehrlich Strebende kann ohne Führer darin sich zurecht finden, in voller Freiheit es lernend und genießend durchwandern. Der Gewinn wird nicht eine Summe von Regeln und Vorschriften sein, sondern eine vertiefte Erkenntnis des Menschen und der Dinge, des eigenen Selbst, der Geist fühlt sich nicht in Schulfesseln gezwängt, sondern erhebt sich zum Bewußtsein der Freiheit, die sich selbst Gesetz sein muß. In diesem Sinne nennt sich Goethe den Befreier: „Denn sie sind an mir gewahr worden, daß, wie der Mensch von innen heraus leben, der Künstler von innen heraus wirken

müsse, indem er, gebärde er sich wie er will, immer nur sein Individuum zu Tage fördern wird." In diesem Zusammenhange ist es auch verständlich, daß der Weimarer Patriarch es vermied die ihm in reicher Fülle zur Begutachtung unterbreiteten poetischen Erzeugnisse der Jüngeren einzeln zu besprechen und zu kritisieren. Er verfolgte alles redliche Bemühen als wohlwollender Beobachter, ja mit liebevoller Teilnahme, hie und da regten ihn einlaufende Bücher zur Wiedergabe gehaltvoller Betrachtungen an, aber die sehnlich gewünschte Kritik und Belehrung blieb aus.

In den Aufsätzen „Für junge Dichter" und „Noch ein Wort für junge Dichter" wandte er sich an die Gesamtheit der Fragenden mit tiefen, weisheitsvollen Aussprüchen über das Wesen wahrer Kunst. Mochte jeder daraus entnehmen, was seiner Natur gemäß war.

Um so bemerkenswerter erscheint daher ein Fall, in dem der alte Meister mit dem Werke eines jungen Anfängers auf das eingehendste sich befaßte, Winke und Lehren gab, ja zum Mitarbeiter wurde.

In dem 5. Bande der „Nachgelassenen Werke" befindet sich unter „Deutsche Literatur" ein Aufsatz mit der Überschrift:

„Die Hofdame, Lustspiel in fünf Akten von Franz von Elsholtz. Manuscript."

Auf den ersten Blick erkennt man, daß hier keine abgerundete Abhandlung vorliegt, sondern daß wir es mit Briefen Goethes über dieses Lustspiel zu thun haben. Sogar die Datierung ist stehen geblieben. W. v. Biedermann hat daher mit Recht diesen Aufsatz in die Hempelsche Ausgabe der Werke nicht aufgenommen, sondern ihn zu den Briefen verwiesen. Er irrt nur darin, daß er annimmt, die Briefe über die „Hofdame" seien an den Kanzler von Müller gerichtet gewesen. Es handelt sich in Wahrheit um eine Correspondenz Goethes mit dem Verfasser des Lustspiels, Franz von Elsholtz, von der dieser bereits im Jahre 1835 im ersten Bande seiner Schauspiele, „Zweite vermehrte und mit Goethes Briefen über „Die Hofdame" versehene Ausgabe" Kunde gegeben hatte.

Die Elsholtzschen Schriften sind freilich so wenig bekannt, daß es begreiflich ist, wie sie sogar der umfassenden Belesenheit v. Biedermanns entgehen konnten.

Die zum Verständnis der Goetheschen Briefe nötigen Antworten des Empfängers fehlen aber auch an jener schwer zugänglichen Stelle, und es dürfte daher nicht überflüssig sein, die Correspondenz des Meisters und des Lehrlings — wie sie Elsholtz nennt — hier zum ersten Male im Zusammenhange zum Abdruck zu bringen und zwar nach den Originalen. Der Verfasser der Hofdame hat die für ihn so schmeichelhaften Briefe des Hochverehrten bis in sein hohes Alter als einen teuren Schatz bewahrt und sie einige Jahre vor seinem Tode dem Hochstifte „als ein Vermächtnis" gewidmet. Bei dieser Gelegenheit hat er seine eigenen Briefe in Abschrift angefügt und auch einige in Goethes Auftrage an ihn gerichtete Mitteilungen des Kanzlers von Müller, wie eine eigene Aufzeichnung über ein Gespräch mit Goethe, beigegeben.

Die Vergleichung mit dem erwähnten Aufsatze in den von Eckermann redigierten „Nachgelassenen Werken" zeigt, wie wenig umsichtig und kritisch der Redaktor vorging. Der Aufsatz erscheint willkürlich und fragmentarisch aus den Briefen herausgegriffen, und man kann ihn in Zukunft, nach v. Biedermanns Vorgang ohne Schaden aus den Werken fortlassen. Die Pietät gegen Goethe auch auf den guten Eckermann auszudehnen, haben wir doch keine Veranlassung.

Der Briefwechsel zwischen Goethe und Elsholtz fällt in die Jahre 1825 und 1826. Franz von Elsholtz, 1791 zu Berlin geboren, hatte als Ziethenhusar die Freiheitskriege mitgemacht, als Rittmeister den Militärdienst verlassen, um, nach kurzer Verwendung im Staatsdienst seinen literarischen Neigungen zu leben. Lange Reisen in Deutschland, England und Holland, und besonders 1823—25 in Italien erweiterten seinen Gesichtskreis. 1826 übernahm er die Redaktion der Zeitschrift „Eos" in München. Dorthin kehrte er auch als Gothaischer Legationsrat und Geschäftsträger zurück, nachdem er von 1827—1830 das Gothaer Hoftheater geleitet hatte. Auf seiner Villa am Starnbergersee starb er im Februar 1872, 80 Jahre alt, nachdem er noch die Gründung des Reiches erlebt und als Veteran aus den Freiheitskriegen den Einzug der Truppen in München mitgemacht hatte. Er war ein Mann von Geschmack und vielseitiger Bildung, ein feinsinniger und formgewandter Schriftsteller, der an guten Mustern mit Verstand sich geschult hatte.

Seine Trauer- und Lustspiele, von denen nur der dramatische Scherz „Komm her" durchschlagenden Bühnenerfolg hatte, sind korrekt aufgebaut und glatt durchgeführt. Er läßt sich niemals einen groben Verstoß zu Schulden kommen, aber es fehlt ihm die dramatische Kraft. Er ist ein hübsches formales Talent, aber kein bahnbrechendes Genie.

Seine Begabung wies ihn daher hauptsächlich auf das Lustspiel hin. Aber selbst das unstreitig bedeutendste von diesen, die „Hofdame", konnte auf dem Theater kein Glück machen. Nur vereinzelt, so in Gotha und Frankfurt a. M., gelangte sie zur Aufführung, sie ist in dem breiten Strome der dramatischen Literatur versunken und heute längst vergessen.

Das Manuskript der Hofdame in seinem ursprünglichen Zustande kennen wir nicht, uns liegt nur der Druck vor, der die Goetheschen Verbesserungen bereits enthält. Der Gang der Handlung ist aber, wie der Briefwechsel zeigt, durch diese Veränderungen kaum berührt.

Ein junger, geistvoller Fürst, dem Zwang der Ehe abhold, wird durch das Staatsinteresse genötigt, einer solchen Fessel sich zu fügen. Er ist der erwarteten fürstlichen Braut entgegengeritten, aber die Jagdleidenschaft hat ihn auf die Spur eines Wildes geführt, die ihn Braut und Hofstaat vergessen läßt. Durch dringende Boten zurückgerufen, begegnet er der ihm bestimmten Gattin, die, ebenfalls eine impulsive, selbständige Natur, inzwischen angelangt ist, kühl, verliebt sich aber auf den ersten Blick in ihr bildschönes Hoffräulein Kunigunde. Zwischen dem Hofmarschall, der über das etikettenwidrige Betragen seines Herrn entsetzt ist, dem Fürsten und seinem Freunde, dem Dichter Graf Adamar, entwickeln sich dann Auseinandersetzungen, die uns näheren Einblick in die Charaktere gewähren. Der Fürst, edel, aber noch nicht Herr seiner Neigungen und Leidenschaften, Adamar, auf einer höheren Stufe der Selbstbeherrschung und des Pflichtgefühls. Die Fürstin hat inzwischen in der ihr zugewiesenen Hofdame, der Gräfin Rosalie, eine frühere Freundin wiedergefunden, die ihre Vertraute wird, wie Adamar, ihr heimlich Verlobter, der Freund des Fürsten ist.

Die kluge und liebenswürdige Rosalie tritt nun in den Mittelpunkt der Handlung. Die Ankunft der Fürstin soll mit

einem Maskenfest gefeiert werden. Der Fürst will von Rosalie erfahren, welche Maske die schöne Kunigunde tragen wird. Die Fürstin, die in Italien eine römische Prinzipessa gekannt, die Adamar einst heiß geliebt hat, wünscht den interessanten Mann näher kennen zu lernen und verlangt dessen Maskenkleid zu wissen. Rosalie, um den Geliebten bangend, gibt ihr des Fürsten Maske an, die sie von Adamar erfahren, und nennt dem Fürsten statt Kunigundens Verkleidung die der Fürstin.

So entwickelt sich auf dem Balle ein tolles und zugleich graziöses Spiel der Verwechslungen.

Der Fürst gesellt sich zu seiner verschmähten Braut, in der er das schöne Fräulein vor sich zu haben glaubt, und wird von ihrem Geist und ihrer Liebenswürdigkeit bezaubert. Die Fürstin empfängt einen ähnlich günstigen Eindruck von ihrem interessanten Gesellschafter, dem vermeintlichen Adamar.

Aber auch des wirklichen Adamar stolze Tugend kommt in Versuchung. In Rosalien, die ihn mit der römischen Geliebten neckt, glaubt er die Fürstin zu erkennen, deren Interesse ihm schmeichelt. Auf sein Verlangen nimmt sie die Maske ab, und er sieht beschämt seine Verlobte vor sich, die sich zürnend von ihm abwendet.

Der Fürst hat indessen in seiner Partnerin eine gleichgestimmte, für alles Schöne begeisterte Seele gefunden. Sie schwärmen von ihrem geliebten Italien.

Fürst:

So waren Sie denn auch in jenem schönen Lande,
Das in der Sehnsucht Ring, in der Erinnerung Bande
So fest die Seelen legt, die seinen Reiz erfaßt?
Du wirtlich holdes Land, das von dem fremden Gast
Nur offne Augen heischt, und Sinne zum Genießen,
Anstatt mit Regelzwang ihn mürrisch zu umschließen,
Du hast mit Deinem Reiz auch diese Brust erfüllt . . .

Fürstin:

Sie schwärmen für dies Land, doch mag ich gern gestehn,
Ein neues Leben schien auch mir dort aufzugehn.
Wie liebt' ich dieses Rom und seine stolze Stille
Wo jedem zum Gesetz nur dient der eigne Wille . . .

Fürst:

Wie oft noch, da ich Sie so gleich gestimmt mir fand,
Bereisen wir im Geist das wunderbare Land.
Noch einmal möcht' ich satt an seiner Brust mich trinken,
Mir ist, als säh' ich mir die Marmorbilder winken!
Mit Ihnen möcht ich hin, mit Ihnen deren Reih'n
Im Vatikan durchzieh'n, bei Mond- und Fackelschein.
O! Haben jemals Sie dies Schauspiel wohl genossen?

Fürstin:

Ich sah vom Mondenlicht der Kunst Trophä'n umflossen,
Wo der Gebilde Kraft sich unumschränkt bewies,
Weil mehr noch, als man sah, das Dunkel ahnen ließ.

Fürst:

Ganz recht! D'rum will ich gleich den Augenblick erhaschen
Mit ähnlichem Genuß Sie hier zu überraschen.
Da unsre Galerie viel Treffliches enthält
Und einen Saal, wohin das Licht von oben fällt.
Dahin — der Mond ist voll — begleiten Sie mich morgen.

Fürstin:

Sie träumen!

Fürst:

Engel, nein! Was hast Du zu besorgen?

Fürstin:

Der Anstand — nimmermehr! besteh'n Sie nicht darauf!

Fürst:

O laß dem süßen Ja, das Du bekämpfst, den Lauf.

Fürstin:

Was denken Sie von mir?

Fürst:

Das Edelste, das Beste!
O mache diesen Tag Dir selbst und mir zum Feste!
Durch eitle Rücksicht nicht verkümmre den Genuß,
Den Kunst gewähren will, und Liebe heil'gen muß.
Kein Hauch, gelob ich, soll die Sittsamkeit verletzen . . .

Unter der Bedingung, daß Rosalie sie begleite, willigt die vermeinte Kunigunde in die gemeinsame Kunstbetrachtung.

Am nächsten Tage ist nun der Fürst höchst betroffen im Gespräch mit der schönen, aber geistlosen, Kunigunde keine Spur des geistigen Reizes zu finden, der ihn „durch's Ohr" so entzückt hatte, ebenso verwundert ist die Fürstin über Adamar, der keine ihrer Anspielungen auf die gestrige Unterhaltung versteht. Die kluge Hofdame hat alle ihre Gewandtheit aufzuwenden, hier zu beschwichtigen, dort zu erklären, damit das zarte Gewebe der Täuschung, das ihre feinen Finger so kunstvoll geknüpft, nicht durch den tückischen Zufall zerrissen werde. Der reuige Adamar erhält Verzeihung und wird in das Geheimnis eingeweiht.

Am Abend trifft das fürstliche Brautpaar verschleiert und vermummt, ohne sich zu erkennen, in der dunklen Statuengalerie zusammen. Jeder findet jetzt das wahre Wesen des andern wieder, das am Tage ihm so verändert schien. Der Fürst macht aus seiner Liebe kein Hehl, und auch die Fürstin fühlt, daß die Freundschaft, die sie für den vermeintlichen Adamar zu empfinden glaubte, zur tieferen Neigung geworden ist.

Plötzlich erscheint, von Adamar geführt, der eben eingetroffene Vater der Fürstin, der das Brautpaar sucht. Der Schein der Lichter enthüllt beiden den beglückenden Irrtum, auf die erstaunte Frage des alten Herzogs gibt Rosalie die Aufklärung:

Ein Kunstwerk meisterhaft, voll Geist, im höchsten Stil,
Das durch des Loses Glück anheim dem Fürsten fiel,
Für welches ihm jedoch Geschmack und Liebe fehlte,
Vielleicht nur, — weil es sein und er's nicht selbst erwählte, —
Dies Kunstwerk, so voll Reiz, es stand verlassen da,
Indes er mit Begier — auf andre Werke sah.
Ein zweites Kunstgebild ward durch des Rufes Kehlen
Der Fürstin einst bekannt in Welschlands Marmorsälen,
Und durch die Schild'rung sie so sehr im Geist entzückt,
Daß ihr kein Reiz mehr galt, der andre Bilder schmückt.
Drum wagt' ich den Versuch, um Schaden vorzubeugen,
Von ihrem Irrtum sie und ihn zu überzeugen.
Dem Fürsten zeigt' ich dann das ihm gehör'ge Bild,
So wie es ist, nur mit erborgtem Namenschild.
Indes der Fürstin Blick ein andres Werk erscheinet,
Worin ihr Lieblingsbild zu schauen sie vermeinet.
Was ich gehofft, geschah. — Der Wahrheit ward der Sieg.

Und auf Adamars Frage: Wie nun? bekennt der Fürst:

Ja, Freund, ich bin bekehrt.
Und durch der Liebe Glück von ihrer Macht belehrt!
Denn niemals hab ich mehr des Lebens Wert empfunden,
Als seit zu ew'gem Dienst mein Herz sich fühlt' verbunden.

Damit ist zugleich die Moral des Stückes gegeben: Nur die wahre, echte Liebe zu einem würdigen Gegenstand gewährt des Lebens Glück, nicht die Hingabe an die ungezügelten Wallungen des Herzens.

Wie der Verfasser in seinem Begleitschreiben aussprach, liegt die Komik dieses Lustspiels weniger in den Personen, als in deren Lagen und Verhältnissen. Nur die Nebenpersonen und Kunigunde sind komische Figuren, ohne karrikiert zu sein. Das Lustige liegt in den Situationen. Die Schlußszene erinnert an Beaumarchais' Figaro. Außer dem Brautpaare hat auch der Hofmarschall mit Kunigunde, die den Fürsten in ihm vermutet, sich in der Statuengalerie ein Rendezvous gegeben. Beide Paare fürchten und fliehen einander im Dunkeln, der Fürst droht den Störenfrieden schwere Strafe. Es ist nun eine Situation von überwältigender Komik, wie bei der Entdeckung, als der alte Herzog das späte Zusammensein des Brautpaares ohne Zeugen doch etwas bedenklich findet, der Hofmarschall mit Kunigunde aus dem Dunkel hervortritt und sich in die Brust werfend mit den Worten:

Ganz ohne Zeugen nicht, mit Eurer Hoheit Gunst,
Ich, der Hofmarschall, auch ein Freund der schönen Kunst,
Ich war nebst Fräulein Holdt von Anfang an zugegen,

den Fürsten und sich selbst aus der Schlinge zieht.

Der Verfasser stellt an Goethe, dem er das Manuskript, wohl durch den ihm befreundeten Kanzler von Müller, am 3. November 1825 überreichen ließ, die Doppelfrage, ob diese Art des feineren Konversationslustspieles überhaupt und ob ferner speziell dieses Stück ihm für die deutsche Bühne geeignet scheine.

Mitten im Festgeräusch seines goldenen Jubeltages fand der Rastlose Zeit das Stück zu lesen. Bereits am 12. und 13. November diktiert er das erste Gutachten an den Verfasser.

Am 19. verzeichnet sein Tagebuch schon wieder: „Erinnerung früherer Zeiten aufgeregt. Überlegung was für das Lustspiel: Die Hofdame zu thun seyn möchte", und am nächsten Tage „Das Lustspiel: Die Hofdame weiter bedacht." Am 11. Dezember folgen dann die eingehenden Vorschläge für die vorletzte Szene des ersten Aktes und im Juni 1826 ebensolche für den ersten Auftritt. Eine mündliche Aussprache sowie einige weitere kurze Mitteilungen beschäftigen sich mit der letzten Szene des ersten Aktes, über die Goethe und Elsholtz verschiedener Meinung waren.

Wie beantwortet nun Goethe die beiden Fragen des Verfassers? Auf die erste geht er mit keinem Worte ein, das persönliche Interesse, welches das hier vorliegende Stück in ihm erweckt, nimmt ihn so in Anspruch, daß er gar nicht daran denkt über die Berechtigung der Gattung im allgemeinen Betrachtungen anzustellen. Zudem wurde durch die Beantwortung der zweiten Frage auch die erste zum guten Teile mit erledigt. Und mit dieser Beantwortung konnte der Autor wohl zufrieden sein.

Goethe lobt die Verse, die Ökonomie und Szenenfolge, die Komposition und die Charakterzeichnung, nennt den Verfasser geistreich, das Werk ein verdienstliches. An den vier letzten Akten findet er nichts zu erinnern, der erste dagegen scheint ihm verbesserungsbedürftig und dazu macht er seine Vorschläge.

Die Korrespondenz beginnt mit der Erklärung: „dieses Stück hat mir viel Vergnügen gemacht". Leicht begreiflich, daß solche Worte aus dem Munde des Großen den jungen Autor förmlich berauschten, Zeit seines Lebens sein Stolz und sein Trost bei manchen Mißerfolgen waren. Goethe hatte seine Dichtung gelobt, damit war ihm der Dichterlorbeer aufs Haupt gedrückt, nur Unverstand und Mißgunst konnte diesen Kranz zerpflücken wollen.

Ganz so hatte es nun Goethe nicht gemeint. Eine Summe lobenswerter Einzelheiten gibt noch nicht das große Kunstwerk. Dazu gehört mehr. In einem allgemeinen Worte am Schlusse des zweiten Briefes hat Goethe es ausgesprochen „Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie"; und genial nennt er Elsholtz nirgends, so sehr er seine Vor-

züge schätzt. Nicht die künstlerische Bedeutung der Hofdame allein vermag uns also das weitgehende Interesse Goethes zu erklären. Das Vergnügen, das er bei der Vertiefung in das Stück empfand, ruhte in der Hauptsache auf einem andern Grunde. Sie rief in ihm alte liebe Erinnerungen wach, — auch er hatte nach der goldenen Freiheit seines italienischen Aufenthaltes die Fesseln in der Heimat doppelt drückend empfunden — knüpfte an oft durchgedachte Gedankenreihen an und ließ ungelöste Probleme wieder lebendig werden. Goethe kam es dabei auf ganz etwas anderes an, als dem Verfasser. Nicht die Heilung des Ehescheuen durch Liebe ist ihm das eigentliche Thema, sondern als Absicht des Verfassers erscheint „das Lächerliche des Gefühls" darzustellen.

Goethe aber sieht in dem Gefühl, der gewaltigsten seiner Seelenkräfte, der sichersten Richtschnur seines Daseins, etwas Hohes und Heiliges, das niemals lächerlich ist noch werden kann, außer, wenn es „das Unglück hat", seiner Würde zu vergessen und dem Leichtsinn und der Flatterhaftigkeit sich hinzugeben. Das ist nun in der „Hofdame" der Fall, die Komik der Situationen beruht sogar darauf. Wie kann aber eine rein komische Wirkung durch diese Herabwürdigung des Gefühles erreicht werden? Muß nicht in die Heiterkeit sich stets etwas Bängliches mischen? Zwar hat der Autor, wie Goethe anerkennt, das besorgte moralische Gefühl, durch die unter edlen Menschen sich abspielende Verwickelung und ihre befriedigende Lösung, möglichst zu beschwichtigen verstanden. Aber das Problem bleibt dennoch ungelöst: kann ein so ernster Stoff Vorwurf für ein Lustspiel sein? Ist es möglich, eine so tiefe Disharmonie harmonisch ausklingen zu lassen?

Das sind Fragen, die Goethe seit den Tagen seiner Jugend beschäftigt hatten. Auch für ihn hatte es eine Zeit gegeben, wo sein Gefühl, noch nicht durch strenge Selbstzucht geläutert, das „Unglück" gehabt hatte, seiner Würde zu vergessen, wo der Jüngling, seines sicheren Führers beraubt, in Leichtsinn und Flatterhaftigkeit sich selbst zu verlieren in Gefahr war. Die dem Kern seines Wesens so fremde Frivolität, die er in Leipzig wie ein Gift eingesogen, hatte ihn krank gemacht an Körper und Seele. In einem schrillen Aufschrei machte die gepreßte Brust sich Luft. Die „Mitschuldigen"

entstanden. Ein wunderliches, rätselhaftes Stück, häßlich und abstoßend, und doch von unzerstörbarer Anziehungskraft. Rasch und völlig hatte Goethes gesunde Natur jene krankhaften Stimmungen, denen die „Mitschuldigen" ihr Dasein verdankten, überwunden. Alle seine übrigen Werke trugen ein ganz anderes Gepräge, und die Saiten seiner vielstimmigen Leier tönten in wundersamen Akkorden zusammen. Aber sein feines Ohr vernahm dazwischen immer wieder jenen leisen Mißklang aus ferner Jugendzeit, und immer von neuem versuchte er es, jene widerspenstige Saite umzustimmen.

Die „Mitschuldigen" ließen ihn nicht los. Er modelte und feilte, aber die immer wieder erneute Probe der Aufführung brachte niemals volle Befriedigung. Er, dessen Lebensaufgabe es war, alle Disharmonien der Menschenseele in reine Harmonie aufzulösen, konnte dieses heterogenen Stoffes nicht Herr werden. Er fühlt die Unmöglichkeit aus dem Ungesunden gesundes Behagen entsprießen zu lassen und läßt doch nicht nach in dem Bemühen, sein Schmerzenskind sich und der Bühne zu retten.

So ist es denn verständlich, wie bei der Lektüre der „Hofdame" sofort die „Mitschuldigen" vor seinem geistigen Auge auftauchen, und wie er sofort in dem ersten Briefe beide Stücke zu einander in Beziehung setzt. Elsholtz hatte wohl an eine solche Beziehung nie gedacht, die auch den meisten Lesern der „Hofdame" kaum in den Sinn kommen wird. Goethe aber erkannte bei aller Verschiedenartigkeit die Gleichheit des Problems. In dieser Erkenntnis fühlt er sich gedrängt, an der „Hofdame" ganz wie an seinen „Mitschuldigen" den Versuch zu machen, ob das Spröde des Stoffes sich nicht überwinden, der reine Genuß am Lächerlichen sich nicht von dem beigemischten Bänglichen befreien lasse.

Sicher wäre der Erfolg bei beiden Stücken gewesen, wenn die Autoren sich auf eine nur burleske Behandlung hätten beschränken wollen. Typische Possenfiguren mögen es auf der Bühne noch so toll treiben, man rechtet mit ihnen nicht, genug, wenn man lacht, ihre Leiden und Schmerzen empfindet man nicht mit. Diesen Ausweg aber hatte Goethe von vornherein verschmäht, er wollte und mußte ein Seelengemälde schaffen, und Elsholtz kam es ja darauf an, ein feines Konversations-

lustspiel zu liefern. Goethe griff daher zu denselben Mitteln, die er bei der Verbesserung seines Jugendwerkes angewandt hatte: Verbreiterung der Exposition, Milderung der Schroffheiten und Härten.

Bei den „Mitschuldigen" hatte er einst einen ganzen Expositionsakt hinzugefügt, um die Charaktere der Personen, aus denen ihre Verirrungen sich folgerecht entwickeln, dem Zuschauer möglichst deutlich vor Augen zu führen.

Er hatte das Gegenteil dessen erreicht, was er bezweckte. Je näher er die Handelnden dem Zuschauer brachte, um so mehr steigerte er dessen innere Anteilnahme an dieser Familientragödie, die da in Form eines Lustspiels vor seinen Augen sich abspielte. Je näher wir die arme Sophie kennen lernen, um so inniger wird, trotz ihrer Schwächen, das Mitleid mit der Armen, die an den Lumpen von Mann gekettet, von ihrem lüsternen Liebhaber verfolgt, ohne eine Stütze an ihrem Vater zu haben, der Versuchung nicht gewachsen ist.

Wenn der Vorhang fällt, so scheidet der Zuschauer mit der Überzeugung, daß nun alles noch schlimmer steht als zuvor. War Sophiens Leben an der Seite des verkommenen Söller vorher ein Jammer, so wird es jetzt zur Hölle werden. Nur der völlig aus dem seelischen Gleichgewicht geworfene Goethe von 1769 konnte dieses erschütternd treue Gemälde menschlicher Niedrigkeit und Schwäche zu einem Lustspiel formen wollen.

Hier konnte auch der alte Meister mit all' den kleinen Mitteln des Milderns, Glättens, Abschwächens nicht helfen. Eher mochten diese Mittel bei der „Hofdame" zum Ziele führen.

Bei ihr lagen nur Gefühlsirrungen nicht Verbrechen vor wie bei den „Mitschuldigen". Und diese nimmt das Publikum bei weitem nicht so streng wie Goethe in seinem sittlichen Ernst.

Das Stück hat durch die sorgfältigere Exposition, die ja ganz Goethes eigenes Werk ist, wie durch die von ihm veranlaßten Milderungen gewiß bedeutend gewonnen.

Der junge Fürst ist jetzt nicht ein skrupelloser Bonvivant, sondern ein jedem Zwange des Hofes, der Etikette, der Ehe abholder genial angehauchter Mensch, dessen etwas burschikoser Freiheitsdrang im Verkehr mit Künstlern und unter Italiens Himmel noch gesteigert ist. Es läßt sich wohl denken, daß der

Geist und die Liebenswürdigkeit der Fürstin den Wilden wirklich auf die Dauer gezähmt hat.

Goethe geht in dem Bestreben, des Fürsten Handeln entschuldbar erscheinen zu lassen, fast zu weit, während er bei der Fürstin, die doch auch etwas leichtfertig mit dem Feuer spielt, das gar nicht für nötig zu halten scheint. In dem einen Punkte, in dem Elsholtz den Vorschlägen des Meisters nicht folgt, sondern seinen Standpunkt mannhaft verteidigt, müssen wir ihm daher auch Recht geben.

Dies Bestreben Goethes ist vielleicht aus seinem Wunsche zu erklären, die Hofdame in Weimar zur Aufführung gebracht zu sehen.

Er hatte ja mit seinen Bedenken, ob das aus heterogenen Elementen, wie die „Mitschuldigen", zusammengesetzte Stück auf der Bühne wirken werde, nicht zurückgehalten und war daher auf die Probe gespannt. Nun stellte sich aber der Aufführung, wie bei den meisten Hofbühnen, so in Weimar, die Schwierigkeit entgegen, daß das Stück leicht als Anspielung auf heimische Hofzustände gedeutet werden konnte. Der Widerspruch der allmächtigen Jagemann war mit Sicherheit vorauszusehen. Um dem Großherzog die Sache annehmbar zu machen, hieß es den Fürsten in möglichst günstiges Licht stellen.

Goethes Wunsch ging nicht in Erfüllung. Die Hofbühnen, außer der Gothaer, wagten es nicht ein Stück zu bringen, das allzutreu und ohne jede karrikierende Übertreibung eine weitverbreitete fürstliche Schwäche vor Augen führte.

Goethe mußte sich also begnügen dem Stücke seine besten Wünsche auf seinen Weg mitzugeben. Im Jahre 1827 brachte er in dem Aufsatz „Neueste deutsche Poesie" eine Anzahl poetischer Produktionen der letzten Zeit in eine Würdigungs-Tabelle, ohne Titel und Autornamen anzuführen. Unter Nr. 14 dieser Tabelle glaube ich die Hofdame vermuten zu dürfen. Die schematische Würdigung lautet:

Stoff: Bedeutend, aber bedenklich.
Gehalt: Dichterisch, glücklich gesteigert.
Behandlung: Bequem, vielleicht nicht tief genug greifend.
Form: Untadelhaft.
Erfolg: Abzuwarten.

Am 28. Juni 1830 überreichte der Kanzler von Müller

Goethe ein Exemplar des im Druck erschienenen Stücks und er erzählt, daß dieser darauf bemerkt habe: „Die guten Menschen; wenn sie nur auch was Gutes machen könnten!"

Wir haben kein Recht anzunehmen, daß er damit über die Hofdame ein anderes Urteil habe fällen wollen als früher. Sein intensives Interesse war natürlich inzwischen etwas verblaßt, und der Stoßseufzer galt wohl den poetischen Leistungen der jungen Generation überhaupt.

Der brieflichen Mitarbeit Goethes wird in diesem ersten Drucke nicht gedacht. Goethe selbst hatte die Geheimhaltung ausbedungen und gewährte auch den späteren, durch Kanzler von Müller vermittelten Wunsch des Verfassers nicht, beim Abdruck einen Auszug des Briefwechsels im Vorworte zu bringen.

Die Gewährung hätte natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Buch gelenkt, und Goethe wäre von allen Seiten um Erteilung ähnlicher eingehender Ratschläge bestürmt worden. Der Briefwechsel war aus persönlicher Anteilnahme an Stoff und Problem entstanden und sollte eine Ausnahme bleiben.

So hat Elsholtz das Geheimnis wahren müssen, so lange Goethe lebte.

Briefwechsel zwischen Goethe und Franz von Elsholtz.

Nr. I.

Goethe an Elsholtz.[1])

Die Hofdame

Lustspiel in fünf Acten.

Dieses Stück, in guten Alexandrinern geschrieben, hat mir viel Vergnügen gemacht. Die Absicht des Verfassers möchte seyn, das Lächerliche des Gefühls darzustellen. Nun ist das Gefühl an sich niemals lächerlich, kann es auch nicht

[1]) Die Briefe Goethes sind sämtlich bis auf die Unterschrift von Schreiberhand geschrieben. Die eigenhändige Adresse auf dem Umschlage des ersten Briefes lautet: An den Verfasser des Lustspiels die Hofdame.

werden, als indem es seiner Würde, die in dem dauernden Gemüthlichen beruht, zu vergessen, das Unglück hat. Dies begegnet ihm, wenn es dem Leichtsinn der Flatterhaftigkeit sich hingiebt.

In unserem Drama spielen sechs Personen, die durch schwankende Neigungen sich in Lagen versetzt finden, die allerdings für komisch gelten dürfen; wobey jedoch, da alles unter edlen Menschen erhöhten Standes vorgeht, weder das Sittliche noch das Schickliche im allgemeinen Sinne verletzt wird. Das Stück ist gut componirt, die Charaktere entschieden gezeichnet; die sechs Personen verwirren sich genugsam durcheinander und die Auflösung beruhigt das hie und da besorgte moralische Gefühl.

Noch deutlicher zu machen, wovon hier die Rede ist, sey mir vergönnt der Mitschuldigen zu erwähnen.

Verbrechen können an und vor sich nicht lächerlich seyn, sie müßten denn etwas von ihrer Eigenschaft verlieren und dies geschieht, wenn sie durch Noth oder Leidenschaft gleichsam gezwungen verübt werden. In diesem Falle nun sind die vier Personen des gedachten Stücks. Was sie thun sind eigentlich nur Vergehen; der Buffo entschuldigt sein Verbrechen durch das Recht des Wiedervergeltens und somit wäre nichts daran auszusetzen; auch ist es in der deutschen Literatur geschätzt. So oft es jedoch seit funfzig Jahren auf dem Theater hervortauchte, hat es sich niemals eines günstigen Erfolges zu erfreuen gehabt, wie der auf dem Königstädter Theater ganz neuerlich gewagte Versuch abermals ausweiset. Dieses kommt jedoch daher weil das Verbrechen immer Apprehension hervorbringt, und der Genuß am Lächerlichen durch etwas beygemischtes Bängliches gestört wird. In gleichem Sinne ist das neue Stück aus heterogenen Elementen bestehend anzusehen: das Gefühlerregende, Gemüthliche will man in der Darstellung nicht herabsteigen sehen und wenn man sich gleich tagtäglich Liebeswechsel erlaubt, so möchte man da droben gern was Besseres gewahr werden; besonders ist dies Art der Deutschen, worüber viel zu sagen wäre.

Nur soviel: das Widerspenstige eines solchen Stoffes muß durch Verstand und Anmuth bezwungen werden, und dies ist dem Dichter meist gelungen. Auch an der Oekonomie

des Stücks finde nichts auszusetzen, nichts an der Scenenfolge; demohngeachtet kann es nicht als fertig betrachtet werden. Entschließt sich der Verfasser an dem ersten Acte viel, an den übrigen wenig zu thun, so werde ich, wie mir nur einiger Raum gegeben ist, meine Gedanken umständlich darüber eröffnen.

Weimar d. 16. Nov. 1825.

Goethe.

Nr. II.

Elsholtz an Goethe.[*])

Außer Stande mit Worten die freudige Ueberraschung zu schildern, welche durch Euer Excellenz hohe Zuschrift vom 16. ds. Mts. und die für mein geringes Lustspiel: „Die Hofdame" darin geäußerte, liebevolle Theilnahme mir bereitet ward, vermag ich auch meinen ehrerbietigsten Dank für eine so seltene Gunst nur durch das lebhafte Verlangen kund zu thun, womit den huldreich verheißenen weiteren Rathschlägen entgegengeseh'n wird, um der Ausführung mit allem Eifer mich hinzugeben.

Insofern aber, wie die gedachte Zuschrift vermuthen läßt, dem, durch freundliche Vermittlung nach Weimar beförderten Manuskript die als Begleitung ihm mitgegebene Nachricht über den Verfasser nicht beilag, dessen Person und Name demnach Euer Excellenz unbekannt blieb, so dürfte diese Nachricht um so mehr hier zu wiederholen sein, als der erhobene so kühne Anspruch an Hoch-Ihre Nachsicht und Geduld durch sie, wenn nicht gerechtfertigt, doch erklärt werden mag.

Mit tiefster Verehrung rc. rc.

Berlin, den 30. November
1825.

Franz von Elsholtz.

Anlage zu Nr. II.

Voll der dankbarsten Erinnerung an das unschätzbare Glück, welches im Sommer 1823 zu Marienbad mir, einem

[*]) Die Briefe v. Elsholtzs liegen in Abschriften von Schreiberhand vor.

jungen Unbekannten zu Theil ward, — das Glück, mit Euer Excellenz nicht bloß unter einem Dache zu wohnen, sondern auch in Ihre tägliche Gemeinschaft mich aufgenommen und, neben anderen jugendlichen Bestrebungen in der Literatur, auch die meinige theilnehmend ermuntert zu sehen,[3]) erdreiste ich mich, von dieser Erinnerung als Fürsprecher eines Anliegens Gebrauch zu machen, dessen Erfolg durch Erneuerung solcher Theilnahme vorzugsweise bedingt erscheint.

Nach mehrjährigem Aufenthalt in Italien, wohin ich, von Euer Excellenz freundlichsten Wünschen begleitet, damals meinen Weg nahm, mit mancherlei Versuchen im höheren Lustspielfach vor Kurzem zurückgekehrt, seh ich auf dieser mit Vorliebe betretenen Bahn, — einer Bahn so reich an Schwierigkeiten, als arm an Wegweisern, — einen Zweifel mir in den Weg treten, welcher, im Hinblicke auf unsere theatralischen Stimmungen und Gewohnheiten eine vorgängige Lösung so dringend zu verlangen scheint, als solcher, nach der übereinstimmenden Meinung hiesiger erfahrner Freunde, von Euer Excellenz allein, dem tiefsten Kenner des deutschen Volksgeistes, kann entgegengeführt werden.

In diesem Sinne sei es vergönnt, einen der gedachten Versuche: das fünfactige, in gereimten Versen geschriebene Lustspiel: „Die Hofdame" Hochdenselben zur geneigten Entscheidung hier vorzulegen, ob diese Gattung, — das höhere Conversations- oder Charakterstück — die Komödie, nach französischer Auffassung, wo nicht sowohl in den Personen und ihren Aeußerungen, als in den gegenseitigen Lagen und Verhältnissen das komische Element sich geltend macht, — ob also bei dem deutschen Theater, — wo andere Forderungen gestellt, andere Maaßstäbe angelegt werden, diese besondere, bisher wenig vertretene Gattung überhaupt zuläßig und zur weiteren Ausbildung geeignet[4]), nicht minder auch, ob dem

[3]) Goethes Tagebuch erwähnt Elsholtzs Anwesenheit nicht.

[4]) In dem Originalbriefe war diese Frage in folgende Worte gekleidet:

„ob überhaupt das höhere Lustspiel, oder sogenannte Conversations-Stück, in metrischer Form, auf der deutschen Bühne zulässig und ob namentlich der hier beigefügte Versuch es sei, worin ich, der deutschen Eigenthümlichkeit mich anschmiegend, getrachtet habe eine Komik des

gegenwärtigen, geringen Werke einiger Erfolg zu versprechen sei, wonach denn, wenn kein anderes Verdienst, doch das ihm eigen sein würde, den Weg gezeigt und zum Wettkampf ermuntert zu haben.

Mit tiefster Verehrung ꝛc. ꝛc.

Berlin, 30. Oktober
1825.

Franz von Elsholtz.

Nr. III.

Goethe an Elsholtz.

Ueber das Lustspiel:
Die Hofdame.

Es war ein sehr glücklicher Einfall des Dichters, seine vornehmen Weltleute aus Italien zurückkommen zu lassen; dadurch verleiht er ihnen eine Art empirischer Idealität, die sich gewöhnlich in Sinnlichkeit und Ungebundenheit verliert, wovon denn auch schon glücklicher Gebrauch gemacht, noch mehr Vortheil aber daraus zu ziehen ist. Gehen wir schrittweise:

Die Scene, wo der Fürst, Adamar und der Hofmarschall allein bleiben, ist die erste ruhige des Stücks. Hier ist der Zuschauer geneigt aufzumerken, deswegen sie mit großer Umsicht und Sorgfalt zu behandeln ist, ohngefähr folgender Maßen:

Der Hofmarschall formalisirt sich über das Geschehene, als über etwas höchst tadelnswerthes und Ungewöhnliches.

Der Fürst entschuldigt den Vorfall durch seine alte, wieder aufwachende Jagdliebe, bringt das Beyspiel von Pferden, welche der gewohnten Trompete und dem Jagdhorne unwiderstehlich gehorchen; bemerkt auch, daß über die wilden Schweine vom Landmanne schon viele Klagen geführt worden, und schließt, daß der Fall nicht so ganz unerhört sey, daß ein Beyspiel in Welschland ihm sey erzählt worden.

Gemüths statt der Komik des Verstandes walten zu lassen und das komische Prinzip weniger in die Personen, als in ihre Lagen und Verhältnisse gegeneinander zu legen."

Weim. Ausg., Tagebücher Bd. X, S. 327.

Der Hofmarschall kreuzigt und segnet sich vor Welschland, ergeht sich über die freye, ungebundene Lebensart, an die man sich gewöhne und giebt dem Umgange mit Künstlern alles schuld.

Der Fürst wendet sich scherzend an Adamar und fordert ihn auf, seine Freunde zu vertheidigen.

Adamar erwiedert: man habe die Künstler höchlich zu schätzen, daß sie in einem Lande, wo alles zu Müßiggang und Genuß einlade, sich die größten Entbehrungen zumutheten, um einer vollkommnen Kunst, dem Höchsten was die Welt je gesehen, unermüdet nachzustreben. (Dies kann eine sehr schöne Stelle werden und ist mit großer Sorgfalt auszuführen.)

Der Hofmarschall läßt die Künstler in Italien gelten, findet aber ihr Aeußeres gar wunderlich, wenn sie nach Teutschland kommen. Hier ist heiter und ohne Bitterkeit das Costüme der zugeknöpften Schwarzröcke zu schildern, der offne Hals, das Schnurbärtchen, die herabfallenden Locken, allenfalls die Brille.

Der Fürst entgegnet durch Herabsetzung der Hofuniform, die er selbst an hat und die ihm wohlsteht: Von einem geistreichen, talentvollen Menschen, der in der Natur leben wolle, könne man dergleichen Aufzug nicht verlangen. Der Fürst, als seiner Braut entgegenreitend, muß sehr wohl gekleidet erscheinen und das Auge des Zuschauers muß den Worten des Prinzen widersprechen.

Der Hofmarschall läßt die Künstler-Maske in Italien gelten, nur sollten sie nicht an teutschen Höfen erscheinen: So habe sich neulich der Fürst mit Einem ganz familiär betragen, es habe gar wunderlich ausgesehen, wenn Ihro Hoheit mit einem solchen Natursohne aus dem Mittelalter durch die Felder gegangen seyen.

Adamar nimmt das Wort, beschreibt Vergnügen und Vortheile, die Natur mit einem Künstler und durch sein gebildetes Organ anzusehen, dagegen verschwinde für den Kenner und Liebhaber jede andere Betrachtung.

Hofmarschall weis nur allzusehr, daß man sich wechselseitig nicht überzeugen werde, nur könne er eine Lebensweise niemals billigen, woraus so unerhörte Begebenheiten, wie man diesen Tag erlebt, entspringen müßten.

Der Fürst tritt nun mit seiner Geschichte des Prinzen von Parma hervor; Nur muß in der Erzählung dem Suchen und Forschen nach dem Bräutigam mehr Breite gegeben werden, so daß der Zuschauer neugierig, ja ungeduldig wird, wo er möge gefunden seyn.

Soviel von dieser Scene. Gelingt sie, so ist der Beifall dem Stück versichert. Ich wiederhole: daß alles mit Heiterkeit, mit keinem mißwollenden Blick nach irgend einer Seite hin behandelt werden müßte, wie denn auch der Ausführlichkeit Raum zu geben. Der erste Act des Stücks überhaupt eilt zu sehr und es ist nicht gut, auch nicht nöthig, weil der Zuschauer noch seine volle Gedult beysammen hat.

Hierbey aber wird vorausgesetzt, daß Vorstehendes nur Vorschlag sey, den der Dichter sich erst aneignen, nach Erfahrung, Ueberzeugung, Denkweise bei sich lebendig werden lasse.

Will er das Gesagte benutzen und seine weitere Arbeit mittheilen; so soll es mir angenehm seyn und ich werde sodann über die folgende, so wie über die vorhergehende Scene meine Gedanken eröffnen.

Ich sende das Manuscript zurück mit wenigen Bemerkungen an der Seite dieser gedachten Scene und wünsche, daß es in der Folge mir wieder mitgetheilt werde.

An den übrigen Acten ist wenig zu erinnern. Nur noch ein allgemeines Wort: Ein dramatisches Werk zu verfassen, dazu gehört Genie. Am Ende soll die Empfindung, in der Mitte die Vernunft, am Anfange der Verstand vorwalten und alles gleichmäßig durch eine lebhaft klare Einbildungskraft vorgetragen werden.

Mich geneigtem Andenken empfehlend.

Weimar d. 11. Dezember 1825.

J. W. v. Goethe.

Diese Verhandlungen bleiben zwischen uns ein Geheimniß.

G.[*])

Nr. IV.

Elsholtz an Goethe.

Mit dem freudigsten Dank haben die Vorschläge zu den Veränderungen mich erfüllt, denen, nach Euer Excellenz huld-

[*]) Diese Nachschrift ist eigenhändig.

reicher Aeußerung vom 11. Dezember v. Js. die Exposition des Lustspiels: „Die Hofdame" theilweise zu unterziehen ist und worin, nachdem ich solche vollständig mir zu eigen gemacht, auch meinerseits die Hauptzierde des ganzen Aktes nicht bloß, sondern auch der größte Gewinn für die Handlung und Charakteristik im Allgemeinen erblickt wird.

Mit desto größerem Eifer ist demnach die Ausführung unternommen worden und das Ergebniß in der Hoffnung hier beigefügt, daß durch die Hülle des Worts, — mein geringes Eigenthum, —, der Glanz des Gedankens weder verdunkelt erscheinen, noch auch den, durch die sinnreiche Bemerkung: „der erste Akt eile zu sehr 2c." hervorgerufenen Ergänzungen Hoch-Ihre Billigung werde versagt werden.

Nachdem aber auch über die letzte Scene des ersten Aktes noch weitere Mittheilung mir huldreich verheißen worden, diese Scene daher keineswegs als fertig anzusehen ist, erlaub' ich mir, statt des, Euer Excellenz früher vorgelegenen, mit Randbemerkungen von Hoch-Ihrer Hand versehenen Manuskriptes, um der Gefahr des Verlohrengehens vorzubeugen, ein anderes hier zur geneigten Benüzung anzufügen, wonächst denn auch, mit dem ehrerbietigsten Dank für das mir gewidmete Brustbild und Gedicht zum 7. November, noch der lebhafte Wunsch sich verbinden mag, die „Zeitschrift: Eos Blicke auf Welt und Kunst", deren Redaktion zu übernehmen ich im Begriffe bin, nicht bloß Ihrer hohen Aufmerksamkeit gewürdigt, sondern auch mit einem Gruß des erhabenen Meisters — als Waffe gegen den Neid des Schicksals und die Tücke der Menschen, — gelegentlich bedacht zu sehn.

Mit bekannter Verehrung 2c. 2c.

München, im März 1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. V.

Fr. v. Müller an Elsholtz.[*)]

Daß Ihre Zusendung an Goethe richtig eingelangt und freundlichst aufgenommen worden, kann und soll ich,

*) Aus den im Original beigefügten Briefen v. Müllers werden hier nur die Stellen wiedergegeben, welche die Verhandlungen zwischen Goethe und Elsholtz betreffen.

unter seiner besten Begrüßung bezeugen. Aber leider ist er seit vier Wochen in Folge einer Erkältung stets unwohl gewesen und noch immer nicht ganz hergestellt. Daher denn seine Antwort wohl noch etwas verzögert werden dürfte.

Weimar, 16. Mai 1826.

Nr. VI.

Goethe an Elsholtz.

Die Hofdame.

Erster Aufzug.

Erster Auftritt.

Hofmarschall von einigen Bedienten begleitet.	Er erfährt, zu seiner größten Beunruhigung, daß die Fürstin Braut, anstatt am Schlosse, wo sie erwartet worden, anzufahren, am Garten abgestiegen ist und in demselben spatzieren geht. Den Fürsten, der ihr entgegen ritt, sieht man aber nicht bey ihr.
Mehrere Cavaliere kommen,	denen jener seine Verlegenheit mittheilt. Man will der Fürstin in den Garten entgegen gehen, die auf dem Schloß gebliebenen Damen fehlen aber.
Die Fürstin tritt ein mit Guni.	Der Hofmarschall entschuldigt möglichst Vorfall und Zustand und präsentirt die Herren.
Die Damen kommen an.	Der Hofmarschall präsentirt sie.
Der Fürst tritt ein.	Entschuldigt sich auf eine galante Weise; er darf das Motiv von der Jagd als Liebhaberey und Pflichterfüllung gar wohl brauchen.
Die Fürstin	antwortet auf eine galante Weise, lobt die freye Luft, den schönen Garten, die fremden Vögel der Menagerie, auch die großen Karpfen im Teiche, welche Fräulein Guni, die immer etwas Zwiebak mit sich führt, zum Vergnügen gefüttert hat.

Fräulein Guni	bietet die Bügeltasche hin, mit den Worten: „Ew. Hoheit zu Befehl.“
Der Fürst	wird aufmerksam auf sie, setzt aber das vorige Gespräch fort und giebt eine Schilderung von seinem Park und dem Lustwandeln daselbst, seine Blicke auf Guni gerichtet.
Die Fürstin	setzt gleichfalls ihre vorigen Bemerkungen mit Anmuth fort. — Diese erste Unterhaltung darf wohl einigermaßen kalt, jedoch nicht steif, noch weniger widerwärtig seyn. — Nun gelangen wir bis zur Stelle: — „Erlauben sie mein Fürst nun zieh ich mich zurück!“ — und es wäre bis zu Ende dieser Scene nichts zu erinnern. Die neue Bearbeitung der folgenden ist zu billigen und wenn man sich sodann über die letzte Scene des ersten Actes zwischen dem Fürsten und Adamar, die noch ihre Schwierigkeiten hat, vergliche; so wäre der erste Act beysammen und an den Uebrigen wenig zu thun.
	Die Ursache und Absicht meiner Vorschläge werden dem geistreichen Verfasser auch ohne weitere Erklärung deutlich seyn.

Weimar, 9. Juni 1826.

G.

Nr. VII.

Elsholtz an Goethe.

Durch die, unter dem 9. v. Mts. von Euer Exzellenz über die erste Scene des Lustspieles: „Die Hofdame“ mir ertheilten huldreichen Weisungen bin ich um so mehr überrascht und erfreut worden, als deren Ausführung ein Leben und Interesse dem Eingange des Stücks mitzutheilen verspricht, welche, wiewohl scheinbar so nahliegend, dem blöden Auge des Lehrlings dennoch entzogen blieben.

Inzwischen mußte mit größter Vorsicht hier zu Werk gegangen werden, indem bei der ersten Begegnung der Brautleute eine längere Zwiesprache umso weniger zulässig erschien, als der Widerwille beider gegen diese Verbindung, der später so gründlich in sein Gegentheil umschlägt, durch solche Zwiesprache naturgemäß gleich Anfangs hätte gemildert werden und bessern Gefühlen Platz machen müssen, wie denn auch die Albernheit des schönen Hoffräuleins nicht allzufrüh hervortreten darf, um den geistreichen Fürsten von seiner Bewunderung für ein bloß reizvolles Lärvchen nicht sofort geheilt zu seh'n; der nothwendigen Täuschung nicht zu gedenken, welche bei den späteren Verwechslungen nur durch die Unbekanntschaft mit den Sprachorganen beider Damen erzielt und erklärt werden kann.

In der Hoffnung auf huldreiche Billigung, von der Bitte begleitet, auch der Verheißung wegen der letzten Scene des ersten Aktes bald die Erfüllung nachfolgen zu seh'n, mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit mich nennend.

München, 5. Julius
1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. VIII.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Goethe entschuldigt sehr sein Zögern; er litt gewaltig an einem Drüsen-Geschwür, wodurch Er zu heitrer Beschäftigung ganz unfähig war. Es geht aber jetzt besser, und er hat mir heilig versprochen, daß Er in den ersten Tagen[7]) Ihre Zuschrift, mit der Er sehr zufrieden schien, beantworten und Alles aufs Reine bringen werde, so daß Sie gewiß zufrieden seyn würden. Von Ihren Verhandlungen mit Ihm hält Er aber nicht für gut — Ihres eigenen Interesse wegen — etwas verlautbaren zu lassen, wiewohl Er, nach Erscheinung des Stücks davon öffentlich zu sprechen sich vorbehält.

Weimar, 10. Juni 1826.

---

[7]) Goethe hatte diese Antwort bereits Tags vorher — am 9. Juni s. Nr. VI — erledigt.

Nr. IX.

Goethe an Elsholtz.

Ew. Wohlgeb.

angenehmes Schreiben vom 18. July erhalte, wegen Abwesenheit des Herrn Canzler von Müller, erst am 21. August, und erwiedere eilig nur Weniges, und zwar mit Vergnügen, da ich vermelden kann, daß ich die erste Scene sehr wohl gerathen finde. Wenn Sie in einigen Punkten von meinem Vorschlag abgingen, so hatten Sie vollkommen recht, da Sie die Eigenheiten Ihrer Charaktere, Gang und Ziel Ihres Stückes besser im Sinne haben werden als ich.

Nun wäre denn von der letzten Scene des ersten Acts zu reden, die ich für sehr schwierig halte. Indessen wird ja wohl Nachdenken und Verhandlung darüber das eigentlich Erforderliche auch hervordrängen. Baldmöglichst das Weitere.

Für die fortgesetzte Sendung der Eos danke zum schönsten, mit freundlichem Ersuchen, beikommende Anzeige[8]) gefällig einzurücken. Sobald ein vollständiges Exemplar in meinen Händen ist, übersende solches zu etwaiger Benutzung. Das Beste wünschend.

Weimar d. 22. August 1826.

aufrichtig theilnehmend
J. W. Goethe.

Nr. X.

Mündliche Äußerung Goethes

über die letzte Szene des ersten Aktes, bei einer mehrwöchentlichen Anwesenheit in Weimar an den Verfasser gerichtet, dem, während der ganzen Dauer dieses Aufenthalts Haus und Tür des erhabenen Meisters freundlich geöffnet war.[9])

Nach dieser Äußerung sollte der, gegen das Band der Ehe mit Abneigung erfüllte, fürstliche Bräutigam durch eine frühere unglückliche Leidenschaft, deren Gegenstand ihn grausam betrog, in diese Stimmung versetzt und zu einem allgemeinen

[8]) Die Anzeige von Kunst und Alterthum. Vgl. Goethes Tagebuch.
[9]) Goethes Tagebuch erwähnt Elsholtzs Besuch am 20. Okt. 1826.

Mißtrauen gegen die Weiber geführt worden sein, damit seiner Gleichgültigkeit gegen die Fürstin eine Art von Entschuldigung zur Seite steh'n und besonders von dem weiblichen Zuschauer-Personal, welches nach Goethes eigenem Ausdruck, „immer gern sehe, daß man verliebt sei oder gewesen sei", die Härte und Rücksichtslosigkeit des angehenden Eheherrn mit milderen Augen möge betrachtet werden.

So schön und zart aber dieser Vorschlag, auf den ersten Blick, alles zu vermitteln und das Anstößige auszugleichen versprach, so schien derselbe doch bei näherer Betrachtung weder mit dem ursprünglichen Sinn des Stückes vereinbar, noch auch, ohne den ganzen Bau über den Haufen zu werfen, zur Ausführung geeignet, demnach denn der Verfasser dem peinlichen Dilemma sich gegenüber fand: entweder den Foderungen ehrfurchtsvoller Pietät oder der eigenen Überzeugung untreu werden zu müssen; alsbald aber seiner Bestürzung und Ratlosigkeit durch den trefflichen Kanzler von Müller entzogen ward, welcher, mit Wesen und Gesinnung seines hohen Freundes genauer bekannt, für unumwundene Darlegung sich aussprach, der denn auch sofort Raum gegeben und, wie die nachstehende Erwiederung beweist, eine Aufnahme zu Theil ward, allein hinreichend jenen Stimmen der Scheelsucht und Böswilligkeit zu begegnen, denen, in ihrer Ohnmacht gegen den Genius des Dichters, der Adel des Menschen so oft zur Zielscheibe gedient!

Nr. XI.

Elsholtz an Goethe.

Antwort auf die vorstehenden mündlichen Aussprüche.

Bei den Verhandlungen über das Lustspiel: „Die Hofdame" ist völlige Offenheit und treue Selbstprüfung von Euer Excellenz so ernstlich und wiederholt mir aufgelegt worden, daß ich nicht anstehe, die Bedenken Hochdenselben zur Kenntniß zu bringen, denen die empfohlene Veränderung der ersten Scene des ersten Aktes in der Ausführung begegnet ist.

Bei Abfassung des Stücks schwebte die Bekehrung durch Liebe einer, in unsern Tagen bei Männern höheren Standes nicht seltnen Ehescheu als Grundgedanke mir vor, demnach

der jugendlich unstäte Fürst, durch die in Italien gemachten Erfahrungen in der Mißachtung des ehelichen Verhältnißes noch bestärkt, zu einer dauernden Verbindung durch den Staatsvortheil zwar sich bewogen findet, ohne jedoch seiner launenhaften Ungebundenheit deshalb entsagen zu wollen, wie denn auch, während ein schönes Hoffräulein beim ersten Begegnen ihn für sich einnimmt, seine Verlobte, die Fürstin, unbeachtet bleibt, bis er, durch die Maske getäuscht, von deren Geist und Liebreiz sich lebhaft angezogen und bei der späteren Entdeckung des Irrthums sich hochbeglückt fühlt, Pflicht und Neigung in so schönem Einklange zu finden.

Soll dagegen eine frühere, mit Verrath vergoltne Liebe zur tiefgewurzelten Abneigung gegen die Ehe nicht bloß, sondern gegen die Frauen überhaupt herangereift sein, so würde die letztere weder so schnell besiegt werden können, noch auch mit dem lüsternen Behagen übereinstimmen, welches durch den Anblick des Fräuleins dem Verlobten eingeflößt wird und, wie die Verwicklung, so auch die Lösung des Knotens herbeiführt, — eine Lösung wodurch, wenn gewisse Milderungen im Ausdrucke der fürstlichen Scepsis und Wandelbarkeit noch hinzu kämen, den Ansprüchen des schönen Geschlechtes um so mehr dürfte genügt werden, als dieses hier, frei von jeglicher Schuld an der männlichen Ehescheu, durch Vorzüge des Geistes und Herzens im glänzensten Lichte sich darstellt.

Welcher Aufnahme aber diese Anschauung begegnen mag, so wird doch, schmeichle ich mir, meinem Bestreben: in selbstbewußter Gedankenfolge den Weg zum Ziele zu gehen, Höchst-Ihre Billigung nicht versagt, vielmehr, wenn es ein Irrweg ist, ein huldreicher Wink mir zu Theil werden dem, — sei es auch durch völlige Umgestaltung des Werkes, willig sich unterziehen wird Euer Excellenz rc. rc.

Weimar, 30ten Oktober
1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. XII.

Goethe an Elsholtz.

Ew. Hochwohlgeb.

verlieren bey unsern Communicationen ja den Hauptpunkt nicht aus den Augen, daß meine Vorschläge blos consultativ sind und daß dem Dichter immer die Freyheit bleibt, zu entscheiden was ihn am sichersten zum Zweck führt. Können Sie auf irgend eine Weise die Härten austilgen die mir eigentlich in dieser Scene anstößig waren, so werden Sie gewiß auch meine Zufriedenheit bewirken. Es soll mich freuen, eine so verdienstliche Arbeit vom poetischen Stapel auf das Theatermeer auslaufen zu sehen.

Mit vorzüglichster Hochachtung,

Weimar, 1. November 1826.

gehorsamst

J. W. v. Goethe.

Nr. XIII.

Elsholtz an Goethe.

Die bei meinem Abschiede von Euer Excellenz empfangene gnädige Erlaubniß, ferner von mir hören lassen zu dürfen, ermuthigt mich, den Versuch der Umarbeitung mitzutheilen, wodurch die in der letzten Scene des ersten Aktes: der Hofdame gerügten Härten zu entfernen gesucht und, wenn auch im Gange der Handlung und den Motiven nichts geändert, doch die Paradoxen-Jagd des fürstlichen Ehefeindes in ihrem Ausdruck nicht bloß wesentlich gemildert, sondern auch durch die, seinem Vertrauten in den Mund gelegten Einreden ein hinreichendes Gegengewicht ihr ertheilt worden ist, um jeden Anstoß, meines Dafürhaltes, vermieden zu seh'n.

Wie sehr aber würd' ich beglückt sein, wenn hierin ein Merkmal des Bestrebens von Euer Excellenz erblickt würde, welches als Richtschnur und Bedingung des poetischen Schaffens anzuseh'n Ihr edler Mund mich gelehrt hat, — des Bestrebens, dem Milden, Gefälligen, Versöhnenden überall, — namentlich auch in der Form, Raum zu geben, worauf denn in der Zukunft meine ganze Sorgfalt sich hinrichten und dergestalt

an der Fortpflanzung des Geistes, in meinem Kreise, mitzuarbeiten auch mir vergönnt sein wird, welcher, von dem erhabenen Meister ausströmend, seinen Namen heiligt und unsterblich macht.

Um so lebhafter jedoch fühl' ich nunmehr von dem Wunsche mich erfüllt, mein geringes Werk, Hoch-Ihre Billigung vorausgesetzt, dem hiesigen Hoftheater zur Benützung zu übergeben, dessen Lenker, Graf Karl von Brühl, seiner Aeußerung nach, jedes Ihrer Worte als ein Gesetz verehrt, ein solches mir günstiges Wort demnach jene schwerzugänglichen Pforten vielleicht mir eröffnen und somit ein neues Geschenk durch Hoch-Ihre Huld mir zufallen würde, — ein Geschenk, welches, ähnlich den Gaben der Götter, durch Verdienst nicht gewonnen, durch den rechten Gebrauch aber verdient wird.

Mit tiefster Verehrung 2c. 2c.

Berlin, 6. Dezember 1826.

Franz von Elsholtz.

Nr. XIV.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Ich werde Goethen, der durch Minister Humboldt's vierzehntägige Anwesenheit sehr erfreut, aber auch sehr besetzt war, wieder an die Antwort erinnern, die er mir für Sie zusagte. Soviel ich ihm abgemerkt, ist er jedoch der Ansicht, es sey besser, an der fraglichen Scene nicht weiter zu markten, da sie einmal mit dem Ideengange des ganzen Stückes zu sehr verwebt sey, als seinen früheren Aeußerungen ein noch weiteres Genüge zu thun. Auch eine gewisse Keckheit gefalle öfters nur um so mehr. Sie möchten das Schiff nur immerhin vom Stappel laufen lassen, es werde sich schon flott erhalten.

Weimar, 6. Januar 1827.

Nr. XV.

Fr. v. Müller an Elsholtz.

Freundlichen Dank für ihre liebe Zuschrift zuvor!

Leider muß ich aber sogleich äußern, daß Goethe durchaus nicht wünscht, seine Briefe an Sie oder einen Auszug davon abgedruckt zu sehen. Er führt an, seine Mittheilungen seyen rein vertrauliche gewesen und er habe ähnliche Bitte anderer werther Freunde neuerdings stets entschieden abgelehnt.

Es war mir nicht möglich, Ihn auf andre Entschließung zu lenken, wie sehr es Ihn auch übrigens freuen wird, wenn Ihre „Hofdame" günstigste Aufnahme erhält.

Ergeben Sie sich also immerhin darin, diese artige Dame ohne ein — auch wohl ohne sie überflüßiges — Weimarisches Geleit in die Welt zu senden; sie wird sich sicher schon selbst durchhelfen ja um so eher Liebhaber finden, je jungfräulich unbefangener sie auftritt.

Weimar, 13. März 1829.

Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz.

Von Dr. Paul Arndt, Dozent an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M.

Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten von Amerika haben sich seit einigen Jahren in einer höchst auffälligen Weise entwickelt. Die Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten hat nur wenig zugenommen. Dagegen ist die Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten gewaltig angeschwollen; in fünf Jahren hat sie sich nahezu verdoppelt. Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz erscheint uns dementsprechend, wie die irreführenden Ausdrücke lauten, als stark „passiv" oder sehr „ungünstig". Die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten von Amerika schließt übrigens nicht nur gegenüber Deutschland, sondern gegenüber dem ganzen Auslande mit einem bedeutenden „Aktiv-Saldo" ab. Der Überschuß der Ausfuhr der nordamerikanischen Union über die Einfuhr betrug im Kalenderjahre 1900 fast 650 Millionen Dollar.

Diese Tatsachen erscheinen vielen Wirtschaftspolitikern vom europäischen Standpunkte als wahrhaft erschreckend. Im deutschen Reichstage z. B. vergeht kaum eine handelspolitische Debatte, ohne daß hervorragende Parlamentarier auf die „Ungunst" der deutsch-amerikanischen Handelsbilanz hinweisen und unsere Regierung ermahnen, auf der Hut zu sein.

So sagte noch kürzlich (am 11. Dezember 1901) Graf v. Kanitz im Reichstage folgendes: „Nach der amerikanischen Handelsstatistik haben die Vereinigten Staaten im Fiskaljahr vom 1. Juli 1900 bis 30. Juni 1901 am Gesamtaußenhandel 2826 Millionen Mark, fast 3000 Mill. Mark, bar verdient; um so viel war die amerikanische Ausfuhr mehr wert als die Einfuhr, und von diesem Verdienst entfallen 665 Millionen auf Deutschland. . . . Daß Amerika sich ungebührlich bereichert

bei seiner Handelspolitik, und daß andererseits das geduldige Europa geradezu ausgeplündert werden muß, darüber besteht wohl kein Zweifel."

Über dasselbe Thema verbreitete sich am 12. Dezember 1901 im Reichstage der Abgeordnete Münch-Ferber. Er schloß seine statistischen Darlegungen mit den Worten: „Demnach gingen in den letzten drei Jahren mehr als $1^1/_2$ Milliarden Mark deutschen Geldes auf Nimmerwiedersehen in die Vereinigten Staaten." [1])

Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz ist auch in Zeitungen, Zeitschriften und Büchern vielfach erörtert worden. Es läßt sich nicht verkennen, daß es sich bei der Beurteilung der Frage um eine Reihe schwieriger Probleme handelt. Es scheint mir indessen, daß die Angelegenheit noch von keiner Seite gründlich genug untersucht und hinreichend geklärt worden ist. Viele Einzelheiten, die bei der Prüfung der Frage in Betracht zu ziehen wären, sind uns nur unvollkommen bekannt.

Jedoch läßt sich wenigstens die allgemeine Frage, ob die Gestaltung der deutsch-amerikanischen Handelsbeziehungen besorgniserregend sei, schon jetzt in der Hauptsache beantworten. [2])

Ich beabsichtige, im folgenden auf eine Reihe wichtiger Tatsachen, die bei der Beurteilung des Problems zu berücksichtigen sind, hinzuweisen, und einige Argumente, die von den Pessimisten zur Begründung ihrer Befürchtungen angeführt zu werden pflegen, kritisch zu betrachten. Eine erschöpfende Darlegung ist — schon aus äußeren Gründen — ausgeschlossen.

---

[1]) Es scheint mir überflüssig, hier genauer darzulegen, daß die Behauptung, die Amerikaner „verdienten" am Außenhandel die genannten Summen, völlig haltlos ist. Leider können im jetzigen deutschen Reichstage Abgeordnete, die Verdienst und Umsatz verwechseln und überhaupt die einfachsten wirtschaftlichen Vorgänge gröblich mißverstehen, als Autoritäten in volkswirtschaftlichen Dingen gelten. Die Beurteilung der angeführten Äußerungen ergiebt sich aus den Darlegungen im zweiten und dritten Teil dieser Abhandlung.

[2]) Kurze Erörterungen des Problems — von etwas anderen Gesichtspunkten aus — finden sich in meinen Aufsätzen in der „Nation" vom 24. Mai und 30. August 1902: „Meistbegünstigung und nordamerikanische Konkurrenz" und „Die amerikanische Gefahr".

I.

Zunächst einige handelsstatistische Tatsachen:[3])

Die Vereinigten Staaten haben sich nicht immer einer „günstigen“ Handelsbilanz, um die sie jetzt so beneidet werden, erfreut. Vom Anfange des 19. Jahrhunderts an war ihre Handelsbilanz bis zum Jahre 1873 überwiegend passiv; in der Zeit von 1821—73 war sie nur in 6 Jahren aktiv, und zwar waren die Überschüsse nur geringfügig. In den 40 Jahren vor dem Bürgerkriege 1821—61 betrug der Import 6626 Millionen Dollar und der Export 5633 Millionen Dollar (einschl. Edelmetall). Die Passivität der Handelsbilanz der Vereinigten Staaten während dieser Zeit läßt auf eine starke Anlage europäischen Kapitals in Amerika schließen. Die Amerikaner schuldeten schon zu dieser Zeit den Europäern große Beträge an Zinsen, Unternehmergewinnen, Vergütungen für Transport- und Vermittlerdienste u. s. w. Die Bilanz hätte daher aktiv sein müssen, wenn sie nicht durch eine sehr bedeutende Kapitaleinfuhr (Eisenbahnmaterialien u. s. w.) passiv gestaltet worden wäre. Von 1874 an wurde die Handelsbilanz (mit Ausnahme von vier Jahren) dauernd aktiv. In der Zeit von 1874—1897 wurden Waren im Werte von 2645 Mill. Dollar mehr exportiert als importiert, dazu noch 148 Mill. Doll. in Gold und 370 Mill. Doll. in Silber. Die Mehrausfuhr betrug also in dieser Periode jährlich etwa 130 Mill. Dollar. Es scheint mir, daß dieser Betrag nicht ausreichte, die Zinsen, Dividenden, Frachten u. s. w. zu decken, welche die Amerikaner regelmäßig an Europa zu zahlen hatten. Es muß also die Verschuldung der Vereinigten Staaten Europa gegenüber in dieser Zeit noch zugenommen haben. Wenn während dieser Periode die amerikanischen Staatspapiere zu einem großen Teile aus Europa wieder nach Amerika zurückgebracht wurden,[4]) so muß eine beträchtliche Vermehrung der Anlage europäischen

[3]) Nach Sartorius von Waltershausen, Die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten von Amerika (Berlin 1901), S. 41 ff., und G. M. Fisk, Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika (Stuttgart 1897), S. 186, f.

[4]) Sartorius v. Waltershausen, a. a. O. S. 47.

Kapitals in amerikanischen gewerblichen Unternehmungen (z. B. Eisenbahnen) stattgefunden haben. Im Jahre 1897/98 begann eine neue Periode im Außenhandel der Vereinigten Staaten. Die Ausfuhr überragte die Einfuhr ganz gewaltig. In den vier Fiskaljahren 1897/98 bis 1900/1901 führte die Union durchschnittlich fast 600 Mill. Dollar mehr aus als ein. Um wie kolossale Summen es sich hierbei handelt, ergibt sich aus der Erwägung, daß der Überschuß von fast 2400 Mill. Dollar das $2^1/_2$ fache der nach 1870/71 von Frankreich an Deutschland gezahlten Kriegsentschädigung beträgt.[5]) Dies war nur möglich auf Grund riesenhafter Kapitalverschiebungen, die weiter unten genauer zu besprechen sind.

Über die Entwicklung der Handelsbeziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten ist folgendes zu berichten: Zwischen 1821 und 1894 übertraf, wie Fisk[6]) mitteilt, die amerikanische Ausfuhr nach Deutschland in 38 Jahren die Einfuhr aus Deutschland, während umgekehrt die Einfuhr aus Deutschland in 36 Jahren die Ausfuhr dahin überragte. In der genannten Zeit haben die Vereinigten Staaten Waren und Edelmetalle im Gesamtwerte von 1942 Mill. Dollar nach Deutschland ausgeführt, und zwar 1805 Mill. Dollar Waren und 137 Mill. Dollar Edelmetalle, dagegen im ganzen 1812 Mill. Dollar eingeführt, und zwar 1705 Mill. Dollar Waren und 107 Mill. Dollar Edelmetalle. Jährlich haben also die Vereinigten Staaten im Durchschnitt beinahe 2 Mill. Dollar mehr nach Deutschland exportiert als aus Deutschland importiert.

Genauere Angaben über die Entwicklung der letzten Jahre enthält die nachstehende Tabelle.

Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz gestaltete sich folgendermaßen:

I. nach der deutschen Statistik (die angeführten Jahre sind Kalenderjahre),

II. nach der amerikanischen Statistik (die angeführten Jahre sind Fiskaljahre, je vom 1. Juli bis zum 30. Juni).

---

[5]) Vgl. Sartorius von Waltershausen a. a. O. S. 50.

[6]) A. a. O. S. 186 f.

	Jahre	Einfuhr Deutschlands aus den Vereinigten Staaten (ohne Edelmetalle)	Ausfuhr Deutschlands nach den Vereinigten Staaten (ohne Edelmetalle)	Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr
		Mill. Mark	Mill. Mark	Mill. Mark
I.	1894	449,8	270,3	179,5
	1895	482,8	368,4	114,4
	1896	528,3	383,2	145,1
	1897	652,1	397,4	254,7
	1894—97	2113,0	1419,3	693,7
	Durchschnittlich	528,2	354,8	173,4
	1898	876,1	332,9	543,2
	1899	893,8	377,5	516,3
	1900	1003,6	439,6	564,0
	1901	985,8	384,7	601,1
	1898—1901	3759,3	1534,7	2224,6
	Durchschnittlich	939,8	383,7	556,2
		Mill. Doll.	Mill. Doll.	Mill. Doll.
II.	1894/95	92,1	81,0	11,1
	1895/96	97,9	94,2	3,7
	1896/97	125,2	111,2	14,0
	1897/98	155,0	69,7	85,3
	1894/95-1897/98	470,2	356,1	114,1
	Durchschnittlich	117,5	89,0	28,5
	1898/99	155,8	84,2	71,6
	1899/1900	187,3	97,4	89,9
	1900/01	191,8	100,4	91,4
	1901/02	173,1	102,0	71,1
	1898/99-1901/02	708,0	384,0	324,0
	Durchschnittlich	177,0	96,0	81,0

Die Ziffern der deutschen und der amerikanischen Statistik stimmen nicht ganz überein. Jedoch ergeben sich für die Jahre 1894—97 nicht stark abweichende Ziffern, für die Einfuhr Deutschlands aus Amerika nach der ersten Statistik durchschnittlich 528,2, nach der zweiten 493,5 Mill. Mark, für die Ausfuhr Deutschland nach Amerika entsprechend 354,8 und 363,8 Mill. Mark. Auch die Ziffern für die Ausfuhr Deutschlands nach Amerika in den Jahren 1898—1901 sind ähnlich, 383,7 und 403,2 Mill. Mark. Dagegen betrug die Einfuhr Deutschlands aus Amerika 1898—1901 nach der deutschen Statistik durchschnittlich 939,8 Mill. Mark, nach der amerikanischen nur 743,4 Mill. Mark. Eine Vergleichung einzelner Einfuhrposten legt die Vermutung nahe, daß die Differenz im wesentlichen darauf zurückzuführen ist, daß die in den letzten vier Jahren sehr beträchtlichen amerikanischen Getreidesendungen, die über holländische, belgische, vielleicht auch englische Häfen nach Deutschland gingen, in Amerika nicht ganz auf die Rechnung Deutschlands, sondern auf die Hollands u. s. w. gesetzt worden sind, während man sie in Deutschland richtig gebucht hat. Die Differenzen sind noch nicht ganz aufgeklärt; es wäre dankenswert, die Zuverlässigkeit der deutschen und der amerikanischen Zahlenangaben genauer zu untersuchen.[7]) Hier fehlt dazu der Raum.

II.

Wie ist die außergewöhnliche Gestaltung der deutsch-amerikanischen Handelsbilanz in den letzten Jahren zu erklären?

Zur Beantwortung dieser Frage bedarf es zunächst einer Untersuchung der Entstehung und der Zusammensetzung der Warensendungen, die zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten erfolgen.

Was veranlaßt die gegenseitigen Warensendungen?

---

[7]) Vergl. die Untersuchungen der statistischen Angaben über den deutsch-englischen und den deutsch-russischen Handelsverkehr in meinen Schriften „Die Handelsbeziehungen Deutschlands zu England und den englischen Kolonien“ (Berlin 1899), S. 35 ff., und „Zum Abschluß eines neuen deutsch-russischen Handelsvertrages“ in Band 92 der Schriften des Vereins für Sozialpolitik (Leipzig 1901), S. 12 ff.

1. Die Bewohner des einen Landes wünschen Erzeugnisse des anderen zu konsumieren; sie müssen für dieselben eine entsprechende Menge eigener Erzeugnisse hingeben.

2. Die Bewohner des einen Landes legen im anderen Kapital an; sie investieren es entweder in kaufmännischen, gewerblichen oder landwirtschaftlichen Unternehmungen oder in öffentlichen Anleihen.

3. Die Bewohner des einen Landes müssen an die des anderen, von denen sie Kapital empfangen haben, Zinsen, Dividenden u. s. w. bezahlen.

4. Die Bewohner des einen Landes zahlen die von den Bewohnern des anderen Landes empfangenen Kapitalien zurück.

5. Die Bewohner des einen Landes haben, falls der Transport ihrer Waren nach auswärts von Bewohnern des anderen Landes besorgt wird, an letztere Frachten zu bezahlen.

6. Die Bewohner des einen Landes müssen, falls sie von Bewohnern des anderen Landes sonstige Dienstleistungen (Kommission, Versicherung, wissenschaftliche Arbeit u. s. w.) empfangen, für diese bezahlen.

7. Die Bewohner des einen Landes müssen für die Kosten des Aufenthalts ihrer Angehörigen im anderen Lande bezahlen.

Fast alle diese Zahlungen werden nicht durch Übersendung von Geld, sondern — mit Hilfe des Wechselverkehrs — durch Warenlieferungen vollzogen.

Zu 1.: Die Größe des direkten deutsch-amerikanischen Güteraustausches dürfte in den letzten Jahren ungefähr nach der Größe der deutschen Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten zu berechnen sein; die deutsche Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten besteht fast nur aus Konsumgütern, nicht aus Kapitalgütern. Aus anderen Gründen als dem erstgenannten haben, wie sogleich zu erörtern ist, die Amerikaner in der letzten Zeit wohl nur wenig deutsche Waren erhalten. Der Wert der direkt ausgetauschten Waren mag in den letzten fünf Jahren auf beiden Seiten durchschnittlich 350 Mill. Mark betragen haben.

Zu 2.: Die Neuanlage deutschen Kapitals in amerikanischen Werten dürfte in den letzten Jahren, in denen in Deutschland selbst eine so rege Emissionstätigkeit herrschte, nur gering gewesen sein. — Auch die Anlage amerikanischen Kapitals in deutschen Werten, welcher Sartorius v. Walters-

hausen[8]) und andere eine größere Bedeutung beimessen, soll, wie mir von Sachverständigen versichert wird, nur wenig umfangreich gewesen sein; die deutschen Staats- und Stadtanleihen, von denen in der Literatur immer die Rede ist, sollen nur vorübergehend in amerikanischem Besitz gewesen und sehr bald nach Deutschland zurückgewandert sein.

Zu 3: Im Jahre 1899 wurde auf Grund von Erhebungen deutscher Konsuln[9]) das in den Vereinigten Staaten von Amerika tätige kaufmännische und industrielle deutsche Kapital auf zwei Milliarden Mark veranschlagt; bei einer 5 prozentigen Verzinsung würde sich hieraus für die Vereinigten Staaten die Verpflichtung ergeben, jährlich 100 Millionen Mark an Deutschland zu zahlen. Diese Summe dürfte aber für die Jahre der günstigen Konjunktur viel zu niedrig gegriffen sein. Dazu kommen noch die Zinsen für in deutschem Besitz befindliche amerikanische Staatsanleihen und sonstige Effekten (mit Ausnahme von Eisenbahn- und Minenpapieren, die bei den obigen zwei Milliarden Mark eingerechnet sind). Infolge des Rückkaufs amerikanischer, im Auslande befindlicher Effekten durch die Amerikaner hat sich der Betrag der an Deutsche zu zahlenden Zinsen und Dividenden in der letzten Zeit wahrscheinlich nicht unerheblich vermindert. — Die Summe der von Deutschen an Amerikaner zu zahlenden Zinsen und dergl. dürfte nur gering sein.

Zu 4: Die Rückwanderung amerikanischer Effekten aus Europa, insbesondere auch aus Deutschland, soll in den Jahren 1898 bis 1900, wie aus Bankierskreisen einstimmig berichtet wird, sehr beträchtlich gewesen sein; nach dem Umschlagen der Konjunktur in Deutschland ist diese Bewegung stark verlangsamt, wenn nicht in ihr Gegenteil verkehrt worden. Genauere Aufzeichnungen über diese Kapitalverschiebungen sind nicht bekannt geworden; und die Schätzungen sind sehr unsicher. Daß 60—80 Prozent der in Deutschland befindlichen amerikanischen Wertpapiere wieder in amerikanischen Besitz übergegangen seien, wie Sartorius von Waltershausen[10]) berichtet, ist kaum an-

[8]) A. a. O. S. 52.
[9]) Volkswirtschaftliche Chronik für 1900 (Jena 1901) S. 70.
[10]) A. a. O. S. 51.

zunehmen. Nach Prager[11]) schätzen „gute Sachkenner" den Betrag der in den Jahren 1898—1900 aus Europa nach der Union zurückgewanderten Effekten nur auf etwa 10 Prozent derselben, etwa 850 Millionen Mark; diese Werte dürften zum größten Teil aus England, das während des südafrikanischen Krieges viel flüssiges Kapital brauchte, nach Amerika gegangen sein. Eine genauere Untersuchung des Umfangs dieser Kapitalverschiebungen, über die noch große Unklarheit besteht, wäre sehr zu wünschen. — Von einer Rückwanderung amerikanischen, in Deutschland angelegten Kapitals nach Amerika dürfte, abgesehen von der oben erwähnten kurzen Übernahme deutscher Staats- und Stadtanleihen seitens der Amerikaner, kaum die Rede sein.

Zu 5: Die Transportdienste im deutsch-amerikanischen Verkehr verrichten fast ausschließlich die Deutschen. Die Gewinne der deutschen Rhederei werden in den letzten Jahren auf jährlich 300 Millionen Mark veranschlagt. Hiervon dürften mindestens 50 Millionen Mark aus den Vereinigten Staaten stammen.

Zu 6: Auch beim Austausch sonstiger Dienstleistungen ergibt sich im deutsch-amerikanischen Verkehr wahrscheinlich für die Deutschen ein Gewinnüberschuß. Zahlenmäßige Unterlagen zu Schätzungen fehlen.

Zu 7: Die Zahl der Amerikaner, die alljährlich zu ihrer Belehrung, ihrem Vergnügen u. s. w. nach Deutschland kommen, ist beträchtlich; die Kosten ihrer Reisen, ihres Aufenthalts u. s. w. beziffern sich nach Millionen. Jedenfalls sind sie viel bedeutender als die Kosten von ähnlichen Reisen Deutscher nach Amerika.

Aus dieser Untersuchung ergibt sich, daß die Amerikaner ganz normaler Weise in jedem Jahre den Deutschen für mehrere hundert Millionen Mark Waren zu liefern haben, für welche sie keinen Gegenwert in Waren empfangen; die Gegenwerte bestehen eben in der Benutzung des ihnen geliehenen Kapitals, in den Transportdiensten, in den den amerikanischen Reisenden gelieferten Produkten u. s. w. Deshalb ist auch die Handelsbilanz Deutschlands gegenüber den Vereinigten Staaten normaler Weise passiv. Die Passivität war früher nicht so bedeutend,

[11]) Die amerikanische Gefahr, Berlin 1902, S. 14.

weil noch beständig viel deutsches Kapital in Amerika angelegt wurde; sie war in den letzten Jahren bedeutender, weil die Amerikaner viel deutsches Kapital zurückgezahlt haben.

Noch ein anderer Umstand hat dazu beigetragen, die Passivität der Bilanz zu verstärken. Deutschland, wie überhaupt das industrielle Europa, spielt gewissermaßen eine Vermittlerrolle zwischen den Vereinigten Staaten einerseits und Ostindien und China andererseits. Die Union konnte bisher die Waren (Thee u. s. w.), die sie in großen Mengen aus Ostindien und China bezog, nicht mit eigenen Produkten bezahlen. Die Gegenwerte für die Bezüge der Union aus Asien wurden den Indern und Chinesen aus Europa geliefert; dafür entschädigten die Amerikaner die Europäer, u. a. auch die Deutschen, durch Sendungen von amerikanischen Waren.[12])

Das Anschwellen der Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Deutschland ist, wie sich teilweise schon aus Vorstehendem ergiebt, hauptsächlich auf die Gunst der wirtschaftlichen Konjunktur zurückzuführen. Im einzelnen ist dies folgendermaßen zu erläutern:

1. Die Geschäftslage in den Vereinigten Staaten hängt wesentlich vom Ausfall der Ernten ab. In den letzten Jahren fielen die amerikanischen Ernten besonders gut aus. „Schier fabelhafte Mengen Weizen und Baumwolle, beträchtlichen Ertrag an Mais lieferte der amerikanische Boden.“[13]) Während die Weizenernte in den Jahren 1893 bis 1896 durchschnittlich 154 Mill. Hektoliter betrug, belief sie sich 1897 auf 186, 1898 sogar auf 243 Mill. Hektoliter; ähnlich hoch waren die Zahlen der folgenden Jahre, 1899: 192, 1900: 183, 1901: 262 Mill. Hektoliter. Die Maisernte hatte in den Jahren 1890 bis 1894 durchschnittlich 564 Mill. Hektoliter betragen; in den Jahren 1895 und 1896 stieg sie auf 753 und 799 Mill.; auch in den folgenden vier Jahren waren die Maisernten sehr gut; sie beliefen sich auf durchschnittlich 701 Mill. Hektoliter. Um so fühlbarer war dann die schlechte Ernte des Jahres 1901, die nur 533 Mill. Hektoliter Mais lieferte. Die Baumwollernte hatte in den Jahren 1891 bis 1895 durchschnittlich

[12]) Vgl. hierzu meine Besprechung der deutsch-russischen Handelsbilanz in den Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 92, S. 10 f.

[13]) Vgl. H. Dietzels Artikel in der „Nation“ vom 24. November 1900.

8,2 Mill. Ballen ergeben; 1896 war ein schlechtes Jahr, das nur 7,2 Mill. Ballen hervorbrachte; 1897 erntete man dagegen 8,8 Mill. Ballen Baumwolle, 1898 sogar 10,9 und 1899 wiederum 11,1 Mill. Ballen; 1900 sank das Ergebnis auf 9,1, um 1901 wieder auf 10,2 Mill. Ballen zu steigen. Auch die Ernte von 1902 war gut; man schätzt sie auf 9,7 Mill. Ballen.

Die Marktlage war derart, daß die Amerikaner für die in solcher Fülle produzierten Waren auch gute Preise erzielen konnten.[14])

Der gute Ertrag der landwirtschaftlichen Produktion, verbunden mit rasch fortschreitender erfolgreicher Erschließung der reichen im amerikanischen Boden enthaltenen Schätze von Brennstoffen und Mineralien, förderte die Ansammlung von Kapital, das nach weiterer Verwertung suchte und teilweise zum Rückkauf im Auslande befindlicher amerikanischer Effekten benutzt werden konnte.

2. Die günstige wirtschaftliche Konjunktur in Deutschland förderte die Einfuhr aus Amerika folgendermaßen:

a) Das deutsche Publikum war kaufkräftiger, also konsumfähiger; in Betracht kommt hier namentlich der Konsum von Getreide, Fleisch, Speck, Schmalz, Obst, Petroleum.

b) Die deutschen Industriellen brauchten dringend größere Mengen wichtiger Rohstoffe (wie Baumwolle, Kupfer, gewisse Öle), für deren Bezug man in wesentlichem auf Amerika angewiesen ist.

c) Die deutsche Industrie konnte teilweise nicht rasch genug den Bedarf des Inlandes decken; es mußten also zur Ergänzung Waren aus dem Auslande bezogen werden. Dies gilt namentlich von der Einfuhr von Metallen aus Amerika. Die deutsche Bleieinfuhr aus Amerika, die in den Jahren 1894 bis 1897 durchschnittlich nur 2 Mill. Mark betragen hatte, stieg 1898 auf 4,6 Mill. Mark, 1899 auf 5,6 und 1900 sogar auf 9,9 Mill. Mark, um 1901 wieder auf 4,5 Mill. Mark zu sinken. Amerikanisches Roheisen war vor 1897 überhaupt nicht nach Deutschland gelangt; die Einfuhrwerte betrugen 1897: 0,8 Mill. Mark; 1898: 1,0; 1899: 1,7;

[14]) Vgl. Dietzel a. a. O.

1900: 2,1 Mill. Mark; 1901 sank die Roheiseneinfuhr wieder auf 0,7 Mill. Mark. Die auch an dieser Stelle zu nennende Kupfereinfuhr Deutschlands aus Amerika, die erst von 1894 an Bedeutung gewann, betrug in den Jahren 1894 bis 1897 durchschnittlich 35 Mill. Mark; sie stieg 1898 auf 57, 1899 auf 71 und 1900 auf 101 Mill. Mark, um 1901 wieder auf 62 Mill. Mark zu sinken.

d) Die große Unternehmungslust in Deutschland hemmte die Abgabe deutschen Kapitals ans Ausland und führte sogar zum Abstoßen fremder Wertpapiere, auch amerikanischer Effekten. Nach dem „Deutschen Ökonomist" wurden in den Jahren 1893—1896 in Deutschland nur 530 Aktiengesellschaften mit 685 Millionen Mark Kapital neu gegründet, 1897—1900 dagegen 1208 Aktiengesellschaften mit einem Kapital von 1729 Millionen Mark. Die Emissionstätigkeit war in der letzten Periode sehr rege; unter den emittierten Werten waren aber nur wenige ausländische.[15])

e) Das Steigen des Zinsfußes auf den deutschen Märkten lockte fremdes Kapital nach Deutschland. Der Diskontsatz der deutschen Reichsbank stieg bekanntlich zur Zeit der Hochkonjunktur bis auf 7 Prozent, während er sich z. B. in den Jahren 1894 bis 1897 zwischen 3 und 4 Prozent halten konnte.

Das Zurückbleiben der amerikanischen Einfuhr- hinter den Ausfuhrziffern ist selbstverständlich nicht nur diesen allgemeinen wirtschaftlichen Ereignissen, sondern auch der hochschutzzöllnerischen Politik der Vereinigten Staaten zuzuschreiben, welche die Einfuhr künstlich erschwerte und die Trusts anreizte, auf Kosten der amerikanischen Konsumenten durch Preisschleuderei im Auslande den Export künstlich zu forciren.

III.

Ist die Passivität der deutsch-amerikanischen Handelsbilanz für Deutschland bedenklich?

Hier sind zunächst drei Fragen zu berühren:

1. die Frage der Goldentziehung,
2. die Frage der industriellen Konkurrenz,
3. die Frage der wechselseitigen Verschuldung.

[15]) Vergl. Volkswirtschaftliche Chronik für 1901 (Jena 1902), S. 543.

1. Den Befürchtungen, welche mit Bezug auf die Entwickelung des deutsch-amerikanischen Handelsverkehrs geäußert werden, liegt oft eine etwas naive Vorstellung zu Grunde. Man glaubt, die Amerikaner könnten uns einmal durch ihre riesige Wareneinfuhr unseren ganzen Vorrat an Edelmetall entziehen. Von einer solchen Tendenz ist allerdings in Deutschland nichts zu bemerken. Unser Reichtum an Gold und Silber nimmt trotz unserer „ungünstigen" Handelsbilanz beständig zu: in den letzten 10 Jahren (1892—1901) hat Deutschland nach der Reichsstatistik durchschnittlich 95 Mill. Mark Edelmetall mehr ein- als ausgeführt. Übrigens macht man sich häufig übertriebene Vorstellungen von unseren verfügbaren Gold- und Silbervorräten; die deutschen Notenbanken, die Hauptreservoire für Gold und Silber, halten durchschnittlich nur 900—950 Mill. Mark Edelmetall in ihren Kellern, darunter viel entwertetes Silber. Wenn wir unsere Einfuhr aus Amerika mit Geld bezahlten, so könnten uns die Amerikaner unsere ganzen Metallreserven in einem Jahre abnehmen. Das ist aber ganz ausgeschlossen. — Außerdem, was sollten die Amerikaner mit dem Gold und Silber tun, das sie anderen Staaten abnehmen? Gold und Silber dienen entweder als Umlaufsmittel (in Münzform), oder sie werden zu Geräten, Schmucksachen und dergl. verarbeitet. Nehmen wir einmal das Absurde an, daß die Amerikaner alles Gold und Silber der Erde durch eine riesenhafte Ausfuhr an sich gerafft hätten und das Edelmetall nun, soweit sie es nicht als Umlaufsmittel gebrauchten, in Schmucksachen und dergl. verwandelten. Wenn sie dann noch weiter Waren ausführen wollten, so bliebe ihnen nicht anderes übrig als das Schreckliche: sie müßten sich zur Einfuhr von Waren bequemen. Verschenken wollen sie ihre Produkte nicht; das Kreditieren würde die Gegenleistung, die Einfuhr von Waren, nur hinausschieben. Sie könnten dann nur Waren gegen Waren austauschen. In Wirklichkeit würden die Amerikaner das ganze aufgehäufte Gold und Silber nicht in Gold- und Silberwaren verwandeln wollen, sondern sie würden versuchen, aus dem Besitz der Edelmetalle in anderer Weise Nutzen zu ziehen. Der einzige Weg zur Verwertung der Edelmetalle, der sich darbietet, ist die Wiederausfuhr derselben ins Ausland, d. h. also wieder-

um die Einfuhr der für dieselben gekauften Waren. Auf die Dauer kann sich auch der überzeugteste Schutzzöllner, der ausführen will, vor der Einfuhr nicht retten. Es geht dem Staate ebenso wie dem Privatmann, der immer nur verkaufen, niemals einkaufen möchte. Das eingenommene Geld kann er nur verwerten, wenn er es wieder ausgibt und sich dadurch in den Besitz der Güter setzt, die er zu konsumieren wünscht. „Wir müssen uns nicht auf die eingebildete Sicherheit verlassen," sagte Mac Kinley[16]) am 5. September 1901 in Buffalo, „daß wir für immer alles verkaufen, wenig oder gar nichts kaufen können. Wir sollten von unseren Kunden diejenigen Produkte nehmen, die wir, ohne unsere Industrie und Arbeit zu schädigen, benutzen können." Es gibt Mittel genug, den Abfluß des Edelmetalls aus einem wirtschaftlich gesunden Lande zu verhindern; dieser Aufgabe dient bekanntlich teilweise die Diskontopolitik der großen Nationalbanken. Auf umfangreiche Verschiebungen der Edelmetallmengen aus einem Lande ins andere würden bald die Warenpreise reagieren. In dem Lande, in welchem das Gold infolge starker Ausfuhr knapp wird, erhält es dadurch einen höheren Wert; da aber die Preise der Waren im Goldwerte ausgedrückt werden, so bedeutet ein Steigen des Goldwertes ein Sinken der Warenpreise. Dagegen wird in dem Lande, das den Goldstrom auf sich gelenkt hat, der Goldwert sinken; das bedeutet ein Steigen der Warenpreise. Hohe Warenpreise erschweren die Warenausfuhr, niedrige erleichtern sie. Die Goldausfuhr aus dem ersten Lande in das zweite hat also die Tendenz, auch eine Warenausfuhr aus dem ersten Lande in das zweite hervorzurufen und damit das Gold aus dem zweiten wieder in das erste zurückzuziehen.

Kurz es gibt vielerlei Erwägungen, die ich hier nur kurz erwähnen konnte, welche die Gefahr, daß die Vereinigten Staaten alles Gold an sich reißen könnten, als gegenstandslos erkennen lassen.

2. Die Konkurrenzfähigkeit der Amerikaner auf industriellem Gebiete wird vielfach überschätzt. Zur Beurteilung dieser Frage ist hier auf folgende Tatsachen zu verweisen.

Die Ausfuhr amerikanischer Industrieprodukte nach Deutsch-

---

[16]) Volkswirtschaftliche Chronik für 1901 (Jena 1902), S. 378.

land ist verhältnismäßig gering. Deutschland erhält aus den Vereinigten Staaten fast nur Lebensmittel und Rohstoffe. Unter den in der amtlichen Außenhandelsstatistik Deutschlands für 1901 (Neue Folge, Bd. 142, XIX, S. 21) genannten „hervorragendsten Einfuhrartikeln" aus den Vereinigten Staaten im Gesamtbetrage von 961,1 Mill. Mark befinden sich nur zwei Posten Fabrikate, nämlich Maschinen und Maschinenteile im Werte von 19,2 Mill. Mark (darunter für 16,2 Mill. Mark landwirtschaftliche Maschinen) und Nähmaschinen ohne Gestell im Werte von 3,0 Mill. Mark.

Der Absatz deutscher Industrieprodukte auf neutralen Märkten hat trotz der amerikanischen Konkurrenz beständig zugenommen. In den Jahren 1892—1896 führte Deutschland nach der deutschen Statistik „Fabrikate" im Werte von durchschnittlich 2062 Mill. Mark aus, in den Jahren 1897—1901 solche im Werte von durchschnittlich 2658 Mill. Mark.

Die Waren, welche Deutschland nach den Vereinigten Staaten ausführt, sind überwiegend Industrieprodukte: Textilwaren, baumwollene, wollene, leinene und halbseidene, Porzellanwaren, Spielzeug, Bücher, Karten, Musikalien, Farbendruckbilder, Kupferstiche u. dgl., Farbstoffe und andere Chemikalien, Leder- und Lederwaren, feine Metallwaren, Papier u. s. w. Die deutsche Industrie konkurriert also erfolgreich in diesen Branchen mit der amerikanischen in den Vereinigten Staaten selbst, trotz der hohen Zölle.

Bemerkenswert ist auch, daß die Fabrikateausfuhr der Vereinigten Staaten von 412 Mill. Dollar im Jahre 1900/01 auf 404 Mill. Dollar im Jahre 1901/02 zurückging, während sich die Einfuhr von Fabrikaten gleichzeitig von 210 auf 242 Mill. Dollar hob.

3. Die Frage der wechselseitigen Verschuldung Deutschlands und der Vereinigten Staaten ist einerseits noch zu wenig geklärt, andererseits zu verwickelt, als daß sie an dieser Stelle mit Nutzen erörtert werden könnte. Daß die von Sartorius von Waltershausen[17]) summarisch geschilderten traurigen Er-

[17]) A. a. O., S. 59: „Schwächung der Steuerkraft, Fortsetzung der unproduktiven Verschuldung, vielleicht Papiergeldemission, ungenügende Ausdehnung der Produktivkräfte wegen Mangel an Kapital und wegen unzureichender Nachfrage im Innern, Auswanderung von Unternehmern

eignisse infolge der Rückzahlung deutschen Kapitals von Amerika und der Investierung amerikanischen Kapitals in Deutschland eintreten würden, will mir nicht einleuchten. Namentlich ist mir unverständlich, wie bei diesem Einströmen von Kapital aus Amerika in Deutschland gleichzeitig ein „Mangel an Kapital" mit seinen schlimmen Folgen entstehen kann. Vorläufig scheint es mir durchaus unbedenklich zu sein, daß die nordamerikanische Union sich anschickt, ihre kolossalen Schulden zurückzuzahlen und allmählich selbst in die Reihe der Gläubigerländer einzutreten. Allerdings wird die gewaltige Zunahme der Kapitalbildung in Amerika den Zinsfuß herabdrücken, zunächst in Amerika, später auch in Europa. Das Sinken des Zinsfußes ist aber vom volkswirtschaftlichen Standpunkte mit Freuden zu begrüßen. Die Klagen der Rentner und allgemein der Gläubiger über einen niedrigen Zinsfuß dürfen uns nicht irre machen. Es kommt auf diejenigen an, welche sich des Kapitals zur Produktion bedienen wollen; diese haben ein Interesse daran, es möglichst billig zu erhalten. Das Sinken des Zinsfußes ist im allgemeinen ein Zeichen von Wohlstand und Sicherheit; nur wo Armut und Unsicherheit herrscht, ist der Zinsfuß dauernd hoch.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten sich dem ganzen Auslande, insbesondere auch Deutschland gegenüber dauernd so stark aktiv erhalten wird wie in den Jahren 1897—1901. Auf die fetten Erntejahre werden in Amerika auch wieder magere folgen. Auch wird die günstige Konjunktur auf dem Gebiete der Industrie, des Handels und des Verkehrs in Amerika nicht ewig anhalten; daß bei der Überkapitalisierung vieler gigantischer Unternehmungen in Amerika, bei der Mangelhaftigkeit des amerikanischen Geld- und Kreditwesens, bei der Goldgier und Gewissenlosigkeit vieler amerikanischer Spekulanten u. s. w. furchtbare Rückschläge kommen müssen, scheint mir unzweifelhaft zu sein. Die Kapitalverschiebungen zwischen Amerika und Europa werden sich den wechselnden Konjunkturen an-

und Arbeitern, Übersiedelung von Fabriken in andere Länder, Arbeitslosigkeit, Stockung der sozialen Reform, Schwächung der Wehrkraft." Ich halte die schlimmen Prophezeiungen nicht nur für unbewiesen, sondern auch für unbegründet; zu einer eingehenden Kritik derselben fehlt hier der Raum.

passen; wenn in Europa der Zinsfuß niedrig ist, wird wenig amerikanisches Kapital über den atlantischen Ozean wandern wollen. Endlich ist auch eine Änderung der Handelspolitik der Vereinigten Staaten wahrscheinlich; schon jetzt empfiehlt man in der Union gegenüber dem System des Hochschutzes immer mehr das der „Gegenseitigkeit"; ein Wahlsieg der amerikanischen Demokraten würde sicher erhebliche Zoll-Ermäßigungen zur Folge haben.

Sehr charakteristisch ist, daß sich infolge des Umschlags der wirtschaftlichen Konjunktur in Europa, infolge des schlechten Ausfalls der amerikanischen Maisernte u. s. w. die Handelsbilanz der Vereinigten Staaten sofort um 185 Mill. Dollar „verschlechtert" hat. Die Einfuhr der Vereinigten Staaten betrug nämlich 1901/02 rund 80 Millionen Dollar mehr als 1900/01, die Ausfuhr dagegen rund 105 Millionen Dollar weniger.

Auf die Dauer können sich ja die Einfuhr und die Ausfuhr, da sie sich gegenseitig bedingen, nicht in entgegengesetzter Richtung bewegen. Aller Außenhandel beruht in letzter Linie auf dem Austausch von wirtschaftlichen Gütern; der Leistung entspricht immer eine Gegenleistung, mag diese nun früher oder später erfolgen. Der „Satz des notwendigen Parallelismus von Import und Export, welcher leider den Dilettanten der handelspolitischen Theorie so schwer ins Gehirn eingeht" (Dietzel), wird sich auch mit Bezug auf den Außenhandel der Vereinigten Staaten Anerkennung verschaffen.



III.

Festvorträge.



Zur Feier von Schillers Geburtstage.

Schiller als Dramatiker.

Von Prof. Dr. Heinrich Bulthaupt aus Bremen.

(10. November 1901)

Aus einem Mittelpunkt heraus entwickelt der Epiker, der Erzähler, den Stoff seines Kunstwerks, und nach einer Richtung zwingt er ihn, um ein Goethesches Wort aus dem Vorspiel zum „Faust" zu gebrauchen, auf die Spindel. Zwiespältig aber ist das Schaffen des Dramatikers; mit der Kraft, die er aus sich herausstellt, schafft er auch bereits die Gegenkraft, die sie bekämpft und zerstört. Der Epiker leitet den künstlerischen Stoff durch sein Ich, und nie täuscht er uns und nie kann er uns darüber hinwegtäuschen, daß er es ist, der ihn zusammenhält und aus dem Spiegel seiner Persönlichkeit zurückstrahlt. Der Dramatiker aber verschwindet äußerlich völlig hinter seinem Werk. Er entzweit sich mit seinem Stoff, so sehr, daß die Gestalten sich von ihm loszulösen scheinen, wie sie ja leibhaft auf dem Theater ihr Dasein außer ihm führen. So ruht der Epiker still in sich, auf sich, der Dramatiker aber ist eine geborene Kampfnatur.

„Mit dem Genius ist die Natur im ewigen Bunde,
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß,"

meint der große Dichter, dem diese Betrachtungen gelten. So liebt es das Schicksal auch, den großen Geistern die Pfade so zu bereiten, wie es ihnen und ihrer Eigenart am Besten frommt. So groß, so allumfassend der Genius Goethes war — das eigentlich Dramatische war ihm (und er wußte das wohl) ein fremdes Element, so Herrliches er auch auf diesem Gebiet

geschaffen. Dem Lyriker aber und Epiker Goethe, der nicht seines Gleichen hat, ward ein Leben, so recht geeignet alle Keime zur höchsten Blüte zu entfalten, alle Kräfte zu der wundervollsten Harmonie auszugleichen. Wenn wir sein schönes Haupt sehen, die herrlich gerundete Wölbung seines Kopfes, so ist es, als spräche sich die vollkommene Einheit seiner Natur auch darin aus. Und stellen wir nun die mächtige Stirn Schillers daneben: das ist das Haupt eines Dramatikers. Antithetisch wie das Wesen des Dramas selbst, in zwei stolzen Höhen springt diese breite, kühne, trotzige Kämpferstirn vor. Denn Kampf und abermals Kampf war Schillern in den Sternen vorgezeichnet. Abhängig von der Gunst eines Fürsten, eingeengt und erbittert durch pedantische Zucht, mit dem Mangel kämpfend, und, als dieser gewichen, wider den Feind in der eigenen Brust, den körperlichen Feind, die schleichende Krankheit, die ihn so früh dahinraffte — so kämpfte und kämpfte und so siegte er, rastlos weiter und aufwärts schreitend, bis er auf der höchsten Höhe der Kunst, bis er neben Goethe stand, und, ein Sieger auch noch in der letzten Stunde, sanft und klaglos verschied. Und riesenhaft wuchs dieser große Kämpfer, dem nach einem Wort Goethes die Christustendenz eingeboren war, wuchs dieser „heilige Mann", wie Hebbel, der einst so heftig mit seinem Geist gerungen, ihn in seinen letzten Jahren nannte, wuchs er im Bewußtsein unsres Volkes zu einem Symbol nationalen Wesens empor, zur Verkörperung alles dessen, was von Sehnsucht zum Guten und Großen, von reinem, edlen Willen in uns lebt, der sittlichen, der religiösen und politischen Freiheit, und immer noch ist er, bis auf den heutigen Tag, das Gewissen Deutschlands geblieben.

Wille, Freiheit, Ideal — wie oft sind sie zu bequemen Schlagwörtern geworden, wenn es die Wirkung der Schillerschen Kunst zu charakterisieren gilt! Aber auch die verehrungswürdigste Gesinnung und ihre makelloseste Verkörperung in Fleisch und Bein macht noch nicht den Dichter. Und wenn wir in Schiller vor Allem den Dramatiker bewundern, den größten, den Deutschland besitzt, und den einzigen, der das Drama in beständiger Berührung mit der Bühne der Vollendung zuzuführen gedachte — wie kommt es, daß er gerade auf diesem Gebiete so groß wurde? Die Eigenschaften seines

Charakters, seine Überzeugungen, sein Leben — sie konnten doch seine künstlerischen Kräfte höchstens steigern, aber sie konnten sie nicht schaffen. Und mußte anderseits die schrankenlose Subjektivität des Dichters für den Dramatiker nicht geradezu zum Hemmnis werden? Wenn Schiller das sittliche vom ästhetischen Ideal nicht zu trennen vermochte, wenn er erziehen wollte, indem er schuf, wenn ihm auch in der Geschichte weniger die tatsächliche Wahrheit galt als die Spiegelung des Geistes der Geschichte in großen Epochen und Gestalten, wenn somit seine Phantasie auch in ihr frei waltete und nicht nur aus dem Posa, aus der Jungfrau von Orleans, dem Wallenstein, dem Tell, immer noch er selbst redet — wie stimmt das wieder mit dem Beruf des Dramatikers, der die Außendinge klar, fest, objektiv sieht und darstellt, charakteristisch, wie sie allen erscheinen, und nicht in der besonderen Färbung einer Poetenseele? Sehen wir zu. Wir werden dann vielleicht finden, daß alles, was man von der Freiheit, der Gesinnung, dem Idealismus Schillers redet, zwar sehr schön, sehr wahr und für den Dichter bezeichnend, daß es für das Kunstwerk aber doch nicht mehr als der leuchtende Nebel um den festen Strahlenkern ist. Seine künstlerischen Eigenschaften, sein gestaltender Genius müssen seine dramatischen Siege erklären. Der Wille zur Freiheit und der höchste Schwung der Gesinnung allein schaffen noch immer kein Kunstwerk.

Was war es nun, was der Menschheit in den Werken dieses großen Mannes künstlerisch Neues und Bezwingendes entgegentrat? was gewann ihm in unsrem Vaterland alle Herzen? was war so merkwürdig daran, daß sich auch die widerwillige Kritik ihm endlich wohl oder übel gefangen gab? Denken Sie sich den Dichter, als er seine Räuber schrieb. Ein zwanzigjähriger Jüngling, in den einfachsten Verhältnissen aufgewachsen, dem strengen Zwang der Karlsschule untertan, ohne Gelegenheit viel zu lesen, was ihm zum Vorbild hätte dienen können, mit der Bühne ebenso unbekannt wie mit dem Leben — und dieser unerfahrene, wenig gebildete Jüngling schleudert plötzlich eine Brandfackel in die Welt, die noch brennt und aus der noch etwas anders hervorschimmert als das heiße revolutionäre Blut der Jugend. Bei allen Übertreibungen und Roheiten eine Sprache, die

auf Sturmfittigen einherfuhr, von einer Größe und einem Ernst und dabei von einer Melodie der Rede, wie sie gleich faszinierend von der deutschen Bühne herab noch nicht erklungen war. Und derselbe idealistische Jüngling, der mit den großen Entschlüssen und dem prachtvollen Pomp der Worte seines Carl Moor völlig eins zu sein schien, war zugleich künstlerisch und menschlich besonnen genug, seinen Helden an dem festen Staatsbegriff untergehen und das zügelloseste Freiheitsideal, das des Räubers, vor dem Gesetz sich beugen zu lassen. Derselbe Jüngling schafft zugleich in seinem Franz das gerade Gegenteil des himmelstürmenden Schwärmers, die Inkarnation des Egoismus und Materialismus selbst, scharf, oft unerträglich grell, aber doch von einer unerbittlichen Logik und ganz so möglich, ja weit möglicher als der schlimmste aller Theaterbösewichter, als Shakespeares furchtbarer Jago. Und da hätten wir denn eine Selbstentäußerung, eine Entzweiung des Dichters mit dem eignen Ich, eine Objektivierung, die ganz erstaunlich ist und die allein schon den geborenen Dramatiker kennzeichnen würde, wenn es nicht andere Züge noch nachdrücklicher täten. Denn derselbe Feuergeist, der keine Überlegung zu kennen scheint, gibt sich gleich in seinem dramatischen Erstlingswerk als ein Beherrscher der Form, des Aufbaus, oder wie wir zu sagen pflegen der Komposition, daß man, je länger man prüft, des Staunens kein Ende findet. Aus dem Institut des adligen Majorats, das den ältesten begünstigten Sohn allen Lockungen eines zügellosen Lebens aussetzt und den jüngeren, benachteiligten der Unzufriedenheit, dem Neid, der Bosheit von selbst in die Arme treibt — aus diesem einfachen Keim erwächst, ohne daß noch ein drittes Moment hinzukäme, die Fabel des Stücks; aber den anscheinend so winzigen Stoff treibt die Kunst des Dichters in die größten tragischen Dimensionen. Und wie fest geschlossen der Ring der Begebenheiten ist! Szenisch wie anspruchslos, immer im Einklang mit den Erfordernissen der Bühne, deren Geheimnisse Schiller hellseherisch fand. Und bei so manchen psychologischen Rissen und Sprüngen, welche Tiefen doch auch! Karls unsäglich schönen wehmutvollen Worte im Donautal angesichts der untergehenden Sonne! Die Szene am Turm, von der der englische Dichter Coleridge

meinte, alle Shakespeareschen Geister müßten vor dem Klang der schaurigen Stimme des Alten erblassen, die aus der Tiefe hervor in die Nacht hinaus klingt. So weit gehe ich nicht. Aber wenn der unselige Franz seine Vision vom jüngsten Gericht erzählt und es ungewollt, wie aus einem Werkzeug, das sich die Gottheit zu Diensten zwingt, aus ihm selbst hervorbricht mit dem Ton der letzten Posaune — ja, wem tobte dann nicht auch heute noch das Blut? wer blickte nicht mit staunender Erschütterung auf diese geniale Selbstzerstörung des Verbrechers? Genial — das ist es eben. Man gebraucht das Wort so oft zur Unzeit. Hier ist es, das Unerklärliche. Woher kamen diese Offenbarungen dem zwanzigjährigen Karlsschüler? Das ist das Genie. Daß aber dieser Zwang der Inspiration mit der planvollsten Feststellung der Linien, die die Handlung einhalten mußte um nicht zu entarten, einher gehen konnte — das ist es, was Schiller zum Messias des Theaters gemacht hat. Das Architektonische im Dichterischen rein aufgehen zu lassen, das war ihm verliehen, das gab ihm auf dem Felde des Dramas die überragende Größe. Und nie tritt der Plan bei ihm nach der Art kalt raffinierender Theaterpraktiker aus der Umhüllung der Handlung hervor, wie ein Knochengerüst durch einen mageren Körper schimmert. Beides ist innig, blühend verwachsen. Schiller ist der größte dramatische Baumeister, den es je gegeben, und in diesem Sinne nicht nur Lessing und vor allem Goethe, sondern selbst dem gewaltigen Shakespeare überlegen. Niemals verliert er den Mittelpunkt aus dem Auge. Jeder, auch der kleinste Teil der Handlung, die bescheidenste Episode, die untergeordnetste Figur deutet und führt geradeswegs auf die Hauptsache hin.

Nun schien dem Dichter zwar in seinem zweiten Drama, dem „Fiesco", dieses genial gewonnene Wissen wieder verloren gegangen zu sein, denn das Szenengefüge geht hier reicher und mannigfaltiger als in den „Räubern" auseinander, aber es wird sich noch zeigen, daß Schiller bei dem eigentlich historischen Drama die Grenzen dehnen zu müssen glaubte, und daß er weise damit verfuhr — und jedenfalls zeigte er in dem dritten seiner gewaltigen Jugendwerke, in „Kabale und Liebe", daß er der Form mehr als je Herr war. Gerade von ihm kann man darum lernen, worin das Wesen des Dramatischen

besteht. Nicht in der Sprache — denn die schwelgt trotz der wundervollsten poetischen Eingebungen, trotz der metallenen, scharf ziselierten Prosa in den Dialogen des Präsidenten mit seinem Sohn und Wurm, trotz der körnigen Derbheit des Geigers und der parodistischen Charakteristik des Marschalls in mancherlei phantastischen Übertreibungen; nicht einmal in den Charakteren selbst — in der Art, wie aus ihrem Zusammentreffen die Handlung entsteht: darin liegt des Rätsels Kern. Und auf diese Formel hin geprüft steht Kabale und Liebe als ein großes Muster da. Der epische Held lebt in den Begebenheiten, der dramatische Held schafft sich die Begebenheiten selbst, und nichts geht um ihn vor, was nicht seine Fäden auf ihn zurückführte. In einem so ganz episch gearteten Werk wie es Goethes wundervoller „Götz" ist, eine verwirrende Fülle bunter Details, in denen der Held sich nur zum Teil betätigt und die nur zum kleinsten Teil oder gar nicht von ihm ausgehen — während in dem echten Drama Nichts geschieht, was nicht aus dem Zusammenstoß der Charaktere von selbst entstünde. Aus dem, was im Innern der Menschen vorgeht, entwickelt sich die äußere Handlung, die vielmehr nur die Projektion der inneren Bewegung ist — daher nun nirgends eine Lücke wahrnehmbar sein und jede Szene sich mit Folgerichtigkeit an die voraufgehende anschließen muß, weil sie sich aus ihr ergibt. Und Alles geschieht ohne ein künstliches Hinausschieben von Aufklärungen, ohne ein gesuchtes Vermeiden der Menschen, die sich etwas Entscheidendes zu sagen hätten — wie es sogar noch in der meisterlichen Emilia Galotti der Fall ist. Die Intrigue der Hofpartei, Luise durch den verräterischen Brief von dem Herzen des Majors zu reißen, ist zwar ein arges Wagnis, aber selbst dies ist mit einem gehäuften Aufgebot von Kunst schließlich möglich gemacht, und nachdem das geängstete Mädchen den Eid darauf geleistet hat, das dunkle Geheimnis verbergen zu wollen, ist der Ring so fest geschlossen, daß keine Macht als der Tod ihn sprengen kann. Diese Geschlossenheit des Baues zeigt sich aber nirgends deutlicher als wenn wir das Werk sehen — ganz so wie wir ein architektonisches Kunstwerk nicht aus dem Grundriß und auf dem Papier völlig bewundern können. Und darum ist „Kabale und Liebe" ein Bühnendrama wie kein anderes. Wer sich am

Wohllaut dichterischer Wort- und Empfindungsblüten laben will, der findet im Egmont, der Iphigenie, dem Tasso herrlichere Erquickung. Wer in die tiefsten Tiefen eines Charakters dringen möchte, bis dahin wo die Vesten der geistigen Gesundheit zittern und wanken, der findet in Shakespeares Hamlet, Lear und Macbeth auch die letzten Siegel gelöst. Wer aber das A und O des Dramatischen, die straffe Entwicklung einer Handlung aus dem Verhalten der Charaktere in ausgeprägtester Gestalt, gleichsam wie in einer Formel fassen will, der sehe Kabale und Liebe. Das hat noch ein jeder Dramatiker gefühlt, der nach Schiller für die Bühne geschaffen, und aus dem Munde derer, die in Deutschland heute zu den Besten zählen, weiß ich, wie hoch sie den Dichter und sein großes Werk verehren. Freilich wäre schließlich auch das bewunderungswürdigste Können tot, wenn aus ihm nicht eine Seele tönte, bald groß und feurig, bald weich und schwermutvoll, fähig die Herzen zu lenken wohin der Dichter will — wenn wir mit anderen Worten trotz aller Übertreibungen nicht doch von dem Hauch künstlerischer Wahrheit berührt würden. Ausgeklügelte Puppen würden uns nicht ergreifen. Und liegt auch im Charakteristischen nicht Schillers Stärke — den alten Musikus schafft nur ein realistischer Meister, eine geniale Figur, viel bewundert und in allerlei Verwandlungen in unsren deutschen Schauspielen immer neu erstanden: bei Iffland, bei Kotzebue, selbst in Hebbels Meister Anton und in Otto Ludwigs Erbförster. Und Ferdinand und Luise? Sie verraten wohl am stärksten die Subjektivität des Dichters, und mit Gretchen und Klärchen, mit Desdemona und Cordelia hält die Geigerstochter den Vergleich nicht aus. Aber wir wollen nicht übersehen, daß der Dichter in den beiden jugendlichen Seelen eine gewisse Übertreibung der Leidenschaft zur Darstellung hat bringen wollen, und daß auch sie alles Erbteil vom Weibe in uns aufwühlen, wenn das tragische Schicksal sie ergreift und über ihre Jugend hinaus frühzeitig an die Tore der Ewigkeit führt. Jene Scene im letzten Akt, da die unglücklichen Beiden allein sind im engen Zimmer, zur letzten fürchterlichen Unterredung. Ein Bleidruck möchte sich auf uns legen und uns den Atem versetzen — aber auch in dies Elend leuchtet noch der Sonnenstrahl der Kunst, auch durch die Worte dieser Verzweifelnden rauscht

noch eine melodische Woge von Schönheit, die uns den Staub vom Herzen spült und die Last von ihm fortwälzt. Nicht die harten Knochenfinger der trostlosen Wirklichkeit, die Hand eines Dichters führt uns weich und mild auch durch die Reihe des Grauens, und in der Wohlgestalt der Kunst, ein schöner Jüngling, senkt der Tod seine Fackel.

Und was tat nun der Dichter, der sich mit seinen drei großen packenden Dramen alle Bühnen erobert, dem die Jugend zujauchzte und mit dem alle ernsthaften Geister in Deutschland sich bald zustimmend, bald kritisch zu beschäftigen begannen? Er hätte seine früh und gleichsam mystisch gewonnene Bühnentechnik und seine Popularität nützen, auf dem eingeschlagenen Wege beharren und ein halbes Dutzend Tragödien im Stil der „Räuber" schreiben können. Aber er unterließ es — und hier zeigt sich, wahrhaft verehrungswürdig, sein idealer, nicht auf den Beifall der Massen, nur auf die Vollendung des Künstlerischen gerichteter Sinn. Er schrieb den „Carlos" und brach damit jäh mit dem Sturm und Drang seiner Jünglingsjahre; den Kraftstil seiner Prosa verleugnete er und mit dem Vers hob er den Stoff in eine geläutertere Sphäre, ein deutliches Manifest, daß er im Drama und auf dem Theater etwas anders wollte als die Nachahmung der Wirklichkeit, mit der einige enge Köpfe, genau wie wir es vor ein paar Jahren wieder erlebt, die Natur verwechselten. Ein gefährlicher Schritt immerhin, und daß das Bühnendrama im engeren Sinn von dieser Erweiterung und Läuterung der Form und des Stils zunächst keinen Vorteil hatte, ist zuzugeben. Für Schiller aber war der Schritt unerläßlich, und er unternahm ihn in der schönen Hoffnung, die ihn nicht getrogen, das Theater über den Dunst des täglichen Lebens hinauszuheben und die Hörer seine Wege zu führen. Nicht zu ihnen hinabsteigen wollte er — ihm sollten sie folgen, wie einem Herold, einem Propheten, ins Reich seines Ideals sollten sie emporsteigen. Und sie folgten, folgten ihm wirklich, und der Dichter durfte sich sagen, daß sein heißes Mühen um die Vervollkommnung der Bühne kein vergebenes war. Der Zug der Zeit, ein schwärmerisch-idealistischer Drang im Bürgertum kam ihm halbwegs entgegen, und wenn die Schauspieler sich auch gegen den Vers sträubten, der ihnen fremd und unbequem

war, und den sie, um ihn besser lernen zu können, in Prosa umschrieben — das Publikum fand sich in seiner gesteigerten Welt bald zurecht, und die Schauspieler in Weimar, die fortan das Glück hatten, fast alle Schillerschen Tragödien zuerst zur Aufführung zu bringen, fühlten sich in ihm so wohl, daß sie auch im Verkehr des Tages improvisierend in fünffüßigen Jamben sprechen lernten.

Es war selbstverständlich, daß die dauernde Einführung des Verses im Drama großen Stils auch seinen Geist beeinflussen mußte, und das gerade war es, was Schiller gewollt. Zwar war „Don Carlos“ nicht die erste deutsche Tragödie in fünffüßigen Jamben. Der Brutus von Brawe und Lessings Nathan waren ihm voraufgegangen. Aber das erste dieser Dramen hinterließ keine Spuren, und dem großen Schöpfer des Nathan hatte sich das letzte Geheimnis der Rhythmik noch nicht enthüllt. Auch taugte für sein mildes, menschenfreundliches, immer auf die einfachste Darlegung der Gesinnung bedachtes Gedicht ein großtönender Vers kaum, wie ihn Schiller für seine Stoffe, seine Empfindung und seinen Gedankenflug bedurfte. Denn das war klar: ein bloßes Gewand durfte die gebundene Rede nicht sein, ein Gewand, das ebenso gut hätte fern bleiben und der Prosa wieder Platz machen können. Der Stoff mußte diese höhere Abwendung von der Wirklichkeit bedingen, und tat er das nicht, dann war der Vers vom Übel, wie er das in so vielen Tragödien ist, deren Inhalt im Widerspruch mit dem gehobenen Ausdruck die platteste, philiströseste Nüchternheit darstellt. Barg er aber die Gefahr der Unwahrheit in sich und hatten die Stimmen, die damals schon laut wurden, Recht, wenn sie fürchteten, es würde im Wohlklang der schönen Rede das charakteristische Leben untergehen? Man könnte sie, sofern sie sich auch heute noch regen, mit dem einzigen Namen Shakespeare zum Schweigen bringen, denn auch dieser große Kenner der Natur und des Menschenherzens redet durch den Vers zu uns, ohne seinen Geschöpfen den Stempel der Wahrheit zu rauben, den er ihnen aufgeprägt hat wie kaum ein anderer. Den Stempel der künstlerischen Wahrheit! Denn gelte es nur die Sprache der Wirklichkeit zu reden, dann sage man lieber gleich aller Poesie Valet. Der lächerliche Einwurf der Werktagsseelen, daß die Menschen

im täglichen Leben ja auch nicht in Versen sprechen, ist allerdings von einer großartigen Wahrheit. Allerdings! Aber wir reden im Leben auch nicht in der Prosa unserer wahrhaften Dichter, und kein Mensch würde vor dem Einschlafen wie Egmont im Kerker sagen: „Süßer Schlaf, du kommst wie ein reines Glück, unerbeten, unerfleht am willigsten; du lösest die Knoten der strengen Gedanken, vermischest alle Bilder der Freude und des Schmerzes; ungehindert fließt der Kreis innerer Harmonie, und eingehüllt in gefälligen Wahnsinn versinken wir und hören auf zu sein." Aber darauf kommt es auch gar nicht an. Der Künstler, der Poet gibt uns eben unendlich mehr als der arme, in der Enge des Lebens gebundene Mensch, der unsere Sprache oft nur handhabt wie ein Kind die Laute, stammelnd, ungefüg. Der Herzenskündiger seiner Geschöpfe wird er, und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab ihm wie Goethes Tasso ein Gott zu s a g e n, was er leidet. Also nicht was die dramatischen Gestalten im Leben der Wirklichkeit gesagt — was sie empfunden haben würden, darauf kommt es an. Ein Seufzer, eine Träne, ein Schmerzens- oder Freudenschrei wird in der Poesie zum Wort, zum Dichterwort, und so gibt uns die Kunst weit, weit mehr als uns die Prosa des Daseins zu geben vermöchte. Das haben Gott sei dank auch die besten unserer modernen Schriftsteller wieder begriffen, die noch vor einigen Jahren der Wirklichkeit hartnäckig nachzulallen sich bemühten. Jetzt reden sie in Versen. Noch vor zehn Jahren war das berlinische Jck und Det die Blüte der Wortkunst, und ohne Dialekt gab es kein Drama. Jetzt hat eine Berliner Zeitung in Deutschland Umfrage darüber gehalten, wie weit der Dialekt in der Literatur Berechtigung habe. So ändern sich die Zeiten und die Kunst behält wieder einmal das Feld. Ist die Empfindung nur echt und wahr, dann mag der Dichter, je nachdem der Stoff es fordert oder gestattet, in gebundener oder ungebundener Rede sprechen. Und lesen wir Schiller so, dann werden wir unter dem Glanz der sogenannten schönen Sprache einen charakteristischen Kern finden, der nur selten unter einer falschen Worthülle verschwindet. So gewiß ein Neger nicht in den Vorstellungen des Nordpols reden darf oder ein Eskimo in den Bildern der Tropen, die er nie gesehen, so gewiß reden Schillers Könige anders als

seine Bauern, seine Hofleute anders als seine Diener, und denken wir an den „Carlos“ insbesondere, dann ist gerade der Ton der Etikette darin mit einer so eigentümlichen Grandeza angeschlagen wie in keinem anderen der Schillerschen Dramen, und in ganz anderem Tonfall bewegt sich die prachtvolle geschmeidige Erzählung „Zwei edle Häuser in Mirandola“ als die begeisterte Schilderung, die Marquis Posa dem König von Spanien von dem heranblühenden Völkerfrühling gibt, und die mit den allbekannten Worten abschließt: „Gehn Sie Europens Königen voran. Ein Federzug von dieser Hand, und neu geschaffen wird die Erde. Geben Sie Gedankenfreiheit.“

Im Übrigen dürfen wir nicht vergessen, wenn uns der „Carlos“ ab und an doch zu wortreich, die Charakterisierung in dem neuen Gewande nicht überall so gleichmäßig klar wie in den wundervollen Gestalten des Königs und der Königin erscheinen will, daß es der erste Versuch des jugendlichen Dichters und ein Bruch mit seinen naturalistischen Regungen war, der ihn naturgemäß zu dem geraden Gegenteil einer möglichst stofflosen unrealistischen Ausdrucksweise führte. Er war ein anderer, als er zehn Jahre später seinen „Wallenstein“ vollendete. Kritische Studien hatten seine Einsichten geklärt und gefestigt, die Beschäftigung mit der Geschichte hatte seinen genialen Instinkt für das Verständnis großer historischer Epochen und Persönlichkeiten gestärkt, seine Lebensbeobachtung war mit seinen Jahren fester, sicherer, mannhafter geworden und die nahe Berührung mit Goethe half diese Entwickelung vollenden. Schon bei seiner Beschäftigung mit der Geschichte des dreißigjährigen Krieges hatte er den Gedanken zum Wallenstein gefaßt, aber abgelenkt durch seine Lehrtätigkeit, an seiner eigenen Dichtergabe durch die Vergleichung mit Goethe irre geworden, zauderte er ihn festzuhalten, und es bedurfte einiger Zeit, bis er den Poeten in sich wieder fühlte und das, was ihm auch dem großen Genossen gegenüber seine Berechtigung verlieh, sicher erkannte. In den Jahren 1797 bis 1799 war aber sein ganzes Dichten und Trachten auf das große Werk gerichtet, das für sein dramatisches Selbstbewußtsein entscheidend werden sollte und in dem seine Freunde etwas Unendliches vorahnten. Und wieder ging es nur langsam zögernd vorwärts, und mehr

als einmal verzweifelte er an der Vollendung. Eine krankhafte Nervosität kam über ihn, ihn mied der Schlaf, und, ruft er aus, „könnte ich nicht durch meinen Willen etwas mehr als andere in ähnlichen Fällen, so würde ich jetzt ganz und gar pausieren können.“ Endlich, am 17. März 1799 sandte er aus Jena den letzten Teil an den Freund in Weimar, froh, die Last abgeworfen zu haben und sich nun als ein ganz neuer Mensch zu fühlen. Und was war nun unter seinen Händen aus dem Plan geworden? Vergessen wir einmal, daß es die monumentalste Tragödie ist, die Deutschland besitzt, eine Dichtung, in der Verstand und Wille mit dem Genie das wunderwürdigste Abkommen getroffen, eine Dichtung, in der die große Persönlichkeit ihres Schöpfers zuzeiten so ganz im Stoff aufgeht wie nie wieder, ein Denkmal historischer Dramatik überdies, wie es kein Volk in dieser Rundung und Abgeschlossenheit besitzt — vergessen wir das! Denken wir, das Werk sei noch ungeschaffen. Richten wir den Blick nur einmal auf die einfache Tatsache, daß sich dem Meister das Werk unter seinen Händen dehnte und dehnte, bis aus dem einzelnen Drama ein dreigeteiltes wurde, dessen Schluß wiederum fast zwei Tragödien in sich begriff. Und diesen ungewöhnlichen Koloß sandte der idealistische Dichter in die Welt hinaus, im festen Glauben, das Volk, sein deutsches Volk werde ihm auch diesmal auf dem seltenen Wege folgen. Und das Volk kam wirklich. Zwar als die erste Aufführung des ganzen Wallenstein in Weimar vorüber war, da zuckten die Kritiker die Achseln und hielten das Unternehmen für ein interessantes Experiment zwar, aber doch für ein Experiment, das man sich aus Verehrung für den Dichter wohl einmal ansehen könne, das aber auf der Bühne nun und nimmer das Bürgerrecht erlangen werde. Nun, es ist anders gekommen. Der große Dichter hat mit der Macht des Genies den Widerstand der stumpfen Welt besiegt, und heutzutage wallfahrten diejenigen, die zu der Kunst wie zu einer hohen und heiligen Göttin beten, zu den Aufführungen des Riesenwerks wie zu einem olympischen Fest. Das Genie hatte nicht umsonst auf sein Volk gezählt. Und wiederum war es ein geheimes Ahnen, das ihn das Richtige treffen ließ. Schiller fühlte, daß der germanische Geist allzu enge Fesseln für seine künstlerische Phantasie auf die Länge

nicht ertrage — und so führte er seine Deutschen mit dem Wallenstein wieder in die Weite, und wir scharen uns im Theater um den dämonischen Führer, wie wir es um den Faust, Wagners Nibelungen und den Parsifal tun. Aber nur als der Meister durfte er die Form erweitern und zerbrechen. Was er im „Fiesco" in jungen Jahren nicht immer zum Vorteil der Wirkung getan, das tat er jetzt mit sicherer Hand — und nie verliert er auch in diesem reichgegliederten Gefüge den Mittelpunkt, den Helden, auch nur mit einem Zucken der Wimper aus dem Auge. Ein Schaffen, so recht um Gottes und der Kunst willen, wie es verehrungswürdiger gar nicht gedacht werden kann. Und wie steht der allgebietende Held nun da, wie seine Generale, der rohe Illo, der leichtsinnige Isolani! mit welcher Meisterschaft ist die kluge energische Terzky entworfen, die geistig bedeutendste der gebietenden Frauen, in deren Schilderung Schiller ungleich mehr als in den Reichen der Liebe Meister ist. Und wie berührt sich vollends im Lager die höchste dichterische Idealität mit dem vollen frischen Leben in demselben Vers, dem deutschen Knittelvers, dem Goethe im Faust das höchste und tiefste zu entlocken wußte, Gassenhauer und Sphärenklänge. Alles greifbar, ein Stück dreißigjährigen Krieges so leibhaft wie man es nur wünschen kann und doch von der Glorie einer Poesie bestrahlt, die auch den Sumpf noch verklärt. Erscheint uns doch das kecke Reiterlied, dieser übermütige Hymnus auf den wilden Genuß des Augenblicks, das Leiblied einer Soldateska, die in den Händen des gewaltigen Führers zur Geißel der Völker geworden, fast wie ein Dithyrambus auf das höchste und herrlichste des Kriegertums, die Lust, die teuersten Güter mit dem eigenen Leib zu schützen. Warum? Weil er durch die Seele eines reinen und großen Dichters gegangen. Denn eine schlechtweg objektive Darstellung gibt es nicht. Ein jeder Poet, auch der objektivste Dramatiker, sieht die Welt schließlich doch mit *seinen* Augen und leiht seinen Gestalten seine Worte, Shakespeare andere als Goethe, Goethe andere als Schiller. Und erscheint uns ja einmal in den Gestalten des Max und der Thekla das Empfinden des Dichters subjektiver und sentimentalischer als es für den Dramatiker taugt — was verschlägt es viel? Danken wir dem Dichter, der aus seinem eigenen glühenden Herzen heraus die

schöne Gestalt des jungen Piccolomini geschaffen und um die gemeine Deutlichkeit der Dinge den goldenen Duft der Morgenröte gewoben hat. Nicht immer geht die Poesie in der Charakteristik rein auf, und versagt diese einmal — wohl uns, daß solche Poesie uns trösten kann!

Jetzt stand Schiller auf der Höhe seines Könnens, von der Liebe und der Bewunderung der Deutschen getragen, gefeiert wie kein Dichter vor ihm. Zwar fehlte es nicht an Stimmen, die seinen Wallenstein geradeso und fast mit denselben Worten anzweifelten wie im Jahre 1876 einige Neidpropheten das Unternehmen von Bayreuth, aber seine Stellung als des Führers unseres Dramas war doch entschieden. Ein Jubel ging durch die Reihen der Empfänglichen und Tiefblickenden. Und Schiller trog ihre Hoffnungen nicht. Im Vollgefühl der Herrschaft über die dramatischen Mittel griff er jetzt rasch und kühn nach all den Stoffen, die ihn einmal bald flüchtig, bald dauernder beschäftigt hatten, in steter Sorge um die Bühne, die er zu einem heiligen Bezirk umschaffen wollte, und immer nach der Form ausschauend, in welcher die sittliche Wirkung, die von ihr ausgehen sollte, am Besten errungen werden könnte. Jetzt kam für ihn die Zeit, wo er glaubte, bei frischer Kraft mit Leichtigkeit zwei Dramen im Jahre liefern zu können — dem jungen Felix Mendelssohn erschien das einmal verletzend und handwerksmäßig, bis es ihm plötzlich aufging, welch' eine stolze üppigzeugende Kraft, welch' eine Gewißheit des Besitzes es sein mußte, die Meisterschöpfungen wie diese so leicht ins Leben rufen konnte wie eine Fabrikware, weil der Stoff den Meister nicht mehr band und zwang, weil das Kunstgebild nicht mehr der Masse qualvoll abgerungen werden mußte, sondern schlank und leicht wie aus dem Nichts entsprang. Nun hatte Schiller sich in seinem Studium der griechischen Tragiker ein Ideal der Vermischung der antiken Schicksalsidee mit dem modernen Bewußtsein von Zurechnung und Schuld gebildet und dasselbe schon im „Wallenstein" erprobt, ohne daß es rein darin aufgegangen wäre. Liegt doch auch das moderne Schicksal in der Natur des Menschen und seiner inneren Gesetze begründet, in dem praktischen Gefühl des freien Willens, der doch im letzten Grunde an einer ehernen Notwendigkeit festgekettet liegt

— während das Schicksal der Griechen als eine äußere Macht, als ein absolutes göttliches Wollen erscheint, das im goldenen Wagen über die Häupter der Menschen dahinrasselt. So finden wir denn im Wallenstein den eigentümlichen Widerspruch von jener Hingabe an das dunkle Walten verborgener tückischer Mächte, die keines Menschen Kunst vertraulich macht, und Worten, die das gerade Gegenteil zu besagen scheinen, wie Wallensteins:

> Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz
> In uns ist sein gebiet'rischer Vollstrecker."

oder Illos Wort:

> „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne"

oder Theklas vielzitierte Sentenz:

> „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme."

Dem Dichter entging der Zwiespalt nicht, und überwältigt von der Tragik der Sophokleischen Dramen, der „Antigone" insbesondere und des „König Oedipus" glaubte er dem Problem auf anderem Wege näher kommen zu können, so zwar, daß die dramatischen Personen völlig frei handeln, während die Tragik ihrer Geschicke eben darin besteht, daß sie unwissend alles vollbringen, was in den Sternen vorgezeichnet ist. Nicht das, was sie wollen — das, was sie nicht wollen, stürzt sie ins Verderben, und die Gottheit ist es, die sich auf Kosten der Menschen ein tragisches Fest bereitet. Die Frucht dieses Wollens und Erwägens war die Braut von Messina. Ungewohnt in jeder Beziehung. Undeutsch durch die Einführung des antiken Chors, undeutsch im Grundgedanken, aber von einer solchen Erhabenheit des Tons, von einer so unvergleichlichen Sprachgewalt und im Schlußakt von einer so furchtbaren Größe, daß Schiller frohlockt, die Tragödie von der wirklichen Welt rein abgeschlossen zu haben und ausruft, nun habe er zum erstenmale von der Bühne herab einen tragischen Eindruck empfangen. Begeistert fällt Goethe ihm bei und fügt hinzu, das Theater sei durch dieses Werk zu etwas Höherem geweiht. Die Stimmung begreift sich für einen jeden, der auch nur ein einziges Mal unter dem theatralischen Eindruck des letzten

Aktes gestanden. Dann besonders, wenn Schlag auf Schlag die stolzen Häupter des fürstlichen Hauses getroffen und der Chor nun, selbst erschüttert, in tiefster Wehmut mit den herrlichen Worten einsetzt:

„Wohl dem, selig muß ich ihn preisen" u. s. w.

Theater, Kritik und Publikum wollten dem Dichter jedoch auf diese einsame, dem deutschen Empfinden unzugängliche Höhe nicht folgen, und die Geschichte, der Schiller mit dem Wallenstein glaubte Valet gesagt zu haben, verlangte ihre Macht und ihr Recht zurück. Das bewiesen die Dramen, die der „Braut von Messina" unmittelbar voraufgingen und die ihr folgten: die Stuart und die Jungfrau, Tell und Demetrius, von dem den Dichter der Tod allzu früh abrief. Welch' ein Reichtum der Gestaltung, welch' verschiedene Welten! Und wie sehr alle aus ihren eigenen Existenzbedingungen verstanden und dargestellt! Kein blindes Vorurteil, keine bestimmte Tendenz führt ihn zu diesen Stoffen — mit großartig freiem Blick findet er sie in jedem Gewande, überall da, wo sich ein starker Wille gegen eine Übermacht auflehnt oder wo ein glühender Idealismus die ärmliche Klugheit des Pöbels zu Schanden macht. Seine Räuber spielten in Böhmen, der Fiesco in Genua, Kabale und Liebe in einem deutschen Kleinstaat, Don Carlos vertritt die Rechte der gedrückten Spanier und Niederländer, Wallenstein spiegelt die zerrütteten politischen Verhältnisse Deutschlands und Österreichs während des dreißigjährigen Krieges wieder, mit Maria Stuart verficht der Dichter die Sache des Katholizismus, mit der Jungfrau die Befreiung Frankreichs vom britischen Druck, Wilhelm Tell spielt in der Schweiz, Demetrius in Rußland und Polen. Also auf dem ganzen Erdboden hat der Dichter Umschau gehalten und weil er, obwohl im innersten Herzen deutsch, doch von jeder politischen und religiösen Fessel frei war, konnte er auf die Seite jedes großen Menschen treten, kämpfe er nun unter den Lilien Frankreichs oder dem Doppeladler, bete er zur Madonna oder lehne er jeden kirchlichen Kultus mit dem stolzen Wort des Posa ab:

„Den Künstler wird man nicht gewahr, bescheiden
Verhüllt er sich in ewige Gesetze.

Die sieht der Freigeist, doch nicht ihn. „Wozu
Ein Gott?" sagt er, „Die Welt ist mir genug".
Und keines Christen Andacht hat ihn mehr,
Als dieses Freigeists Lästerung gepriesen!"

Und mit welchem Seherblick waltet er seines Amtes, die Gewissen zu wägen und den historischen Persönlichkeiten den Platz anzuweisen, den sie verdienen! Wie ist z. B. der oft gehörte Vorwurf, er habe die schottische Königin „idealisiert", wie der Ausdruck lautet, vor den neuesten Forschungen zu Schanden geworden. Zunächst ist es ja nicht einmal wahr, daß er ihr alle Sympathieen habe zuwenden und von jeder Schuld mit sentimentalischer Schönfärberei habe freisprechen wollen. Im Gegenteil. Er macht seine Maria für den Mord ihres Gemahls verantwortlich, er bewehrt sie mit allen Mitteln der Klugheit, der List und Verführung, er unterläßt nichts, uns ihr bemakeltes Leben vor dem Kerkerelend zu schildern; aber er tritt allerdings für die widerrechtlich gefangen gehaltene Fürstin gegen die Gewalt, für die Leidenschaft gegen die Bosheit mit dem Rechte der Dichter ein, die immer und überall auf der Seite des Gefühls, der Freiheit, der Natur stehen. Und darauf kam es ihm in diesem Drama ganz allein an. Nun stellt sich ja aber mehr und mehr heraus, daß Maria Stuart allerdings ein schreiendes Unrecht erlitten, daß sie an Darnleys Tod unschuldig, daß die Briefe, die sie zu verurteilen schienen, gefälscht sind — daß sie demnach auch von solchen Vorwürfen, mit denen Schiller sie nach dem allgemeinen Vorurteil noch belasten zu müssen glaubte, frei ist. Also! Das klingt ganz anders, und im letzten Grunde hatte ihn das Gefühl darum doch recht geleitet, als er das tragische Mitleid um das schöne gekrönte Weib sammelte, das unter dem Henkerbeil, ein Opfer der politischen Klugheit Englands und des Hasses ihrer Rivalin fiel. Und derselbe Zug hellsehenden Wissens führte ihn sicherer noch und bewunderungswürdiger, als er das Geschick des armen Hirtenmädchens von Dom Remy verklärte, das ihr brünstig geliebtes Land von der englischen Geißel befreite. Alle Welt kannte damals Voltaires cynisches Epos La Pucelle d'Orléans, und keinen gab es, der nicht bereit gewesen wäre, die reine fromme Seele

in den Staub der Gemeinheit herabzuziehen: das arme Kind, das neunzehnjährig auf dem Marktplatz von Rouen fest und gottergeben zu dem Lichtquell zurückflammte, aus dem sie gekommen. Fragen wir uns selber ehrlich, ob wir aus einer erklärbaren Scheu vor dem Mystischen viel anders gehandelt haben würden? Und Schiller irrte doch nicht, als er, auf einen dürftigen Bericht gestützt, die schönsten Strahlen seiner Poesie um sie breitete; denn hier hatte sich wirklich einmal eine Seele aus dem Dienst des Irdischen rein zurückgezogen, nachdem sie in ekstatischer Verzückung Taten vollbracht, die dem Verstande zu deuten schwer fällt; hier war, wie man diese Taten nun auch erklären möge, der makelloseste Idealismus in religiöser Erhebung Fleisch geworden. Das ist aus den Prozessen der Jungfrau festgestellt, aktenmäßig, zweifellos. Die Glorie der Poesie war die Wahrheit. Der Dichter hatte vorgeschaut, was die Wissenschaft nachhinkend mühsam zusammentrug, und sein stolzes Wort „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben" beschämt die Zweifelsucht und den Materialismus gründlich.

Und wie er in die fernsten Zeiten wanderte und mit einem Scharfblick, wie ihn annähernd kein anderer Dramatiker besessen, die Vergangenheit durchdrang, so wanderte er auch in entlegene Räume, im Geist, und derselbe Mann, der Deutschland nie verlassen und dessen einzige Erholungsreise eine Fahrt von Weimar nach Stuttgart war, wohin ihn die Kindheits-Erinnerung zog, ließ die Bergriesen der Schweiz sich vor uns türmen, als hätte er sie mit leiblichen Augen gesehen, und der Kuhreihen tönt, die Herdenglocken läuten, das Frührot spielt um die Firnen, daß es uns wie eine Sehnsucht nach den Alpen anwandelt: so köstlich stimmt der landschaftliche Hintergrund zu dem Tun der dreiunddreißig, die sich auf dem Rütli wider die Fremdherrschaft verbinden, zu dem schlichten Wesen des treuen Mannes, der die entscheidende Tat vollbringt, die das Land von seinem furchtbarsten Unterdrücker befreit. Eine erstaunliche Fähigkeit der Objektivierung. Und wenn wir bei der Maria Stuart nun auch das Bedenken nicht unterdrücken können, daß die Königin von England mehr als ästhetisch erträglich ihrer politischen Größe entkleidet ist und das Wirrsal kleinlicher Intriguen die Charaktere und die Poesie

schädigt, wenn wir es in der Jungfrau von Orleans beklagen müssen, daß der Dichter dem tragischen Untergang der Heldin in Rouen ausgewichen ist, daß der König und sein Hof blaß und farblos erscheinen und Johannas Widerspiel, der gewaltige Talbot sich zu einer ihr gefährlichen Hoheit emporreckt; wenn wir im Tell bei aller Beglückung, mit der uns das frische kernhafte Leben des teuren Werkes erfüllt, die Form doch loser und lockrer nennen müssen, als es dem Drama und dem Theater taugt — was bedeuten diese Bedenken an der Fülle von Poesie gemessen, die der Vers mit sich führt, an der Größe der Konflikte, an der charakteristischen Sprachgestaltung, die gerade da, wo der Dichter eine gleichmäßig nivellierende Diktion gefunden zu haben schien, ihre höchsten Triumphe feiert. Denn es ist nicht nachdrücklich genug darauf hinzuweisen, worin sie sich in jedem einzelnen Werke unterscheidet. In der diplomatischen Unterredung, die Maria Stuart mit ihrem gefährlichsten Widersacher, Lord Burleigh, führt, würde jeder bildnerische Wortschmuck vom Übel sein, weil die Empfindung, die für den poetischen Ausdruck das Entscheidende ist, in der Sprache des grünen Tisches, bei der Erörterung von Prozeßakten und Gerichtsverhandlungen überhaupt ruht. Daher nun in dieser Szene eine ganz einfache, bildlose, sachlich-scharfe Rede, wie sie hier einzig am Platze ist:

Burleigh.

Ich komme als Gesandter des Gerichts.

Maria.

Lord Burleigh leiht dienstfertig dem Gerichte,
Dem er den Geist geliehn, nun auch den Mund.

Paulet.

Ihr sprecht, als wüßtet ihr bereits das Urtheil.

Maria.

Da es Lord Burleigh bringt, so weiß ich es.
Zur Sache, Sir.

Burleigh.

Ihr habt euch dem Gericht
Der zweiundvierzig unterworfen, Lady —

Maria.

Verzeiht, Milord, daß ich euch gleich zu Anfang
Ins Wort muß fallen — Unterworfen hätt' ich mich
Dem Richterspruch der zweiundvierzig, sagt ihr?
Ich habe keineswegs mich unterworfen.
Nie konnt' ich das — ich konnte meinem Rang,
Der Würde meines Volks und meines Sohnes
Und aller Fürsten nicht so viel vergeben.
Verordnet ist im englischen Gesetz,
Daß jeder Angeklagte durch Geschworne
Von seines Gleichen soll gerichtet werden.
Wer in der Kommittee ist meines Gleichen?
Nur Könige sind meine Peers.

Burleigh.

Ihr hörtet
Die Klagartikel an, ließt euch darüber
Vernehmen vor Gerichte —

Maria.

Ja, ich habe mich
Durch Hattons arge List verleiten lassen,
Bloß meiner Ehre wegen, und im Glauben
An meiner Gründe siegende Gewalt,
Ein Ohr zu leihen jenen Klagepunkten
Und ihren Ungrund darzuthun — Das that ich
Aus Achtung für die würdigen Personen
Der Lords, nicht für ihr Amt, das ich verwerfe.

Burleigh.

Ob ihr sie anerkennt, ob nicht, Milady,
Das ist nur eine leere Förmlichkeit,
Die des Gerichtes Lauf nicht hemmen kann.
Ihr athmet Englands Luft, genießt den Schutz,
Die Wohlthat des Gesetzes, und so seid ihr
Auch seiner Herrschaft Unterthan!

Maria.

Ich athme
Die Luft in einem englischen Gefängnis.
Heißt das in England leben, der Gesetze
Wohlthat genießen? Kenn' ich sie doch kaum.

Nie hab' ich eingewilligt, sie zu halten.
Ich bin nicht dieses Reiches Bürgerin,
Bin eine freie Königin des Auslands.

Da ist kein Wort zu viel, alles knapp, sicher, korrekt. In der „Jungfrau von Orleans" aber, die ganz erfüllt ist von dem Glanz des französischen Rittertums, von Wundern, Visionen und Weissagungen, fahren die Worte wie mit wallenden Federbüschen daher oder sie leuchten, als trügen sie einen Heiligenschein. Die Aufrichtung des Reichs, die Krönung des Dauphins verkündet Johanna mit den prachtvollen Worten:

Johanna.

Wir sollen keine eignen Könige
Mehr haben, keinen eingebornen Herrn —
Der König, der nie stirbt, soll aus der Welt
Verschwinden — der den heil'gen Pflug beschützt
Der die Trift beschützt und fruchtbar macht die Erde,
Der die Leibeignen in die Freiheit führt,
Der die Städte freudig stellt um seinen Thron —
Der dem Schwachen beisteht und den Bösen schreckt,
Der den Neid nicht kennet, denn er ist der Größte,
Der ein Mensch ist und ein Engel der Erbarmung
Auf der feindsel'gen Erde. — Denn der Thron
Der Könige, der von Golde schimmert, ist
Das Obdach der Verlassenen — hier steht
Die Macht und die Barmherzigkeit — es zittert
Der Schuldige, vertrauend naht sich der Gerechte,
Und scherzet mit den Löwen um den Thron!
Der fremde König, der von außen kommt,
Dem keines Ahnherrn heilige Gebeine
In diesem Lande ruhn, kann er es lieben?
Der nicht jung war mit unsern Jünglingen,
Dem unsre Worte nicht zum Herzen tönen,
Kann er ein Vater sein zu seinen Söhnen?

Dagegen der ehrenfeste Stauffacher, ein Volksredner, aber doch trotz seines Ansehens bei den Schweizern ein einfacher Mann, in wie ganz anderem Stil, chronikenhaft, altertümlichanmutend erstattet er den Eidgenossen auf dem Rütli den Bericht von der Geschichte ihres Volkes:

Stauffacher.

Hört, was die alten Hirten sich erzählen.
— Es war ein großes Volk, hinten im Lande
Nach Mitternacht, das litt von schwerer Theurung.
In dieser Noth beschloß die Landsgemeinde,
Daß je der zehnte Bürger nach dem Loos
Der Väter Land verlasse — das geschah!
Und zogen aus, wehklagend, Männer und Weiber,
Ein großer Heerzug, nach der Mittagsonne,
Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land,
Bis an das Hochland dieser Waldgebirge.
Und eher nicht ermüdete der Zug,
Bis daß sie kamen in das wilde Thal,
Wo jetzt die Muotta zwischen Wiesen rinnt —
Nicht Menschenspuren waren hier zu sehen,
Nur eine Hütte stand am Ufer einsam,
Da saß ein Mann, und wartete der Fähre —
Doch heftig wogete der See und war
Nicht fahrbar; da besahen sie das Land
Sich näher und gewahrten schöne Fülle
Des Holzes und entdeckten gute Brunnen,
Und meinten, sich im lieben Vaterland
Zu finden. — Da beschlossen sie zu bleiben,
Erbaueten den alten Flecken Schwyz,
Und hatten manchen sauren Tag den Wald
Mit weitverschlungnen Wurzeln auszuroden. —
Drauf als der Boden nicht mehr Gnügen that
Der Zahl des Volks, da zogen sie hinüber
Zum schwarzen Berg, ja bis an's Weißland hin,
Wo hinter ewgem Eiseswall verborgen,
Ein andres Volk in andern Zungen spricht.
Den Flecken Stanz erbauten sie am Kernwald,
Den Flecken Altorf in dem Thal der Reuß —
Doch blieben sie des Ursprungs stets gedenk,
Aus all den fremden Stämmen, die seitdem
In Mitte ihres Lands sich angesiedelt,
Finden die Schwyzer Männer sich heraus,
Es giebt das Herz, das Blut sich zu erkennen.

Wie ganz anders klingt das! Wie kenntlich unterschieden von der Sprache des Diplomaten Burleigh und der begeisterten Retterin Frankreichs. Das ist poetisch und charakteristisch zugleich. Nicht eine einzige Wendung, die der Empfindungs- und Vorstellungswelt der redenden Personen nicht entspräche. So setzt ein großer Dichter das, was sich in der innersten Brust seiner Gestalten regt, in seine dramatisch-poetische Sprache um. Weisen wir darum den albernen Glauben prosaischer Menschen, die den Vers aus dem Drama verbannen möchten, und den Vorwurf der sogenannten schönen Sprache, die bei Schiller, wie es heißt, die charakteristischen Unterschiede verwische, durch den Hinweis auf diese Beispiele zurück.

Am 5. Mai 1805 schloß der Dichter seine Augen für immer, erschreckend früh, zum schwersten Verlust für unser Land. Schon hatte sein Geist sich mit einem neuen gewaltigen Stoff getragen, dem Demetrius, und von keinem geringeren Ziel träumte der nie Rastende als der Verschmelzung des reinen Sophokleischen Ausdrucks mit dem Realismus Shakespeares. Ganz sollte das Materielle des Stoffes in der Darstellung untergehen, und doch sollte Alles mit den einfachsten Mitteln, dichterisch knapp, zur Rede und Erscheinung kommen. Es war ihm zu vollenden nicht beschieden. Aber aus dem gewaltigen Torso, den er hinterlassen, spricht in Wahrheit ein neuer dichterischer Geist, dessen Größe uns erst recht offenbar wird, wenn man die Ergänzungen seiner schwächlichen Epigonen daneben hält.

Auch Goethe trug sich einst mit dem Gedanken den Demetrius zu vollenden, dem Freunde zum ewigen Andenken, sich zum Trost, damit er sich ganz und für immer eins mit ihm wisse. Umsonst. Er mußte davon absehen, zum eignen tiefen Schmerz. Er fühlte, daß der große Tote sich ein Eigentum in dichterischen Landen erobert, das ihm allein gehörte, und mit dem es keine Verschmelzung gab. Da sang er ihm jenen wunderbaren Nachruf, den Epilog zur Glocke, durch den es neben dem Gefühl der Trauer fort und fort wie eine Siegesfanfare klingt „Denn er war unser". Ja wohl. Wie ganz empfindet es das Herz täglich aufs Neue, wenn wir uns in seine Schöpfungen versenken. Und wo ja einmal die Schwäche des Sterblichen ihren Zoll fordert, wo sich ja

ein künstlerischer Mangel, ein Spalt findet, den wir nicht füllen können — wie tritt er dann mit seiner erhabenen Persönlichkeit in die Lücke und nimmt uns zu guter Letzt immer wieder durch das gefangen, was zwar kein Kunstwerk schafft, was aber die Wirkung seiner Dichtungen ins Unermeßliche gesteigert hat und immer noch steigert: sein reiner sittlicher Wille, seine hohe Gesinnung, sein Freiheitsdrang, die Christustendenz, die Goethe ihm zuschrieb, da seine Hand nichts berühren konnte, was sie nicht adelte. „Denn er war unser."

Und uns allen ist das Wort des Epilogs geläufig:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Schließen wir mit einem anderen, auch einem Goetheschen Wort. Es sind nur zwei Zeilen; sie gehören dem Entwurf einer szenischen Totenfeier zu Schillers Ehren an, die dem großen Dichter zu vollenden nicht beschieden war. Aber schon diese zwei Zeilen dringen ins Herz. Die Jünger singen sie dem geschiedenen Meister nach:

„Seine durchgewachten Nächte
Haben unsren Tag erhellt."

Wer so gewirkt hat und so besungen worden ist, von Goethe besungen, der ist unsterblich. Und wohl uns, daß wir diesen Unsterblichen besessen haben und noch besitzen!

Zu Klingers 150jähriger Geburtstagsfeier.

Friedrich Maximilian Klinger.

Von Professor Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.

(16. Februar 1902.)

Vor wenigen Jahren haben wir den Gedenktag eines Fürsten im Reiche des Geistes gefeiert, der von hier auszog die Welt zu erobern. Ganz Deutschland, ja die ganze Kulturmenschheit feierte mit uns. Heute wollen wir das Andenken an einen Mitstreiter in dem Geisteskampfe erneuern, der als Jüngling jenem Großen tapfer zur Seite focht, und der auch, zum Manne gereift, die Waffen nimmer ruhen ließ, getreu den Idealen seiner Jugend und getreu dem großen Freunde: Das Andenken an Friedrich Maximilian Klinger.

Diese Feier findet keinen so weiten Widerhall wie die Goethefeier des Jahres 1899.

Klinger hat sich keinen Platz unter den Klassikern unserer Nation errungen. Die höchste künstlerische Vollendung, die einem Dichterwerk Dauer in der Zeiten Flut verleiht, war ihm versagt, und zu den Modeschriftstellern, die nach der Gunst der Menge haschen und von ihr getragen werden, hat er nie gehören wollen.

So ist denn für die heutige Generation Klinger ein Name, den man mit Achtung nennt, weil in jeder Literaturgeschichte seiner nicht unrühmlich gedacht wird. Von seinen Werken kennt man wenig mehr als einige Titel: „Sturm und Drang", „Faust", vielleicht noch „die Zwillinge". Es ist das wohl verständlich, wenn man bedenkt, daß selbst Goethe und Schiller nur in einer kleinen Auswahl ihrer Dichtungen wirklich gelesen werden, wirklich einen unmittelbaren Einfluß auf die Nachwelt ausüben.

Die Hauptwirksamkeit aller der Geisteshelden vergangener Tage ist eine mittelbare. Sie ziehen einzelne verwandte Geister

unter den Nachlebenden in ihren Bann, erfüllen sie mit ihren Gedanken, mit dem Zauber ihrer Persönlichkeit. Diese vermitteln dann den Gewinn ihren Zeitgenossen.

In dieser Weise wirkt auch Klinger heute noch im Stillen fort. Dafür ist das schöne Bekenntnis eines Mannes, wie des Grafen Schack, der beste Beleg. „Wer in den Irrungen der Welt in Gefahr kommt, an der Tugend zu verzweifeln und allen seinen Idealen untreu zu werden, der lese Klinger, besonders seine Geschichte eines Deutschen neuerer Zeit, oder seinen Rafael von Aquillas, um sich an ihnen wieder aufzurichten. Mich haben die genannten Bücher in manchen bangen Stunden des Zweifels erhoben und gestärkt, sie sind mir Leitsterne geworden, die mich aus den Labyrinthen der Skepsis retteten."

So gibt es in unserem Vaterlande noch gar manchen ernsten, denkenden Mann, der Klingers Wert in den Kämpfen des Gemüts empfunden hat und den heutigen Tag im Herzen mit uns begeht.

Vor allem aber ist Klingers Vaterstadt berufen, heute ehrenvoll des Toten zu gedenken, den sie zu ihren besten Söhnen zählt, und dem sie im Leben so wenig zu geben hatte.

Eine solche Feier, die nur in langen Zeiträumen sich wiederholt, soll nicht ein pflichtgemäß abgetaner formeller Akt sein, sie soll auch für uns selbst einen Augenblick der Erhebung über das Alltagstreiben bilden. Wenn wir das verblaßte Bild des Edlen wieder in frischeren Farben vor unserem geistigen Auge erstehen, dieses Menschenleben mit seinem gluterfüllten Dichten, seinem heißen Ringen, seiner eisernen Festigkeit und seiner sittlichen Kraft an uns vorüberziehen lassen, so werden wir uns des Gefühls einer gewissen Ehrfurcht nicht erwehren können, der Ehrfurcht, die eine geschlossene, in sich gefestigte Persönlichkeit erweckt. Und diese ganze Persönlichkeit haben wir ins Auge zu fassen, wenn wir von Klinger sprechen. Seine Werke sind ihr getreues Spiegelbild. Daher kann die einseitig ästhetische Betrachtung, die das Kunstwerk abgelöst von seinem Schöpfer faßt, ihm nie gerecht werden.

Wer Klinger, den Menschen und den Dichter, kennen lernen will, der greife nach den Schriften Max Riegers: „Klinger in der Sturm- und Drangperiode" und „Klinger in

seiner Reife.“ In seinem eigenen Großneffen ist Klinger ein Biograph erstanden, der, selbst eine feinsinnige Dichternatur, sein Denken und Fühlen nachzuempfinden vermochte und seinen innern und äußern Lebensgang mit hingebendem Eifer ergründet und mit kritischer Objektivität meisterlich dargestellt hat.

In dieser kurzen Stunde muß ich mich auf eine mit flüchtigen Strichen umrissene Skizze beschränken.

Wie eine Ironie des Schicksals erscheint es, daß dieser im besten Sinne aristokratische Mensch, mit der wahrhaft vornehmen Gesinnung aus niedrer Dürftigkeit sich emporarbeiten mußte zu den Höhen des Lebens. Niemand weiß mit Sicherheit die Stätte anzugeben, wo am 18. Februar 1752 der Sohn des armen Frankfurter Constabels das Licht der Welt erblickte. Nach dem frühen Tode des Vaters fiel der Mutter allein die schwere Aufgabe zu ihre Kinder durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren und zu erziehen. In der alten behaglichen Reichsstadt war der Fleißige und Geschickte nicht leicht verloren. Die mutige und tüchtige Frau zog ihre Kinder unter Entbehrungen, aber in Ehren groß, ja sie machte es sogar möglich, daß der talentvolle Maximilian das Gymnasium besuchen konnte. Er blieb dessen Schüler, bis er Ostern 1774 die Universität Gießen bezog. In den letzten Jahren finden wir ihn als calefactor chori majoris — eine Art Famulus und Geschäftsführer des Sängerchors der armen Schüler. — Hierdurch und durch Lehrstunden bestritt er seinen Unterhalt und suchte auch wohl noch ein Sümmchen für das Universitätsstudium zu erübrigen.

Ein enges, hartes Los, diese entbehrungsreichen Lehrjahre, und doch die schönste Zeit seines Lebens. Denn schon 1770 wurde ihm Goethes Freundschaft zu teil. Zwar müssen sich beide bereits früher als Knaben gekannt haben, wie Goethes dem Jugendfreunde 1823 gewidmeter Vers „An diesem Brunnen hast auch Du gespielt . . .“ beweist, doch näher getreten sind sich erst die Jünglinge. Dann aber haben sie sich auch sogleich ganz gefunden. „Ich ward Klingers Freund, sobald ich ihn kennen lernte“, erklärt Goethe. Im 14. Buche seiner Selbstbiographie hat er eine eingehende Charakteristik des Jugendfreundes gegeben. Sie enthält nur Wahrheit ohne Dichtung, und zugleich das Feinste und Treffendste was sich

über Klinger sagen läßt. Wir sehen ihn vor uns, die große schlanke, wohlgebaute Gestalt mit den regelmäßigen Gesichtszügen, dem ernsten Wesen und der edeln Haltung. Ein reines Gemüt, reiche Anlagen, leichte Fassungskraft, vor allem aber die Festigkeit des Charakters und ein stolzes Unabhängigkeitsgefühl gewinnen ihm Achtung und Vertrauen.

Für ihn war Goethes Freundschaft die Leuchte seines Lebens, und er hat dem neidlos Verehrten bis zur letzten Stunde stete Treue bewahrt.

Er verdankte ihm unendlich viel. Der arme, unfertige Gymnasiast wurde durch den älteren, überlegenen Freund hineingeführt in die große Bewegung der Geister, deren Führer jener war. In sein dunkeles Dasein auf der Schattenseite des Lebens brach es plötzlich herein wie heller Sonnenglanz, an dem das Feuer seines Geistes sich entzündete. Im ungezwungensten Verkehr, in vertrauten Gesprächen enthüllte sich ihm Goethes Genius. Er durfte teilnehmen an all' den Gedanken, die diese große Seele durchwogten, an all' seinen dichterischen Plänen und Entwürfen. Aus dem tiefsten Innern kommen ihm die prophetischen Worte: „Den könnt ihr nun wieder alle nicht fassen. Der trägt Sachen in seinem Busen. Die Nachkommen werden staunen, daß je so ein Mensch war."

Der Einfluß Goethes hat in Klingers Jugenddramen überall unverwischbare Spuren hinterlassen.

Aber man darf auch wohl die Frage aufwerfen, war denn Klinger ausschließlich der Empfangende, oder hat auch er dem Freunde etwas geben können?

Goethe, der unendlich Mitteilungsbedürftige, fand in Klinger nicht nur begeistertes Verständnis für seine Ideen, sondern er sah sich zugleich einer völlig selbständigen Persönlichkeit gegenüber, deren Wesen grundverschieden von dem seinen war. Der junge Mensch da, der so frei und stolz einherschritt, niemanden neidete und vor niemand sich beugte, hatte das wohlige Behagen, in dem der Sohn des Herrn Rat aufwuchs, nie gekannt, das Leben war ihm von früh an ein ernstes Ding gewesen, nicht wie so oft dem jungen Goethe ein tändelndes Spiel. Seine Lebensauffassung war daher beim Beginne ihrer Freundschaft die klarere und ernstere. Sie machte auf Goethe, der nach seiner Rückkehr aus Leipzig nach einem

innern Halte rang, einen so tiefen Eindruck, daß er meinen konnte, Klinger habe nur nach außen, nicht in sich zu kämpfen.

In dem kleinen Familienkreise, in dem neben der Mutter die brave und schöne Schwester Agnes waltete, fühlte sich Goethe wohl, die reine, gesunde Luft, die darin wehte, erquickte den von der schwülen Atmosphäre der „Mitschuldigen" fast Erstickten. Gern kehrte er auch nach den Straßburger und Wetzlarer Zeiten wieder zurück zu diesen geraden, einfachen Menschen.

Das Frühjahr 1774 führte Klinger aus der Heimat fort. Auf der Hochschule in Gießen begann sein, das Studium der Rechtswissenschaft völlig in den Hintergrund drängendes dichterisches Schaffen. In rascher Folge entstand Drama auf Drama. Seltsame Stücke, vielfach unreif, von Vorbildern abhängig und doch von ausgeprägtester Eigenart.

Seine Anfänge fallen in die Zeit einer literarischen Revolution, die, rasch vorüberbrausend, doch ein wichtiges Glied in der Kette der geistigen Umwälzungen bildet.

Aus der Verrohung des 30jährigen Krieges hatte der moderne Mensch sich erhoben. Die Alleinherrschaft der religiösen Ideen war gebrochen. Der Verstand hatte sich auf den leer gewordnen Thron gesetzt. Aufklärung hieß die Losung. Mit der ganzen Einseitigkeit, mit der jeder große Fortschritt sich zu vollziehen pflegt, erwartete man nun alles Heil von der Ausbildung des Intellekts. Alles übrige trat daneben in den Hintergrund.

Die natürliche Reaktion gegen diesen neuen Absolutismus fand in Rousseau ihren Vorkämpfer. Er rief es am lautesten und vernehmlichsten, das Zauberwort: Natur und Gefühl. Das menschliche Herz wurde wieder entdeckt, Hamann und Herder traten für sein heiliges Recht in die Schranken und die deutsche Jugend jubelte ihnen zu, maßlos, wie es das schöne Vorrecht der Jugend ist. Hier liegt die Geburtsstunde des deutschen Idealismus, der geklärt und gereift die schönste Zierde und die innerste Kraft unseres Volkstums bildet. Während im Norden der Göttinger Hain seiner sanften Leier gefühlvolle Töne entlockte, sammelte sich in Straßburg und Frankfurt jene Schar oberrheinischer Gesellen, die jungen Genies, unter Goethes Führung.

Dieser kampfeslustigen Schar gehörte Klinger zu, ja er stand mit Lenz an Goethes Seite im Vordertreffen. Goethe, Zartheit und Kraft des Gefühls vereinend, Götz und Werther zugleich, Lenz weich, lyrisch und haltlos, den Härten des Lebens nicht gewachsen, Klinger früh durch sie gestählt, von ungebändigter Kraft an Körper und Geist. Gemeinsam ist allen die Verachtung alles herkömmlichen Regelzwanges, der den freien Ausdruck des Gefühls beengt, denn nur dieser ist wahre Poesie; nicht erdachtes und erklügeltes soll der Dichter bieten, sondern erlebtes, aus der Tiefe der eigenen Brust soll seine Dichtung geschöpft sein. Gemeinsam ist die Begeisterung für unverdorbene Natur, die Verehrung Rousseaus und Shakespeares. Außer diesen Vorbildern aber erkannte man nur den eigenen Genius als Leitstern an.

Dieser Abschnitt unserer Literaturentwickelung ist unter dem Namen der Genieperiode bekannt. Man bezeichnet ihn wohl auch als Sturm- und Drangzeit. Es ist nicht zufällig, daß diese Benennung dem Titel eines Klingerschen Dramas entnommen ist. Auch Goethes Seele glich dem stürmisch bewegten, wogenden Meere, aber sein Dichtergenius fand in den ewigen Gesetzen der Schönheit unbewußt stets das rechte Maß. In Klingers Jugendwerken dagegen rast und tobt der Sturm der Leidenschaft fast ohne Unterbrechung, es kracht und wettert, Blitze zucken, alle Elemente sind in Aufruhr. Die Gestalten des Dichters sind Wesen wie aus Glut und Feuer, die ungezügelte Phantasie schreckt vor dem Gewaltsamsten, dem Gräßlichsten nicht zurück. Regellosigkeit wird zur Regel, Maßlosigkeit zum Gesetz. Den „tollgewordenen Shakespeare“ hat man den Dichter dieser Dramen genannt. Gewiß hat der unreife Jüngling hauptsächlich die Äußerlichkeiten seines großen Vorbildes erfaßt und übertreibend nachgebildet. Aber bitter Unrecht tut man ihm, wenn man sein kraftgenialisches Gebahren als Unnatur und Maniriertheit bezeichnet, in den wilden, leidenschaftlichen Ausbrüchen seiner Helden nur leere Tiraden sehen will. Zwar scheint seine Maßlosigkeit mit seinem besonnenen Ernste im Widerspruch zu stehen, aber diese Gegensätze waren in seiner Natur vereinigt. Goethe deutet das mit den Worten an: „Sein Betragen war, wenn es nicht innerlich stürmte, gemäßigt.“

Diese inneren Stürme wollten jetzt in Klinger nicht zur Ruhe kommen, denn, wie Goethe weiter sagt, er mußte sich „durchstürmen und durchdrängen“ im harten Kampfe mit der ihn einengenden „Welt des Herkommens“, der er sich nicht mehr einfügen konnte. Der Verkehr mit Goethe, der Eintritt in den Kreis der Genies hatte ihn aus den einfachen aber klaren Verhältnissen, in denen er sich mit eisernem Fleiß sein Wissen erarbeitet hatte, herausgerissen. Das früher fest ins Auge gefaßte Ziel, eine geachtete bürgerliche Stellung zu erringen, die es ihm ermöglichen sollte, den Seinen eine sichere Stütze zu werden, hatte jeden Reiz für ihn verloren, seit ihm die Dichterkrone winkte. Mit seinen „Zwillingen“, der Tragödie des Brudermords, errang er gegen Leisewitz' „Julius von Tarent“ den von Schröder ausgesetzten Preis. Aber im Leben stand er da, ohne Beruf und Erwerb, ohne Aussichten. Er fühlte die Kraft in sich, das Höchste zu vollbringen, er sehnte sich nach großen Aufgaben, die sich nirgends darbieten wollten. Und seine Helden sind ebenso geartet wie er. Feuerseelen, denen die Erde zu eng, die Welt zu klein ist, die ihre Kraft in unerhörten Taten ausrasen lassen möchten. Wenn Wild im Sturm und Drang ausruft: „Nirgends Ruh, nirgends Rast, so strotz ich voll Kraft und Gesundheit und kann mich nicht aufreiben. Ich will hier die Campagne mitmachen, da kann meine Seele sich ausrecken, und tun sie mir den Gefallen und schießen mich nieder, gut dann,“ oder „Ich will mich über eine Trommel spannen lassen, um eine neue Ausdehnung zu kriegen. Mir ist so weh wieder, oh könnte ich in dem Raum einer Pistole existieren, bis mich eine Hand in die Luft knallte,“ so ist das ganz der Klinger, der an seinen Freund Kayser schreibt: „Hilf ewiger Himmel, es schlägt in mir mit tausend Flammen, und ich meine, ich brenne und stürze zusammen“, und „Ich laß das all' werden vom wilden ungefähr, und baue in mir fort, und reiß' hinauf, der Sonne an. Sturz oder Gipfel.“

Klingers Jugenddramen sind Explosionen seines wildbewegten Innern. In ihnen verkörpert sich am reinsten jene Seite des Geniewesens, die wir mit dem Worte „Sturm und Drang“ zu charakterisieren pflegen, und bei allen ästhetischen Bedenken wird man ihnen ein großes Verdienst nicht absprechen können.

Der einseitige Kultus des Gefühls, dem die Prinzen aus Genieland huldigten, barg die Gefahr der Verzärtelung und Verweichlichung in sich. Eine schwächliche und weinerliche Sentimentalität breitete sich wie eine Seuche aus. Das liebe Herzchen wurde gestreichelt und gehätschelt und in Tränenströmen gebadet. Man denke nur an das Wertherfieber, an Millers Siegwart und seine Nachbeter, an die weiche Liebesluft, die in dem Clavigo, der Stella, selbst eines Goethe, weht.

Gegen diese wimmernde, winselnde Gefühlsseligkeit waren Klingers Kraftdramen das wirksamste Gegengift. Zwar zogen auch die Männer der nüchternen Aufklärung, wie Nicolai, mit Gründen des gesunden Menschenverstandes dagegen zu Felde. Doch sie ließen die Jugend kalt. Klinger aber warf ihr ein Idol hin; Kraft, Mannhaftigkeit, Größe. Und er predigte mit Feuerzungen. Er warf den Funken in die jugendlichen Gemüter, den ein Größerer bald zu heller Flamme anfachte. Schillers Räuber mit ihrer mächtigen Wirkung auf die Volksseele sind unter dem unmittelbaren Einfluß von Klingers „Otto“ und den „Zwillingen“ entstanden.

Schiller selbst bezeugte diesen Einfluß, in dem 1803 an seinen Schwager Wolzogen nach Petersburg gerichteten Schreiben: „Sage dem General Klinger, wie sehr ich ihn schätze. Er gehört zu denen, die vor 25 Jahren zuerst und mit Kraft auf meinen Geist eingewirkt haben. Und diese Eindrücke der Jugend sind unauslöschbar.“

So sind Klingers Jugenddramen in eine Reihe zu stellen mit dem „Goetz“ und den „Räubern“. Sie alle geben dem Drange nach der Tat frischen, stürmischen Ausdruck, der geweckt werden mußte, wenn unser Volk die Kraft zu nationaler Erhebung finden sollte. Zu mannhafter Tat aber bedarf es der innern gesammelten Kraft. Das spricht Klingers Lehre aus, die Kayser in den Worten zusammenfaßt:

„Sei stark und männlich, halt dich auf,
Sei ruhig, laß der Dinge Lauf,
Und beug' Dich nur nicht nieder.“

Als Vorbild männlicher Kraft konnte Klinger schon damals gelten, die gefaßte Ruhe, deren Notwendigkeit er erkannt, fand er freilich erst später wieder. Vorläufig folgten auf die Lehrjahre, die

mit dem verfehlten Versuch des juristischen Studiums abschlossen, tolle Wanderjahre. Die Hoffnung, durch Goethe in Weimar sich eine Laufbahn zu eröffnen, schlug fehl, ebenso die auf Militärdienste. Goethe war in Weimar doch schon ein Besonnenerer geworden, der Ton des geistvollen Hofes doch ein anderer, als der, in dem die jungen Genies in Frankfurt zu verkehren pflegten. Klinger aber befand sich noch in voller Gährung. Klatschereien Kaufmanns, des falschen Genieapostels, kamen dazu. Die Freunde trennten sich, Klinger in tiefem Schmerze, aber ohne in seiner treuen Verehrung für Goethe zu wanken. Als Dramaturg der Seilerschen Schauspielergesellschaft führte er nun eine zeitlang ein unstätes Wanderleben, um dann als Leutnant eines österreichischen Freikorps Gelegenheit zu heldenhafter Tat zu suchen. Doch es kam im bayrischen Erbfolgekrieg nicht zum Schlagen. Es war eine Epoche wilden Genußlebens für den schönen, in allen ritterlichen Künsten gewandten Mann, dem die Frauenherzen zuflogen.

Einen Ruhepunkt gewährte erst der Aufenthalt bei seinem Landsmann, Johann Georg Schlosser, dem Amtmanne in Emmendingen, der dem Fahrenden Gastfreundschaft bot. Goethes Schwager Schlosser gehört auch zu den Männern, die hervorgebracht zu haben Frankfurt stolz sein darf. Auch seine empfängliche Seele glühte für alles Edle und Hohe, aber er erblickte dabei in unablässiger treuer Pflichterfüllung, in aufopfernder Tätigkeit für die seiner Pflege Befohlenen die Aufgabe des Lebens. Hier kam der Ruhelose zur Einkehr und Sammlung. Im „Plimplamplasko“, einer derben Satire auf die Auswüchse des Geniewesens — nicht ohne Selbstironie — nahm er vom Sturm und Drange Abschied. Als ein Reiferer zog er 1780 nach Rußland, wo ihm auf Schlossers Empfehlung der Herzog von Württemberg-Mömpelgard die Stellung eines Vorlesers, mit dem militärischen Range eines Marineleutnants, bei seinem Schwiegersohne, dem Großfürsten und nachmaligen Kaiser Paul verschafft hatte. Hier, in der Fremde ganz allein auf sich gestellt, unter den schwierigsten Verhältnissen, an dem verderbtesten Hofe Europas hat er das gehalten, was seine Jugend versprach. Rechtschaffen und makellos, einfach und schlicht, stolz und unabhängig, so ist

er seinen Weg gegangen inmitten der feilen Sklavenseelen, eine Gestalt, wie aus Erz gegossen. Den Kaisern Paul, Alexander und Nicolaus hat er treu gedient. Er ist von Würde zu Würde emporgestiegen. Er wurde Gouverneur des Kadettenkorps, Kurator der Universität Dorpat und Generalleutnant. Adel und Orden schmückten ihn. Eigenes Verdienst und Glück haben ihn das erreichen lassen, wozu er geboren schien, und dabei ist er der gerade deutsche Mann geblieben, dem die Selbstachtung als das höchste galt, aber auch ein einsamer Mann. In seinen „Betrachtungen" hat er gezeigt, wie man so seinen Weg gehen könne. Man dürfe gar nicht daran denken sein Glück machen zu wollen, ohne Furcht und Rücksicht auf sich selbst müsse man seine Pflicht tun, so rein an Sinn und Geist, daß kein Flecken des Eigennutzes hafte. Frei müsse man sich halten von der Sucht zu glänzen, von schaler Eitelkeit, von Ruhm- und Herrschbegierde. Dann auf dem Theater der Welt nur dann erscheinen, wenn die Pflicht es erfordert, sonst aber als Eremit in seiner Familie, mit wenigen Freunden, mit seinen Büchern, im Reiche des Geistes leben, von der großen Welt nichts fordern. „Wer diese innere Freiheit hat, wem das gelingt, dem gelingt gar vieles, sogar das zu erreichen, was nicht sein Zweck ist, was die Menschen im groben Sinne Glück nennen."

In seiner Vereinsamung, unter einem Volke, dem er immer ein Fremder blieb, weil er es nicht achten konnte, war die Dichtkunst seine Erholung, sein Trost. Er schuf Lustspiele, die mit rücksichtslosem Naturalismus die Verderbtheit der höheren Stände schildern, edel ruhige Trauerspiele, wie „Konradin", politische Dramen, wie „Damokles". Sein „Oriantes" behandelt einen russischen Stoff in fremder Einkleidung, die Geschichte Peters des Großen und seines unglücklichen Sohnes Alexis.

Goethe nennt Klinger den reinsten Jünger Rousseaus, weil er, selbst ein Kind der Natur, das, was andere erst wegwerfen mußten, die Unnatur und Verweichlichung, nie gekannt habe. Auch im „Oriantes" finden wir die Anknüpfung an Rousseaus Ideen, aber seine Kulturfeindschaft ist hier auf die Aufdeckung der Schäden eingeschränkt, die eine überhastete,

tyrannisch aufgezwungene Kultur im Gefolge hat. Klinger hatte ja genug Gelegenheit gehabt zu sehen, wie dünn dieser Kulturfirniß auf dem Russen lag, wie er nicht veredlend, sondern demoralisierend wirkte. Fruchtbringende Kultur muß durch eigene Arbeit eines Volkes erkämpft werden, so lautet das Ergebnis, aller Fortschritt in der Verfeinerung der Lebensformen, in Wissenschaft und Kunst ist nutzlos, ja verderblich, wenn nicht die sittliche Erhebung damit gleichen Schritt hält. Wir sehen Rousseaus paradoxe Einseitigkeit hier zu einer gesunden historischen Auffassung fortgebildet. Und dieses Beispiel ist lehrreich für die Beantwortung der Frage nach der Entwickelungsfähigkeit Klingers.

Goethe hebt hervor, daß Klinger, der sich aus sich selbst heraus, aus dem eigenen Gemüte und Verstand heraus, zur Welt gebildet habe, und dem Biegsamkeit von Haus aus nicht eigen gewesen sei, in seinen späteren Jahren neuen Ideen und Zeitströmungen sich wenig zugänglich gezeigt habe. Man fühlt aus seinen Worten heraus, daß er der stets sich Fortentwickelnde in diesem Festhalten am Alten zugleich einen Vorzug und einen Mangel erblickt, den er zu erklären und zu entschuldigen sucht. Ein solches Beharren eines tüchtigen Charakters werde um so würdiger, wenn es sich durch Welt- und Geschäftsleben hindurch erhalte, und wenn Klingers Art auch manchem schroff und gewaltsam erscheine, so habe er sich doch um so tüchtiger, fester und redlicher im Leben bewährt. Gewiß ist, daß Klinger, abgeschnitten von dem lebendigen Strome deutschen Geisteslebens, in seiner Isolierung darauf angewiesen, Anregung vornehmlich aus sich selbst und seinen Büchern zu schöpfen, die Ideen, in derem Banne seine Jugend gestanden hatte, niemals so völlig zu überwinden vermochte, wie Goethes souveräner Geist.

Aber er bleibt nicht sklavisch von ihnen abhängig, er prüft ihren Wert für die Wirklichkeit und entwickelt sie selbstständig in sich weiter, er sucht nach einer eigenen Lösung der in ihnen liegenden Probleme.

Er dichtet eine „Medea in Korinth“. Die stolze Sonnentochter hat in ihrer Liebe zu Jason sich mit schwerer Schuld beladen, um den Geliebten zu retten. Ihre Größe hat sie ihrer Liebe geopfert und ist hinabgestiegen zu dem kleinen

Menschengeschlecht, das sie nicht versteht, dem sie Furcht einflößt. Aber ihr Opfer wird mit Undank belohnt. Jason wendet sein Herz der lieblichen Kreusa zu und stößt die Verlassene hinaus ins Elend. Alles erduldet sie, aber als man ihr auch ihre Kinder nehmen will, da erhebt sie sich in ihrer ganzen furchtbaren Größe und zerschmettert die Treulosen.

Hier, wie im Sturm und Drang sehen wir den Übermenschen im Kampfe mit der Erbärmlichkeit der Welt. Aber Klinger läßt dieser Medea eine andere folgen, die „Medea auf dem Kaukasus". In die weltferne Einsamkeit der Berge hat sie sich mit ihrem Haß geflüchtet, aber ihr Herz ist wund für alle Zeit und allmählich erwacht wieder die Sehnsucht nach den Menschen. Sie will ihre Schuld durch Wohltun sühnen, sie will die wilde Horde, die am Fuße ihres Berges haust, aus ihrer Dumpfheit retten, sie mildere Sitten lehren. In diesem Bestreben findet sie tragisch groß ihren Untergang.

Waren schon diese letzten Dramen, die Szenen von höchster poetischer Schönheit enthalten, eigentlich nicht mehr für die Bühne berechnet, so macht sich Klinger in der Folge ganz von dieser Form los, um in der des Romans seinen Gedanken freiesten Flug zu gestatten. Er hat seine Romane philosophische genannt. Sie sind es nicht in der Weise, daß sie ein philosophisches System zum Ausdruck bringen, sondern insofern als sie sein Streben nach Erkenntnis, nach Lösung des Welträtsels widerspiegeln.

Der Zyklus dieser innerlich zusammenhängenden Romane beginnt mit dem „Faust". Über ihn, und damit über seine Romane überhaupt, spricht sich Klinger in dem wunderbaren Briefe an Goethe vom 20. Mai 1814 eingehend aus. Er schildert den düstern Eindruck, den schon früh die seinem innern Sinn widersprechenden Erscheinungen der moralischen und politischen Welt auf ihn gemacht. Er sah die Menschheit geistig und physisch von Druck, Not, Wahn und ihrer eigenen Natur geplagt, die innere Unruhe habe ihn gewaltsam darauf gestoßen. Aber sein kräftiger Sinn sagte ihm, daß er erst die moralische Abrechnung mit sich selbst abzuschließen, die Harmonie in sich zu gewinnen streben müsse, ehe er den Blick auf das Weltganze zu richten sich erkühnen dürfe. „Um zur völligen Ruhe des Geistes zu kommen mußte ich alles von

mir Empfundene und Gedachte, Erfahrene und Erprobte aus mir heraus durch Charaktere im Kampfe mit der Welt und den Menschen, wie ich es selbst gewesen war, mir darstellen."

Diese Kämpfe der starken Mannesseele waren schwer und ernst, und ihre Darstellung in den erschütternden gedankentiefen Gemälden seiner Romane ist nicht für schwache Gemüter geschrieben. Die blutenden Wunden der Menschheit werden erbarmungslos aufgerissen. Des Dichters Blick durchdringt die Schleier, mit denen wir so gern die Bilder menschlichen Elends und menschlicher Niedrigkeit feige verhüllen, damit sie unser Behagen nicht stören. Wie mit eiserner Faust hält er uns fest vor diesen Bildern und zwingt uns sie unverwandt ins Auge zu fassen. Und immer wieder tönt uns die Frage ins Ohr: wo ist Gerechtigkeit auf Erden? warum müssen tausende unverdient leiden? warum geht der Edle unter Qualen zu grunde, während der Schlechte triumphiert? Denn höher als Humanität stand Klinger die Gerechtigkeit.

Am grellsten wirken die drei Romane der ersten Gruppe „Fausts Leben, Taten und Höllenfahrt", „Geschichte Giafars des Barmeciden" und der „Raphael de Aquillas". Hier sind die Gegensätze noch unvermittelt, das Böse ist unüberwindlich im Menschen und in der Welt, alles ideale Ringen endet in dumpfer Verzweiflung oder in hoffnungsloser Entsagung.

Voltaires »je ne sais que souffrir, et non pas murmurer«, das ist hier der Weisheit letzter Schluß.

Versöhnender klingt die zweite Gruppe aus im „Faust der Morgenländer". Die Nacht des Pessimismus wird durch einen Strahl der Hoffnung erhellt. Der Idealismus des Herzens ist unvertilgbar und unbesiegbar. Er schafft die rettende Tat. Verstand, Güte und Weisheit mit ihm im Bunde geben dem Menschen die Festigkeit, sich zu behaupten. Die „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" zeigt uns den Helden im Kampfe mit den politischen Mächten seiner Zeit, mit Despotie und Revolution. Aus tiefster Verzweiflung rettet der Glaube an die Ewigkeit der Tugend, der dem Sterblichen die Kraft zu tätigem Leben verleiht.

Die reifsten und schönsten Werke Klingers sind seine beiden letzten Schöpfungen, „Der Weltmann und der Dichter"

und die „Betrachtungen und Gedanken über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur". „Weltmann und Dichter" ist eine in Form des Gesprächs gehaltene Auseinandersetzung zwischen dem weltabgewandten Idealisten und dem welterfahrenen Realisten. In dem fein durchgeführten Dialog werden die entgegengesetzten Standpunkte mit aller Entschiedenheit vertreten, aber zum Schluß vereinigen sie sich doch in der Erkenntnis, daß der Mensch, der die Aufgabe des Lebens treu und fest erfüllen will, beides braucht, die Glut des Herzens und den kühlen Verstand.

Die „Betrachtungen" sind eine Aphorismensammlung, die eine Fülle reifer, für alle Zeiten giltiger Lebenserfahrungen enthält. In wenig Worten kann man kein Bild von ihnen geben, man muß sie lesen, und man wird Hermann Hettners Worten zustimmen: „Wie kann der Deutsche solche Schätze der Literatur übersehen und vergessen. Nur die „Maximen und Reflexionen" Goethes sind vergleichbar."

Mit dem ewigen Rätsel des Lebens muß jeder Sterbliche nach seiner Art sich abfinden. Unsere Dichter haben uns verschiedene Wege gezeigt. Schiller hielt der Glaube an die veredelnde Macht des Schönen aufrecht, bei Goethe löst sich jeder Gegensatz in reine Harmonie, Klinger verweist den Menschen auf sich selbst.

Wie er seinen Meister Rousseau an Stärke und Reinheit des Charakters weit überragt, so fehlt ihm auch völlig dessen tiefes Glaubens- und Anlehnungsbedürfnis.

Er stellt an sich die höchste Anforderung, den Kampf des Lebens zu kämpfen nur aus eigener Kraft, ohne nach einer übersinnlichen Stütze zu greifen. Durch Bändigung der Leidenschaften, Veredelung der natürlichen Triebe, durch Selbsterziehung zu strengster Ausübung der Pflicht und Gerechtigkeit, zu unbeugsamer Standhaftigkeit bei allen Schicksalsschlägen kann der Mensch sich dazu fähig machen. Das übrige soll er der Gottheit überlassen. Si fractus illabatur orbis, impavidum ferient ruinae. Es liegt etwas von dem alten Titanentrotz der Stürmer und Dränger in dieser Lebensauffassung. Bei den meisten der Jugendgenossen war er nur Phrase gewesen, bei Goethe hat er sich zu hoher weisheitsvoller Milde verklärt, bei Klinger wurde er zu selbstbewußter, ruhiger Kraft.

Diese hat sich auch in den schweren Prüfungen bewährt, die sein Lebensabend brachte. Der einzige Sohn wurde ihm durch die Schlacht bei Borodino geraubt, die verzweifelnde Mutter verfiel unheilbarem Siechtum, er selbst wurde von schmerzvollen Leiden gepeinigt. Er brachte der Gattin seinen sehnsüchtigen Lieblingswunsch der Rückkehr in die nie vergessene Heimat zum Opfer, und er, der Harte mit dem weichen Herzen, pflegte die Leidende mit unermüdlicher zarter Sorge, wie eine Mutter ihr krankes Kind. Seine letzten Jahre waren ein Martyrium. Bei alledem hat er die ruhige Heiterkeit des Gemütes sich bewahrt. Ein Jüngling noch mit weißen Haaren konnte er von sich sagen: „Mir ist die Morgenröte der Jugend noch nicht untergegangen, und ist ihre Farbe auch nicht mehr so glühend, so ist sie um so sanfter und milder und der Geist sieht leichter die Bilder, die hinter dem dämmernden Dufte schweben."

Am 25. Februar 1831 ist er gestorben. Goethe sagte bei der Nachricht von seinem Tode: „Das war ein treuer, derber, fester Kerl wie Keiner."

Auf Klingers Grabe in der fremden Erde erhebt sich ein hoher Obelisk aus Granit mit der Inschrift: Ingenio magnus, probitate major, vir priscus. Groß an Geist, doch größer durch Rechtschaffenheit, ein Mann von alter Art. In der Heimat, an der sein Herz hing, hat er noch kein Denkmal gefunden. Seine Vaterstadt, der er noch in seinen Betrachtungen liebevoll und mit anerkennender Gerechtigkeit gedenkt, hat ihren treuen Sohn nicht durch ein Standbild geehrt, und selbst im Frankfurter Goethemuseum ist der Klinger gebührende Platz, wo seine Büste neben der des Jugendfreundes stehen sollte, noch leer.

Wollen wir die Summe seines Lebens und Schaffens ziehen, so bietet sich ein Wort uns dar, das er selbst von seinen „Betrachtungen" gebraucht hat: „Was ich will — Kraft erwecken!" Kraft wollte er in seinem Volke wecken, Kraft des Herzens und des Charakters, damit es Schwächlichkeit und Niedrigkeit überwindend, zu nationaler Größe sich erhebe. Klinger hat nie, wie so viele seiner Zeitgenossen, in dem Glanze deutscher Wissenschaft und Kunst vollen Ersatz dafür sehen können, daß sein Volk die Beute eigener Zerrissenheit

und fremder Herrschsucht war. Er fand darin nur den so nötigen Trost, um nicht in Scham und Gram zu vergehen, „welcher Deutsche könnte nur den Frieden überleben, der uns jetzt in Regensburg zugeschnitten wird". Seine Dichtungen sind Heroldsrufe zum Kampf und daher oft grell und wild. Aber in allen lebt der reine Wille. Heute, in der Fülle der Kultur, bedürfen wir jener Kraft mehr als je, um das Erbe der Väter zu dauerndem Besitze zu erwerben und wir wollen dem Mahnrufe des treuen, festen Mannes unser Ohr nicht verschließen, von dem das Wort gilt, das Goethe einst Schiller nachrief:

Hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Zur Feier von Goethes Geburtstage.

Goethes Lyrik.

Von Dr. Eduard von der Hellen aus Stuttgart.[1]

(31. August 1902)

In Eckermanns „Gesprächen mit Goethe", dieser unerschöpflichen Fundgrube tiefster und feinster Gedanken, ist gar viel die Rede vom Wesen des Poetischen, der Poesie und des Poeten. Manche der hierauf bezüglichen Unterhaltungen hat uns der treue Eckermann ausführlich überliefert, von anderen hat er uns nur wenige Worte aufbewahrt; aber gerade der kürzeste dieser Berichte bietet uns den besten Ausgangspunkt zur Beantwortung der Frage: Was hielt Goethe für das Allgemeine und Wesentliche der Kunst, die ihm die höchste war, und als deren größten Meister wir ihn lieben?

Von Ästhetikern hatten sie gesprochen, die das Wesen der Poesie und des Dichters durch abstrakte Definitionen auszudrücken sich abmühen, ohne jedoch zu einem klaren Resultat zu kommen. Goethe schloß das Gespräch ab, indem er ausrief:

„Was ist da viel zu definieren! Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten."

Dieser scheinbar lässig hingeworfene Satz enthält eine Definition, wie sie der schärfste Logiker kaum schärfer hätte ausfeilen können.

Als seelische Kraft erscheint das Gefühl, und zwar das lebendige, intensiv erfassende, nicht der Verstand, der beobachtende, zerlegende, ordnende. Und um Zustände handelt es sich, nicht um Begebenheiten, Vorgänge. Aber Zustände überhaupt, nicht nur bestimmte Arten, sondern alle Zustände bilden das Reich des Poeten, insofern sie irgendwie das Gefühl

[1]) Dieser Vortrag bildet die Grundlage der Einleitung zu Goethes Gedichten im ersten Band der Cottaschen Jubiläumsausgabe von Goethes Sämtlichen Werken.

in Schwingung versetzen können: also eigne und fremde, gegenwärtige und vergangene, innere und äußere. Mit dem lebendigen Gefühl der Zustände jedoch ist der Poet noch nicht „gemacht". Solches besitzen viele Menschen, ohne darum Dichter zu sein, und ebenso in verschiedener Stärke das Bedürfnis, es auszudrücken. Den Poeten unterscheidet die Fähigkeit, es ausdrücken, einerlei in welcher Form und mit welchen Mitteln seiner Kunst. Selbstverständlich aber und darum unausgesprochen ist, daß der unmittelbare, rein natürliche, rohe Ausdruck des Gefühls hier nicht in Betracht kommt, daß irgendwelche künstlerische Formen und Mittel des Ausdrucks vorausgesetzt werden.

So bezeichnet die angeführte Definition in all ihrer Weite doch mit klarer Abgrenzung das, „was den Poeten macht", das heißt den Begriff des Dichters.

Zugleich aber verleugnet sie nicht ihren Ursprung aus Goethes Geist, sie enthält bei aller Ausdehnung des Begriffes doch einen einschränkenden Zug, den sie der dichterischen Individualität Goethes verdankt. Ich hob ihn schon hervor: nicht Begebenheiten oder Vorgänge, nicht Geschehnis oder Handlung bezeichnet Goethe als das Gebiet des Dichters, sondern lediglich Zustände. Und dies hat keine andere Ursache als die, daß Goethe in seinem eigenen Dichten überall im Zustand das Wesentliche empfand, daß es ihm auf die Folge und Verkettung von Zuständen erst in zweiter Linie ankam. Darum war der Dichter Goethe sein ganzes Leben lang im tiefsten Grunde Lyriker, und so erhaben, gewaltig und hinreißend auch viele seiner epischen und dramatischen Schöpfungen sind: die Kernschönheiten auch dieser Dichtungen sind wesentlich lyrischer Natur, in der poetischen Darstellung der Zustände, der seelischen vor allen, liegt auch ihr höchster künstlerischer Reiz und Wert.

Enthielt nun die Definition, von der wir ausgingen, alles unbedingt Erforderliche, ohne das ein Mensch nicht Poet sein kann, so fehlt ihr doch ein Moment, das gerade Goethe zum Poeten machte. Wenn er dieses trotzdem in die Begriffsbestimmung nicht aufnahm, so erfüllte er damit nur die Forderung, daß eine solche allgemein gültig sein muß, daß sie nichts enthalten darf, was nicht auf jeden Fall zutrifft. Daher beschränkte er sich auf die Forderung der Fähigkeit, das lebendige Gefühl der Zustände auszudrücken, ohne das für seine Dichter-

natur entscheidende Moment, die Notwendigkeit, hinzuzufügen. Er ließ somit gerechter Weise auch demjenigen den Charakter des Poeten, der von seiner dichterischen Fähigkeit nach seinem Willen Gebrauch macht, der einen zu poetischer Gestaltung geeignet scheinenden Stoff ergreift und nach den Gesetzen, die ihm richtig dünken, künstlerisch behandelt. Dichter dieser Art, als deren typischen Vertreter im edelsten Sinne wir Schiller nennen dürfen, würde Goethe aus seiner Definition ausgeschlossen haben, wenn er in sie außer der Fähigkeit auch die Notwendigkeit aufgenommen hätte. Gewiß gehorchten auch solche Dichter „der gebietenden Stunde", gewiß folgten auch sie, „des Gottes voll", in ihren höchsten Schöpfungen einem entschiedenen Trieb ihres Innern, der sie begeisterte, hinriß, der die poetische Gestaltung von ihnen forderte und ihre Reflexion zurückdrängte; sie aber hätten die gleiche poetische Kunst auch an anderen Stoffen ausüben, durch andere in den gleichen schöpferischen Rausch versetzt werden können.

Dies war bei Goethe nicht der Fall. Die Notwendigkeit, die ihn zum Dichten zwang, war eine strengere, vollkommen unerbittliche: ihm fehlte das seelische Gleichgewicht, bis er eben den Zuständen, in die sein lebendiges Gefühl ihn versetzt hatte, poetischen Ausdruck gegeben, und er konnte nicht bestehen ohne dieses Gleichgewicht. Sein ganzes Leben war ein Ringen nach innerer Harmonie, aus immer neuen Erschütterungen sie wiederherzustellen war der Kampf seines Daseins, und sein Kampfmittel, seine Waffe war die Poesie.

Alle großen und bedeutenden poetischen wie prosaischen Kunstwerke Goethes, insbesondere aber die große Masse seiner lyrischen Erzeugnisse haben in diesem zwingenden Bedürfnis seiner Natur ihre Quelle; nur ein sehr geringer Teil verdankt seine Entstehung dem virtuosen Spieltrieb, der Anwendung durch Übung gesteigerter Fähigkeit um ihrer selbst willen, oder, wie in den ersten Jahren der Freundschaft mit Schiller, dem wetteifernden Fleiße und, wie in der Verbindung mit Zelter, den Zwecken eines Komponisten.

Durch solche Betrachtungen tragen wir nichts in Goethes Dichtung hinein, was nicht in ihr war und wirkte. Viele Äußerungen des Dichters über sich selbst haben dazu geführt. Auch das oft mißverstandene Wort gehört hierher, daß alle

seine Gedichte „Gelegenheitsgedichte" seien, das heißt „nicht aus der Luft gegriffen", sondern „durch die Wirklichkeit angeregt", welche „die Veranlassung und den Stoff dazu" hergab; daher er denn auch von „Gelegenheits- und Zustands-Gedichten" spricht, „wozu jedes Besondere irgend eines Zustands ihn unwiderstehlich aufgeregt" habe. Und was er so als seine Eigenart erkannte, das drückte er als eine allgemeine Forderung aus in den Versen:

„Willst du dich als Dichter beweisen,
So mußt du nicht Helden noch Hirten preisen.
Hier ist Rhodus! Tanze, du Wicht,
Und der Gelegenheit schaff' ein Gedicht!"

Am klarsten aber, und ohne daraus ein Gesetz für andere abzuleiten, beschreibt er seine eigene Dichternatur im siebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit". Schon in den Leipziger Studienjahren, sagt er hier, „begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wohl niemand nötiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme in das andere warf. Alles was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Konfession."

Also: „was mich erfreute oder quälte, oder sonst beschäftigte" — das scheint nun freilich eine Unendlichkeit! Denn was hat Goethe nicht beschäftigt? Und doch sagt dieser Satz nicht zu viel.

Die Psychologie teilt alle Gefühle in zwei Hauptarten ein, in solche der Lust und solche der Unlust. Nicht nur die letzteren stören das seelische Gleichgewicht, — und nicht nur Unlustgefühlen gegenüber wehrte sich Goethe, indem er ihnen eine poetische Gestaltung oder Einkleidung gab. Nein, auch die Lustgefühle erschüttern die Harmonie der Seele, versetzen sie in einen Überschwang, den Goethe nicht ertragen konnte, den er aufheben mußte, indem er ihn, ebenso wie den

Mißklang der Unlust, rhythmisch bändigend in Wohlklang auflöste.

Aber nicht nur das, was wir gemeinhin Gefühl heißen, nicht nur Freude und Schmerz in all ihren unendlichen Arten, Abstufungen und Mischungen wurden so zum Inhalt seiner Lyrik. Wir nennen ihn gern unseren größten Dichter und Denker, aber wir tun ihm als Dichter Unrecht, wenn wir ihn als Denker überschätzen. Das Fühlen herrschte durchaus in ihm vor, es war stärker als sein Denken. Rein durch den Verstand wurde er mit keinem Zustand fertig, durch bloßes Denken kam er über nichts Wichtiges zu einem ihn voll befriedigenden Schluß, so scharf im Beobachten, so klar im Bilden und Durchbilden logischer Urteile er auch war. Immer blieb ihm ein Rest, mit dem sein Gefühl sich auseinandersetzen mußte. Es gilt für sein ganzes Leben, was Kestner über den dreiundzwanzigjährigen Jüngling schrieb: „Er strebt nach Wahrheit, hält jedoch mehr vom Gefühl derselben als von ihrer Demonstration.“ In der Tat, das Gefühl blieb ihm allezeit die höchste Instanz, und darum wurden, ebenso wie die freudigen und schmerzlichen Erregungen aller Art, auch seine Verhältnisse zur persönlichen und sachlichen Umwelt, besonders aber die unendliche Kette der sinnlichen und übersinnlichen Probleme notwendiger Gegenstand seiner Poesie, vor allem seiner Lyrik. Auch hier dürfen wir einen Gegensatz zu Schillers Natur kurz andeuten: Schiller gab in seiner Ideen-Lyrik seinen Gedanken statt des prosaischen einen poetischen Ausdruck, er verklärte sie und erhöhte ihre Wirkung durch dichterische Kunstmittel; Goethe dagegen drückte in seiner Ideen-Lyrik sein letztes inneres Verhältnis zu den Problemen aus, deren verstandesmäßige, prosaische Behandlung ihn auf keine Weise befriedigen konnte, er fand in der künstlerischen Form, ja oft im bloßen Wohlklang, das einzige Mittel, die großen Probleme von Gott und Welt so zu gestalten, daß sie ihm Ruhe ließen.

Auch hier also die Poesie als Waffe, als befreiendes Mittel im Kampf gegen das Gefühl, zur Wiederherstellung des durch das Denken ebenso wie durch die Leidenschaften erschütterten inneren Gleichgewichts.

Nun scheint zwar in diesen weiten Kreis alles zu fallen,

was in Goethes Lyrik Ausdruck gefunden hat, denn selbst die ungemein zahlreichen kleinen Gedichte schließen sich hier ein, in denen er seinen Beziehungen zu einzelnen Personen poetische Denkmale setzte: Verse, die uns oft nur ein leichtes, zierliches Tändeln scheinen, die aber doch größtenteils dem tiefgefühlten Bedürfnis Goethes entsprechen, durch eine künstlerische Formel auch alle diese Einzelgestalten in das Reich des Wohlklangs zu erheben, sein inneres Verhältnis zu ihnen in rhythmisches Behagen aufzulösen.

Dennoch verlangen zwei Gruppen der lyrischen Poesie Goethes besondere Betrachtung, nicht etwa weil sie außerhalb des beschriebenen Kreises stünden oder, psychologisch angesehen, eine Ausnahmestellung einnähmen, auch nicht um ihrer Masse willen, sondern weil sie für Goethes dichterische Individualität so charakteristisch sind, daß sie für sich hervorgehoben werden müssen. Ich meine die satirischen, überhaupt die in mannigfacher Art angreifenden Gedichte einerseits, und andererseits die verschiedenartigen Erscheinungen, die ich unter dem Begriff der produktiven Kritik zusammenfassen möchte.

Erstere Gruppe ist vor allem durch die „Xenien" vertreten, die wilden sowohl, zu denen Goethe sich Schiller als Kampfgenossen heranzog, als die „zahmen", in denen er allein focht. Die „Invektiven" und viel Einzelnes, in andere Abteilungen Verstreutes schließt sich an, besonders auch ein großer Teil der Epigramme, der venezianischen wie der übrigen. In all diesen Versen setzte sich Goethe mit solchen Anschauungen, Richtungen, Cliquen und Personen auseinander, mit denen sich in Harmonie zu setzen er nicht hoffen konnte. Abneigung, Widerwillen, Haß schliff er darin zu spitzigen Pfeilen. Wo kein Friede möglich war, mußte der Krieg scharf erklärt werden; wo er sich durch das Mittel der Poesie nicht heilen konnte, da mußte er die Gegner mit derselben Waffe tötlich treffen — so wenigstens, daß sie für ihn tot waren, daß ihre Feindschaft ihm innerlich nichts mehr anhaben konnte. Außer ihm, draußen, mochten sie ihr Wesen fortreiben und ihn nach Herzenslust weiter angreifen: das wollte er ihnen damit nicht verwehren.

Den poetischen Wert dieser Produktionen, die ja in der Tat eine allgemeine, ewige Bedeutung nicht durchaus besitzen,

schätzte Goethe nicht höher ein, als sie es um ihrer künstlerischen, formalen Vollendung willen verdienen. Er fand es sogar nötig, sich öffentlich ihretwegen zu entschuldigen, indem er in die Annalen von 1821, gelegentlich der „zahmen Xenien", den Satz einflocht: „Ob man gleich seine Dichtungen nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im einzelnen manchmal Luft machen." Deutlich bekundet diese Wendung, daß auch die offensive Lyrik Goethes dem gleichen seelischen Bedürfnis entsprungen ist wie alle übrige: Das innerlich Störende in künstlerischer Form außer sich zu stellen, das Innere durch diese Entäußerung zu entlasten, ist auch hier das eigentlich treibende, zwingende Motiv.

Die zweite Gruppe, die ich gesondert hervorheben wollte, nannte ich die der produktiven Kritik.

Es bildet einen eigentümlichen Zug in Goethes Dichtercharakter, daß er poetische Schöpfungen anderer, die bestimmte Saiten seiner Seele sympathisch in Mitschwingung versetzten, in Harmonie mit dem ganzen Instrument bringen, sie so umformen mußte, daß er sie völlig wie Klänge seiner eigenen Leyer empfinden, sie als sein Eigentum betrachten konnte. Auch hierin zeigt sich keine willkürliche Anwendung poetischer Fähigkeit, sondern eine notwendige Betätigung derselben aus zwingendem Bedürfnis. Denn ohne diese Umformung, diese Assimilierung, blieb das nur teilweis in ihm mitklingende Fremde ihm eine quälende Dissonanz, von der er sich auf keine andere Weise zu befreien vermochte.

Eine große Zahl Goethischer Gedichte ist so entstanden, und da die hierhergehörigen Erscheinungen bisher in ihrem Zusammenhange nirgends richtig gewürdigt worden sind, sei es erlaubt, ihre Hauptarten durch einige Beispiele zu charakterisieren.

Der älteste entschiedene Fall einer solchen Aneignung ist das „Heidenröslein". Hier hat Goethe ein von Herder nach mündlicher Überlieferung aufgezeichnetes Volkslied inhaltlich nur in zwei Verszeilen, in wenigen anderen rein stilistisch verändert. Bleibt es nun auch nicht ganz unmöglich, daß er sich dieses Sachverhaltes nicht mehr genau entsann, als er ein halbes Menschenalter später das „Heidenröslein" ohne weiteres in den Kranz seiner eigenen Gedichte einflocht, so erklärt sich

diese Aneignung doch viel ungezwungener daraus, daß der Begriff des literarischen Eigentums sich damals noch nicht zu seiner heutigen Schärfe entwickelt hatte. Schienen doch gerade Volkslieder und Volksliedmotive ein herrenloses, freies Gut zu sein, — und es war ein Glück für unsere Literatur, daß die Neubelebung der deutschen Lyrik aus diesem frischen, überall sprudelnden Quell durch kein übertrieben peinliches Rechtsgefühl gehemmt wurde. In so weitgehender Weise allerdings hat Goethe sonst in keinem Falle daraus geschöpft, sondern sich damit begnügt, ihn reizende und in ihm anklingende Töne freier umzugestalten und weiterzubilden, wie in der „Kriegserklärung", dem „Liebhaber in allen Gestalten", in „Schäfers Klagelied", „Trost in Tränen" und vielen anderen Liedern.

Keineswegs aber sah er sich in solchem Aneignungsrechte auf das Volkslied beschränkt. So hatte die durch Beethoven unsterblich gewordene „Adelaide" von Matthisson dessen Freundin Friederike Brun zu einem Gedicht „Ich denke dein" angeregt, das Goethe mächtig ergriff, ihn aber unbefriedigt ließ. Er löste sich hiervon, indem er es zur „Nähe des Geliebten" umschuf, in engem Anschluß an die Idee und Stimmung der Vorlage, deren Verschwommenheit er durch wundervoll plastische Anschaulichkeit der einzelnen Bilder ersetzte. Ganz ähnlich entstand „Ich ging im Walde so für mich hin": ein breites moralisierendes Gedicht von Pfeffel, „Die Nelke" betitelt, reizte Goethe zu freier Assimilierung an die Gefühle mit denen ihn die fünfundzwanzigste Wiederkehr des Tages erfüllte, an dem er Christiane gefunden.

Derartige Umdichtungen sind jedoch nicht mit Parodien zu verwechseln, obwohl die Grenze nicht immer mit Sicherheit gezogen werden kann. So scheint z. B. das frische Lied „Gewohnt getan" eine Parodie zu sein, und Goethe selbst hat es brieflich so bezeichnet. Dem „elendesten aller jammervollen deutschen Lieder" ist es entgegengestellt, einer Jeremiade „Ich habe geliebet, nun lieb' ich nicht mehr", wogegen Goethe mit seinem „nun lieb' ich erst recht" herzhaft opponiert. Als eine Parodie im eigentlichen, üblichen Sinne sollte aber dieses Gedicht dennoch nicht betrachtet werden, denn es besitzt durchaus selbständigen positiven Wert, zu dessen dichterischem Ausdruck

in dieser Form Goethe durch jenes Machwerk nur gereizt und genötigt wurde, um den widerwärtigen Nachgeschmack desselben loszuwerden.

Andersartig, aber recht eigentlich unter den Begriff der produktiven Kritik fallend ist dann z. B. die Entstehungsgeschichte des „Ergo bibamus!“ Gelegentlich der Mitteilung Goethes, daß der humorvolle und trunkfeste Pädagoge Basedow zu behaupten pflegte, die Konklusion „Ergo bibamus!“ passe überallhin, auf jede Situation des Lebens, bemerkte sein Sekretär Riemer, hierin liege der natürlichste, ungesuchteste Kehrreim zu einem Trinkliede. Von Goethe ermuntert, verfaßte Riemer ein solches, das aber dem Meister nicht genug tat: dieser formte es um, bis es ihn völlig befriedigte. Und hätten wir diesen Hergang zufällig nicht erfahren, so müßte es uns äußerst befremden, unter Goethes Gedichten ein echtes, originelles Zecherlied zu finden; denn bei seinen anderen Liedern dieser Gattung ließen sich die allgemein zugänglichen Vorbilder aufweisen, nach denen Goethe sie, mehr oder minder frei, zu bestimmten Gelegenheiten dichtete.

Ebenso wie „Ergo bibamus!“ ist das Gedicht „Offene Tafel“ wesentlich durch einen Refrain angeregt, und zwar durch den eines französischen Liedes:

> Va t'en voir s'ils viennent, Jean,
> Va t'en voir s'ils viennent!

den Goethe übertrug:

> „Hänschen, geh und sieh dich um!
> Sieh mir, ob sie kommen!“

Das französische Gedicht gefiel ihm aber außer dem Refrain nur durch seine Idee, die er im einzelnen verfeinerte und durch die Pointe abschloß, daß keiner der unter so strengen Bedingungen Geladenen kommt und daher endlich „jeder, wie er ist“ gebeten wird. In seiner übermäßigen Länge und ohne einen wirklichen Schluß hatte das Vorbild den deutschen Dichter geärgert.

Oft war es nur die Gesamtstimmung eines fremden Liedes, bisweilen sogar nur die Melodie eines solchen, was Goethe reizte, anzog, fesselte, ihm aber keinen vollkommenen

Genuß gab und ihn daher belästigte, bis er einen neuen eigenen Text untergeschoben hatte, der mit dem verdrängten kaum mehr verwandt zu sein brauchte. Die „Gegenwart" („Alles kündet dich an") und andere herrliche Schöpfungen entsprangen diesem Bedürfnis, und es ist hierbei sehr bemerkenswert, daß rein formal-musikalische Elemente den Dichter mit bestimmten Gefühlsinhalten erfüllen konnten, die dann nach lyrischem Ausdruck verlangten.

Wie manches Gedicht, für das wir in Goethes bekannten, äußeren wie inneren Lebensverhältnissen vergeblich nach einem unmittelbaren Anlaß suchen, mag in Wahrheit durch solche und ähnliche Anregungen intimer Art entstanden sein, ohne daß wir es im einzelnen nachweisen könnten. Ebenso wie die durch allereigenste Freuden, Leiden und Gedanken hervorgetriebenen Gedichte erklären sich auf diese Weise wahrscheinlich noch viele andere scheinbar nur auf Nachahmung beruhende, scheinbar nur gewollte Kunstproduktionen Goethes als notwendige Ausflüsse seiner innersten Natur, indem er hier wie dort die harmonische Auflösung einer ihn beunruhigenden Dissonanz nur auf diesem Wege finden konnte.

Eben hier liegt aber auch die Erklärung dafür, warum der großen Einheitlichkeit der inneren Entstehungsgründe Goethischer Lyrik eine so außerordentlich große Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinungsformen gegenübersteht. Goethe war von einer Reizbarkeit, einer Empfänglichkeit sondergleichen. Wo immer in einer literarischen Gesamt- oder Einzelerscheinung, in einer entschiedenen Persönlichkeit oder auch nur einem einzelnen merkwürdigen Produkt irgend etwas seinem eignen Wesen Verwandtes lag, da zog und sog er es an sich, bald bewußt, bald unbewußt, sich immer bereichernd, immer verändernd.

Er selbst hat in „Dichtung und Wahrheit" geschildert, aus welchen Elementen sich sein Jugendstil, der lyrische insbesondere, bildete. Darauf kann ich hier nur hindeuten. Obwohl er schon als Knabe und Jüngling nicht nach fremden Stoffen griff, sondern „das, was ihn quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden suchte", so war doch das Ergebnis, daß seine erste lyrische Veröffentlichung, das sogenannte Leipziger Liederbuch, den Zeitgenossen unmöglich als Ausfluß einer neuen dichterischen Individualität

erscheinen konnte. Denn was hier von Eignem schon hervorschaute, blieb jenem Publikum noch völlig verhüllt durch das modische Kostüm der damals beliebten Lyrik, der Schäferpoesie und Anakreontik insbesondere. Ja so sehr schien der zwanzigjährige Goethe in diesem Geschmack aufgehen zu wollen, daß seine Lyrik jener Jahre von dem hohen Pathos des doch begeistert verehrten Messiasdichters nur geringe Spuren aufwies, wie ihr ja überhaupt das eigentlich Pathetische, das „Geschwollene" allezeit fernblieb. Erst in Straßburg befreite er sich durch die von Herder angeregte Vertiefung in das Volkslied aus dem Banne einer Manier, die ihn bisher gehindert hatte, seine Gefühle frisch und keck auszudrücken. Aber er brach darum nicht undankbar mit jenem Stil, sondern er verband nun dessen graziöse Leichtigkeit mit der schlichten Plastik, die er dem Volkslied abgewann, mit der herzlichen Aufrichtigkeit, zu der es ihm den Mut gab. Friederike Brion und Lili Schönemann brauchen hier nur genannt zu werden, um jeden an die schönsten Blüten zu erinnern, die aus Goethes Herzen wuchsen, nicht minder aber Charlotte Buff. Denn wenn wir auch außer dem dialogischen „Wanderer" und einigen gereimten Briefen dieser Liebe Goethes keine eigentlichen Gedichte verdanken, so darf doch auch im flüchtigsten Überblick über die Entwicklung seiner Lyrik der „Werther" nicht vergessen werden, der ja zwar ein aus Briefen und Berichten gemischter Roman ist, dennoch aber wie eine Folge lyrischer Gedichte in gesteigerter Prosa wirkt.

Neben dem Volkslied wurden Shakespeare, Homer und die Bibel, die Goethe durch Herder mit ganz neuen Augen sehen lernte, seine Befreier aus den Fesseln der modischen Poesie, dazu Ossian, ganz besonders jedoch Pindar. Die strengen strophischen Formen dieses antiken Sängers konnte er nicht gebrauchen, aber den reimlosen Vers von wechselnder Länge, wechselndem Tonfall, den kühnen Schwung der Gedanken und die erhabene Prägnanz, die gedrängte Fülle des bilderreichen Ausdrucks lauschte er ihm ab. Ein ganzes Jahrzehnt hindurch bediente sich Goethe dieser freien Rhythmen, zunächst um darin seine noch titanisch gährende Weltanschauung auszubrausen, dann aber auch, um sein immer mehr geklärtes Gefühl der tiefsten Probleme in ihnen auszustrahlen — bis

den Gereiften das Bedürfnis nach strengerer Bindung der Gedanken durch gemessene Formen erfaßt. Distichen tauchen auf, wiederum durch Herder angeregt. Noch aber scheinen sie dem Dichter zu breiterer Behandlung, über das Epigramm hinaus, nicht geeignet: die von Heinse und Wieland verdeutschte italienische Stanze reizt ihn zunächst mehr, und das groß angelegte Fragment der „Geheimnisse" gewinnt diese Form.

Erst auf italienischem Boden, in Rom, ergreifen ihn die antiken Meister des Hexameters und Pentameters mit voller Gewalt, und wiederum etwa ein Jahrzehnt lang scheint es, von dem Balladenwetteifer mit Schiller abgesehen, als wolle keines Zustands lebendiges Gefühl in anderen als in diesen Maßen Ausdruck finden. Die Römischen Elegien, die Venezianischen Epigramme, die Episteln, die Xenien und die Elegien des zweiten Buches folgen einander, neben den formverwandten großen epischen Dichtungen, und endlich versandet dieser breite Strom in den „Weissagungen des Bakis".

Aber es war doch nur ein Arm, der sich da verlor: der Hauptstrom flutete weiter, ruhig, sehr bedächtig, selten nur rauschend und schäumend, eine weite Strecke, bis ein neuer starker Zufluß ihn mächtig wieder belebte. Von Osten kam dieser, aus dem reichen Quellgebiet des Morgenlandes.

Vereinzelte Anregung hatte Goethe schon früher aus jener sinnig-bunten Welt empfangen, und sie war nicht unfruchtbar geblieben für seine lyrische Produktion, vor allem für seine Balladendichtung, die ja nach dem damaligen Sprachgebrauch noch eine durchaus zugehörige Gattung der Lyrik und noch keinen Gegensatz zu dieser bildete. Jetzt, während der gewaltige Äolus Napoleon, seiner Inselhaft entwichen, das Abendland mit seinen letzten Stürmen erschütterte, hauchte der altorientalische Sänger des Weines und der Liebe in Goethes Seele einen neuen Liederfrühling wach.

Versprengten Gedichten des Hafis, die er hier und da in Zeitschriften gefunden, hatte Goethe nichts abgewinnen können; nun aber trat ihm, wenn auch in höchst unvollkommener Nachbildung, in Hammers Hafis-Übersetzung die ganze Gestalt „dieses herrlichen Poeten" auf einmal lebendig entgegen. Wir haben vorhin beobachtet, wie solche Eindrücke

auf Goethe wirkten, und er selbst hat es in den Annalen von 1815 mit den bezeichnendsten Worten gesagt: „Ich mußte mich dagegen produktiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können. Die Einwirkung war zu lebhaft . . . Alles, was dem Stoff und dem Sinne nach bei mir ähnliches verwahrt und gehegt worden, tat sich hervor.“

Wiederum also war es „produktive Kritik“, die Goethe zum Dichten zwang, das Bedürfnis, ein mächtig in ihm anklingendes Fremdes sich völlig zu assimilieren und aus dieser Verbindung ein drittes Neues entstehen zu lassen. Und das vermochte er jetzt, ein hoher Sechziger, noch mit derselben glühenden Jugendkraft zu leisten, mit der er in wirklich jungen Jahren die eigene Individualität durch Einschmelzung fremder Elemente bereichert hatte.

Was er auf diese Weise immerfort gewann, blieb ihm unverloren, jetzt wie damals, und so sind auch in der durch Hafis neubelebten Lyrik seines Alters alle die Stilarten gemischt, die er in seinem langen Dichterleben durchwandelt hatte, am wenigsten die einst übermächtige antikisierende.

Greifen wir zurück auf ein schon einmal angewandtes Bild, so können wir sagen: Goethes dichterische Persönlichkeit ist im Laufe ihrer Entwickelung einem Strome vergleichbar, der überallher, von rechts und links, Zuflüsse aufnimmt; kleinere gehen sogleich in ihm auf, mit größeren ringt er, und manchmal scheint es, als sei vielmehr er selbst nun eingemündet in einen stärkeren, führenden Fluß; bald aber verkündet die Färbung der Elemente seinen Sieg, und in stolzer Breite flutet er dahin zum ewigen Meere. Wie hätte er auch den weiten Weg in voller Kraft wallen können, ohne sich durch Zuflüsse zu stärken?

Goethe selbst hat im „Gesang der Geister“ des Menschen Seele dem Wasser verglichen, wie es vom Himmel kommt, zum Himmel wieder steigt und indessen die irdische Reise vollendet. Als er diesen Gesang dichtete, fühlte er seine „dreißig Jahr und Weltwesen“, wie er kurz darnach an Lavater schrieb: es war dies auf der Schweizerreise des Jahres 1779, während der ihn die Empfindung ergriff, daß er gereift an einem Wendepunkte seines Lebens stehe — das Ende des „jungen

Goethe".[1]) In sichere Ufer sah er damals seinen Lebenslauf eingeschlossen und mochte sich die Zeit nahe glauben, da er im flachen Bette das Wiesental hin schleichen werde.

Es kam nicht so. Fünfundvierzig Jahre später, als Fünfundsiebenzigjähriger, bald nachdem er eine letzte große Leidenschaft seines ewig-jungen Herzens in der „Marienbader Elegie" überwunden hatte, blickte er zurück und sprach zu Eckermann:

„Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen; auch will ich mich nicht beklagen und den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grunde ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen . . . Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von neuem gehoben sein wollte . . . Der Ansprüche an meine Tätigkeit, sowohl von außen als von innen, waren zu viele. Mein eigentliches Glück war mein poetisches Sinnen und Schaffen."

Nichts wäre verkehrter, als wenn man diese von Eckermann aus der Erinnerung aufgezeichneten Sätze eines langen Gesprächs dahin verstehen wollte: Goethe habe von seiner ungemein vielseitigen, angestrengten und gewissenhaften amtlichen und wissenschaftlichen Tätigkeit eine glückliche Erholung in poetischer Träumerei gesucht und gefunden. Nein, auch dieses „poetische Sinnen und Schaffen" war Arbeit, der Kranz, der das Haupt des gottbegnadeten Dichters krönte, ließ sich nicht, wie Antonio gegen Tasso spottet, „im Spazierengehen bequem erreichen". Aber es war diejenige Arbeit, die ihn „eigentlich beglückte", die ihn mit der tiefsten sittlichen Befriedigung erfüllte.

Mag der geniale Mensch unsere Bewunderung erregen, — unsere höchste sittliche Verehrung weihen wir der Größe nicht, die nur in der Entfaltung natürlicher Anlagen besteht. Das war die Anschauung nicht erst des greisen Goethe, sondern schon die „Geheimnisse" des Fünfunddreißigjährigen sprechen es aus:

---

[1]) Ich habe daher mit der Rückkehr von dieser Reise den ersten Band meiner kommentierten Auswahl von Goethes Briefen (Stuttgart, Cotta 1901) schließen lassen.

„Wenn einen Menschen die Natur erhoben,
Ist es kein Wunder, wenn ihm viel gelingt:
Man muß in ihm die Macht des Schöpfers loben,
Der schwachen Thon zu solcher Ehre bringt.
Doch wenn ein Mann von allen Lebensproben
Die sauerste besteht, sich selbst bezwingt,
Dann kann man ihn mit Freuden andern zeigen
Und sagen: Das ist er, das ist sein eigen!

Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort;
Dagegen engt und hemmt von jeder Seite
Der Strom der Welt und reißt uns mit sich fort.
In diesem innern Sturm und äußern Streite
Vernimmt der Geist ein schwer verstanden Wort:
Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Befreit der Mensch sich, der sich überwindet."

Goethes Dichtung, seine Lyrik insbesondere, war eine fortwährende Überwindung seiner selbst. Was er ein Menschenalter später seinem größten Freunde in die Gruft nachrief:

„Und hinter ihm in wesenlosem Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine" —

das gilt von ihm selber, von all seinem Dichten und Trachten. Nie wurde er ein Knecht der Gewalten, die ihn als Menschen banden, immer befreite er sich von ihnen, indem er sie als Künstler überwand. Keine Lust hat ihn je unterjocht und kein Schmerz, so stark sie mit ihm rangen. Aber nur dadurch konnte er sie bezwingen, daß er sich selbst bezwang.

Was ihn erfreute und beglückte, wies er in strenge Grenzen zurück; genuß-bedürftig und -fähig im allerhöchsten Grade, bewahrte er sich vor jedem rohen Übermaß, indem er den Genuß poetisch läuterte, ihn zu Gebilden reiner Schönheit veredelnd. Was aber ihn quälte und schmerzte, das wies er nicht von sich in die Vergessenheit, das erstickte er nicht durch feiges Betäuben, sondern das nährte und steigerte er in sich bis auf den höchsten Grad, um es dann, erst durch die Notwendigkeit der äußersten Anspannung seines vollkommenen Sieges gewiß, durch die Macht der Poesie zu bezwingen.

Das war seines Dichterlebens eigentliches, sittliches Glück: kein tändelndes Spiel mit zierlichen Waffen, sondern ein heißes, unerbittliches Ringen, und darum wollte er an des Paradieses Tor Einlaß fordern mit dem stolzen Worte:

„Denn ich bin ein Mensch gewesen,
Und das heißt ein Kämpfer sein."

Dieser Kampf, dieses Glück hob ihn über das Irdisch-menschliche, führte ihn hinauf in das Reich des Göttlichen. „Ein Gott, der nur von außen stieße," war ihm, dem reinen Pantheisten, eine niedrige Vorstellung, ein ärmlicher, erbärmlicher Begriff:

„Ihm ziemt's, die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen."

Hierin sah Goethe das wahrhaft Göttliche, hierin aber auch sein menschliches Ideal.

„Im Grenzenlosen sich zu finden,
Wird gern der einzelne verschwinden,
Da löst sich aller Überdruß;
Statt heißem Wünschen, wildem Wollen,
Statt läst'gem Fordern, strengem Sollen
Sich aufzugeben ist Genuß."

Erhabener noch klingt diese scheinbar mystische Vorstellung aus in der „Seligen Sehnsucht" des Westöstlichen Divan:

„Sagt es niemand, nur den Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet . . .

Und solang' du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

Wer diese Verse nur auf das wirkliche Sterben bezieht, versteht sie nicht und verkehrt ihren tiefsten Sinn. Nicht durch den einmaligen letzten Tod allein soll der Mensch im All aufgehn zu neuem Werden, sondern den Lebenden, den Gast der Erde, soll das Bewußtsein dieser Einheit aus der Enge des Einzeldaseins erheben.

„Alle die andern
Armen Geschlechter
Der kinderreichen
Lebendigen Erde
Wandeln und weiden
In dunklem Genuß
Und trüben Schmerzen
Des augenblicklichen
Beschränkten Lebens."

Zwischen dem Entstehen dieser Verse und dem der „Seligen Sehnsucht" liegt mehr als ein Menschenalter, und doch gehören sie engstens zusammen, nicht nur dadurch, daß der „trübe Gast der dunklen Erde" unmittelbar wieder anklingt an den „dunklen Genuß" und die „trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens". Aber im Gegensatz zu der tief geheimnisvollen Sprache des Altersgedichtes spricht jene mächtig dahinrauschende Ode klar aus, welche Kraft es denn sei, durch die der Mensch sich aus der trüben Dunkelheit des beschränkten Daseins erhebt und Eins wird mit dem Ganzen der Natur. Der Göttin des Dichters ist die Ode geweiht,

„Der ewig beweglichen,
Immer neuen
Seltsamen Tochter Jovis,
Seinem Schoßkinde,
Der Phantasie".

Diese, die Phantasie ist die Kraft, durch die der Dichter sein lebendiges Gefühl des Zustandes aus der Haft des Individuellen und Momentanen befreit. Denn, statt dieses gebundene Zustandsgefühl selbst als solches auszudrücken, stellt er eine Beziehung her zwischen diesem und irgend einem anderen Elemente: aus alle dem, was je durch seine Sinne Eingang in seine Vorstellungswelt gefunden hat, erweckt ihm die Phantasie einen Klang, der mit der Schwingung seines Gefühles einen Accord bildet. So löst die innere Dissonanz seiner Seele sich auf in eine Harmonie: sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur, sein Gefühl ist nun kein isoliertes mehr, die Phantasie hat ihm die Macht gegeben, im Grenzenlosen sich zu finden, sich Eines mit dem Ganzen zu fühlen, Natur in sich, sich in Natur zu hegen.

Die Phantasie ist es, durch die der Mensch sich erhebt über alle die anderen armen Geschlechter der kinderreichen lebendigen Erde, sie ist „des Menschen Kraft, im Dichter offenbart", die im Theater-Vorspiel des „Faust" der Dichter preist als begeisterter Verteidiger seiner Kunst:

„Wodurch bewegt er alle Herzen?
Wodurch besiegt er jedes Element?
Ist es der Einklang nicht, der aus dem Busen dringt
Und in sein Herz die Welt zurücke schlingt?
Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
Gleichgültig drehend, auf die Spindel zwingt,
Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
Verdrießlich durcheinander klingt —
Wer teilt die fließend immer gleiche Reihe
Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
Wo es in herrlichen Akkorden schlägt?"

Nicht sich allein beglückt der Dichter, indem er solche Harmonie erschafft, indem er seine Lust bezähmt und sein Leid steigert, um es rhythmisch bändigend in Wohlklang aufzulösen. Ein Kämpfer nicht nur, ein Vorkämpfer ist er, denn die von ihm errungene Harmonie geht nicht zu Grunde mit seinem Leben, sondern fortwirkend kommt sie allen denen zu gute, die nach ihm um sie ringen. Jeder von uns hat diesen Segen der Goethischen Lyrik innerlichst an sich erfahren, uns allen hat er durch seine Dichtung als ein Befreier gelebt, der für uns kämpfte und litt.

War aber Goethe selbst sich dieser Wirkung bewußt? wollte, erstrebte er sie? sah er in ihr seinen Beruf?

Wir fragen die Sonne nicht, warum sie scheine. Wir genießen dankbar, daß ihre Selbstverbrennung, ihr „Flammentod" leuchtend und wärmend uns das Leben gewährt — ob sie die Absicht habe, uns zu beleben, kommt uns nicht in den Sinn. Anders verhalten wir uns zu menschlichem Handeln. Hier knüpfen wir unseren Dank und unsere sittliche Anerkennung an die Bedingung, daß mit bewußter Absicht geschehe, was uns zugute kommt.

Viele Äußerungen Goethes bezeugen, daß er in der Tat

die Mission des Dichters darin sah, durch den poetischen Ausdruck der von ihm selbst lebendig gefühlten Zustände der Menschheit zu dienen. Statt aller Zeugnisse hierfür mögen zwei den Schluß unserer Betrachtungen bilden, ein prosaisches und ein Gedicht. Beide entstammen seinen letzten Lebensjahren.

Zu Eckermann sprach er, über Béranger — und es kommt hier gar nicht darauf an, daß es gerade Béranger war —: „Seine Lieder haben jahraus jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundrecht auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Gestalten gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

Am tiefsten aber, und aus der eigensten Seele Goethes sagt es das Gedicht „Vermächtnis":

„Kein Wesen kann zu nichts zerfallen!
Das Ew'ge regt sich fort in allen . . .
Und wie von alters her, im stillen,
Ein Liebewerk nach eignem Willen
Der Philosoph, der Dichter schuf,
So wirst du schönste Gunst erzielen:
Denn edlen Seelen vorzufühlen
Ist wünschenswertester Beruf."



IV.

Aus Museum und Bibliothek.



Heinrich Sebastian Hüsgen.

Ein Jugendfreund Goethes (1746—1807).

Das Frankfurter Goethemuseum muß es sich zur Aufgabe machen, neben den Bildern des Dichters und seiner Familie auch die seiner Frankfurter Freunde, deren in Dichtung und Wahrheit gedacht wird, in möglichster Vollständigkeit zu vereinen. Dieses ist nur allmählich im Laufe der Zeit zu erreichen. Viele der Bilder befinden sich noch im Familienbesitz, manche sind völlig verschollen, wie z. B. das von Goethe selbst gezeichnete Porträt des Rat Krespel.

Um so erfreulicher ist es daher, wenn ein derartiges Bild, sicher erkennbar, sich wieder findet, wie das des Frankfurter Kunstfreundes und Schriftstellers H. S. Hüsgen, dessen Nachbildung wir am Eingang dieses Bandes bringen.

Von Hüsgen war überhaupt keine sicher nachzuweisende Abbildung bekannt, bis vor etwas mehr als Jahresfrist auf dem Speicher eines zum Abbruch bestimmten Hauses in der Stiftstraße eine ganze Anzahl alter Porträts aus dem 18. Jahrhundert entdeckt wurde. Unter ihnen unser Bild. Aber während die übrigen, beim Mangel jeder Bezeichnung nicht festzustellen waren, trägt dieses auf der Rückseite der Leinwand die folgende verblaßte und zum Teil nur schwer zu entziffernde Schrift, wie es scheint von Hüsgens eigener Hand.

H. S. Hüsgen XXXV a. II mens.
Joh. Georg Edlinger ad vivum pinxit.
Monachii 1781.

Wir haben demnach ein Werk des bekannten kurfürstlichen Hofmalers Johann Georg Edlinger (1741—1819) vor

uns, dessen Eigenart die lebendige Auffassung und geistvolle Behandlung wohl entspricht.

Da es den im November 1745 geborenen Hüsgen im Alter von 35 Jahren und zwei Monaten darstellt, so ist es im Dezember 1781 zu München vollendet, kurz bevor Hüsgen auf seiner Studienreise von dort nach Wien weiterzog. Der Ausdruck des Kopfes will nicht ganz zu der Schilderung stimmen, die Goethe im 4. Buche von Dichtung und Wahrheit von Hüsgen, allerdings von dem Knaben, entwirft. Er schildert dort ausführlich den Vater, den gelehrten Sonderling, zu dem der etwas täppische und lernfaule Sohn in Gegensatz gesetzt wird. Es ist richtig, daß Heinrich Sebastian niemals einen geregelten Studiengang durchgemacht hat, aber er hat diesen Mangel später durch Selbststudium nach Kräften zu ersetzen gesucht. Seine ganze Neigung gehörte der Kunst. Nach längeren Studienreisen, die ihn nach Mannheim, Düsseldorf, Holland, München und Wien führten, hat er in seiner Vaterstadt ein stilles Leben als Sammler, Kunstschriftsteller, nebenbei auch als Verleger und Händler, geführt.

Sein jüngerer Freund J. J. v. Gerning hat uns einiges über seine Lebensumstände berichtet, seine eigenen Briefe an Gerning geben manchen weiteren kleinen Zug. Im übrigen kennen wir ihn nur aus seinen Schriften, von denen, neben zahlreichen Aufsätzen in Meusels Miscellaneen und mancherlei Zeitschriften, besonders seine „Nachrichten von Frankfurter Künstlern und Kunstsachen, 1780" in zweiter erweiterter Auflage als „Artistisches Magazin, 1790" erschienen, hervorgehoben zu werden verdient. Unsere Kenntnis des Frankfurter Kunstlebens in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts beruht fast ausschließlich auf den Nachrichten, die uns Hüsgen davon überliefert hat. Nur er hat z. B. von dem Gemäldekabinet des Herrn Rat Johann Caspar Goethe nähere Kunde gegeben, und wenn der Dichter später Fabers Beschreibung seiner Vaterstadt eifrig studierte, so lernte er dabei gar manches von seinem alten Freunde Hüsgen, dessen „Nachrichten" Faber zum großen Teile wörtlich abgeschrieben hatte, wie die Vorrede zu dem „dem Herrn Geheimde Rath von Göhte" von seinem „Verehrer H. S. Hüsgen" gewidmeten „Artistischen Magazin" ausdrücklich hervorhebt.

Von weiteren Berührungen beider ist nur der Besuch Goethes bekannt, den Hüsgen in seinem Briefe an Gerning vom 15. August 1797 [1]) folgendermaßen schildert:

„Letzt abgewichenen Freitag Morgen erschien ganz unerwartet ein Fremder in meinem Zimmer, den ich vor seinem wohlgemästeten Bauch nicht erkannte, bis ihn seine Stimme bei der Frage verrieth: Kennen Sie denn Ihren alten Freund nicht mehr? und siehe da, es war Goethe in eigener hoher Person, und ungeachtet er eine geraume Zeit bei mir blieb, so bliebe er doch erbärmlich steif und zurückhaltend.

Das Einzige, was er mir durch seine Zunge mittheilte, war, daß er gesonnen sei, in die Schweiz zu reisen. Als ich ihn am andern Tag besuchte, war er redsprächiger und gefühlvoller. — Was halten Sie aber von dem sonderbaren Verfahren Goethens, der vor seiner Abreise etwas that, was er in seinem ganzen 48jährigen Leben nicht gethan hat, nämlich alle Briefe durchs Feuer zu vernichten, darunter ihn diejenigen des Selbsttödters Merk wegen ihres Geistesinhalts zwei Tage Ueberwindung kosteten."

Dem Sammler war eine solche Vernichtung interessanter Dokumente natürlich unbegreiflich, wie er auch in einem Briefe aus dem Jahre 1795 die Verschleuderung der Kunstsammlungen von Goethes Vater, für welche die Frau Rat allerdings nur geringes Verständnis besaß, lebhaft beklagte.

Aus Hüsgens eigenen Sammlungen von Gemälden, Stichen, Altertümern u. s. w. ist besonders seine fast vollständige Dürersammlung zu nennen, die er in seinem „Raisonnirenden Verzeichnis", das er später unter dem Titel „Weltspiegel" umarbeitete, beschrieben hat.

Auch als Verleger, besonders Prestelscher Blätter, wie als Berater und Unterhändler in Kunstsachen, war er eifrig tätig.

Mit seiner Neigung zur Kunst ging die Liebe zur Natur Hand in Hand. Er gehört zu den Entdeckern der Naturschönheiten des Taunus, in die er den poetischen Verherrlicher dieser Berglandschaften, seinen Freund Gerning, einführte.

[1]) Dieser Brief ist im Besitze des Herrn Geh. Reg. Rates Dr. Gwinner in Frankfurt a. M.; eine größere Anzahl anderer Briefe Hüsgens an Gerning befindet sich seit einigen Jahren im Archive des Hochstifts.

Er zuerst hat weitere Kreise auf die herrlichen Aussichten des Feldbergs und des Altkönigs aufmerksam gemacht.

Diese sinnige Versenkung in das Leben und Weben der Natur findet in den Schriften und Briefen des stillen, von den Menschen wenig verwöhnten Mannes vielfach einen ungekünstelten, innigen Ausdruck.

Auch für die Altertümer seiner Heimatsgegend, für die Denkmäler der römischen Vorzeit hat er, zu einer Zeit, wo man sie noch wenig beachtete, einen aufmerksamen Blick und manch' treffendes Wort, obwohl ihm die gründliche klassische Bildung zu ihrer Erforschung fehlt.

Wenn daher die von Gerning im dritten Stück des Deutschen Merkur von 1799 geäußerte Hoffnung auch nicht ganz in Erfüllung geht, daß die dankbare Nachwelt Häsgen ein würdiges Gedenken nicht versagen werde, so verdient es der tätige, unterrichtete und biedere Mann doch, daß man ihm in seiner Vaterstadt und besonders in ihren Kunstkreisen eine freundliche Erinnerung bewahre.

O. Heuer.

Ergo bibamus.

In seinem Festvortrage über Goethes Lyrik (s. oben S. 331 ff.) hat Eduard von der Hellen der eigentümlichen Erscheinung der Goetheschen „Umdichtungen" besondere Beachtung gewidmet und gezeigt, daß sie „keine willkürliche Anwendung poetischer Fähigkeit, sondern eine notwendige Betätigung derselben aus zwingendem Bedürfnis" sind. Unter den charakteristischen Beispielen wird auch auf das, aus einem Liede Riemers umgedichtete „Ergo bibamus" hingewiesen.

Da durch diese Darlegungen die Aufmerksamkeit der Leser wieder auf das schöne, vielgesungene Geselligkeitslied gelenkt wird, so mag eine getreue Wiedergabe der Originalhandschrift hier wohl am Platze sein, die sich als Geschenk des Verbandes alter Korpsstudenten in Frankfurt a. M. seit kurzem in unserm Museum befindet. Die Korrekturen in den flott und in einem Zuge hingeschriebenen Versen berechtigen zu der Annahme, daß wir hier die erste Niederschrift des Gedichtes vor uns haben. Dafür spricht auch der Umstand, daß die ersten Verse noch glatter aus der Feder geflossen erscheinen, als die späteren. Bei einer Abschrift läge kein Grund zu dieser Verschiedenheit der Schrift vor, die sich jedoch leicht erklärt, wenn wir uns den Vorgang so denken, daß der Dichter, als er sich anschickte, das Gedicht aufs Papier zu werfen, die ersten Strophen bereits im Kopfe gebildet hatte, während die späteren erst während des Schreibens sich formten. (Vgl. das beigegebene Facsimile.)

Eine eigenhändige Abschrift, die nur geringe Änderungen aufweist, wird noch in den Akten der Liedertafel zu Berlin bewahrt, wohin Goethe sie zur Komposition an Zelter sandte.

Die Veranlassung, der das Riemersche Lied seine Entstehung verdankte hat dieser selbst überliefert. Goethe diktierte ihm seine „Enthüllungen zur Theorie Newtons", worin er erwähnt, wie Basedow das Kernwort Ergo bibamus als passende Konklusion zu jeder Prämisse gebraucht habe, z. B.: es ist schönes Wetter Ergo bibamus, es ist ein häßlicher Tag Ergo bibamus. Bei dieser Stelle meinte Riemer, daß das ja der ungesuchteste Refrain zu einem Trinkliede sei, das sich darauf dichten lassen müsse. Goethe erwiderte „Nun versuchen Sie es einmal". Riemer tat es. Sein Werk möge, da es nur wenig bekannt sein dürfte, zur Vergleichung mit Goethes Umdichtung hier folgen. (Gedichte, Jena 1826, Bd. 1, S. 307 f.)

Ergo bibamus!

Hört Freunde, ich sag' Euch, ein treffliches Wort
Heißt Ergo bibamus;
Es hilft Euch so keines an jeglichem Ort,
Wie Ergo bibamus:
Denn was Euch behaget und was Euch auch plagt,
Bedenket das Wort nur und thut, was es sagt,
Das Ergo bibamus.

Hat einer zum Beispiel noch Silber und Gold,
Dann Ergo bibamus;
Und ist es ihm wieder von dannen gerollt,
Drum Ergo bibamus.
Denn 2c. 2c.

Ist einem sein Liebchen, sein Weibchen so hold,
Dann Ergo bibamus;
Doch wenn sie auch schmälet und wenn sie auch schmollt,
Nur: Ergo bibamus.
Denn 2c. 2c.

Lacht einem das Glück zu mit sonnigem Schein,
Dann: Ergo bibamus.
Und stürmt es ein andermal wider ihn ein,
Dann Ergo bibamus.
Denn 2c. 2c.

Hier ...

Die g...

Das he...

Es paß...

Und ich...

Ich hat...

Und d...

Ich ne...

Und wen...

Und wen...

Heut' schenket der Wirt von dem Besten uns ein;
Drum Ergo bibamus;
Ein andermal fehlt es; muß andrer herein,
Dann Ergo bibamus.
Denn 2c. 2c.

Nun, weil Du uns lehrtest das treffliche Wort
Das Ergo bibamus,
Und gutes Wort findet auch günstigen Ort,
Wie Ergo bibamus:
Drum singen wir trinkend an Einem fort
Und üben in Thaten das treffliche Wort
Das Ergo bibamus.

Riemer berichtet mit Stolz, daß der Versuch Goethe gar nicht übel gefallen habe. Der Gewaltige kränkte die Kleinen, die es gut meinten, nicht gerne durch ein tadelndes Wort, das mutlos macht ohne zu fördern. Dennoch aber fühlte er sich durch das Mißverhältnis zwischen dem dankbaren Stoff und der ihm gewordenen Behandlung zur Kritik gedrängt. Dadurch, daß er selbst an die Aufgabe herantrat und Riemers Verse in eine neue Form umgoß, gab er, wie von der Hellen treffend hervorhebt, ein bezeichnendes Beispiel seiner „produktiven Kritik". Aber er gab dem Liede durch den Schlußvers zugleich noch eine andere Bedeutung.

Reinhold Steig hat 1895 im Goethejahrbuch darauf aufmerksam gemacht, daß das Berliner Exemplar, das am 3. April 1810 in Zelters Hände gelangte, die Bezeichnung trägt „Ein Spätling zum 10. März" und er hat nachgewiesen, daß das Lied dazu bestimmt war von der Liedertafel im geselligen Kreise zum Geburtstage der Königin Luise gesungen zu werden.

Ihr Geburtstag ist es, der die Freude durchs offene Thor führt und durch die zerteilten Wolken leuchtet ihr Bildnis vor. Das Lied hatte bei den Empfängern stürmischen Anklang gefunden. Zelters köstlicher Brief an Goethe vom 4. April 1810 (Briefwechsel, Berlin 1833, 1, 396) spiegelt diese Freude wieder.

„Schon seit manchen Wochen ist mir nicht, wie mir

sollte. Mag es die saugende Märzluft oder sonst äußeres Einwirken seyn, was mich nicht krank doch wehe und unlustig machte. Das Essen ist ohne Genuß und das Leben worauf ich sonst halte, wird mir fast sauer.

So hatte ich gestern Mittag keinen Wein getrunken, weil ich keinen Reiz darzu spürte, und war nach dem Essen auf dem Sopha eingeschlafen. Unterdessen hatte mein verständiger Briefträger Ihr blaues Couvert auf meine Brust gelegt, welches ich, wie mir die Augen aufgingen, freudig erkannte. Ehe ich's erbrach, ließ ich Wein geben, um mich völlig zu ermuntern. Unterdessen meine Tochter einschenkte, erbrach ich das Siegel und rief mit lauter Stimme: ergo bibamus! Das Kind ließ vor Schreck die Flasche fallen, die ich auffing; da ward ich wieder lustig und muthig, wozu der Wein, wahrscheinlich aus Dankbarkeit für seine Rettung, das Seinige that.

Ich ließ mir die Feder bringen, um sogleich das Gedicht in Musik zu setzen und den ersten Eindruck nicht verrinnen zu lassen. Als ich auf die Uhr sahe, war es Zeit, in die Singakademie zu gehen, nach deren Endigung die Liedertafel heute beisammen war. Es waren vierzig Männer an Tafel. Ich las das Gedicht vor, am Ende jeder Strophe riefen alle in unisono, gleichsam im Doppelchor von selber: bibamus! Sie syllabirten den langen Vokal so fürchterlich, daß die Dielen erklangen und die Decke des langen Saals sich zu heben schien. Da war die Melodie wieder da, und Sie erhalten es hier, wie es sich von selber komponirt hat. Wenn es so recht ist habe ich keinen Antheil daran, es gehört alles Ihnen allein."

Zur Feier des Jahres 1810 kam das Lied freilich zu spät und die des nächsten Jahres fand die Gefeierte nicht mehr unter den Lebenden. Zur Totenfeier paßte dieser Sang übersprudelnder Lebensfreude nicht, und so ist die Beziehung auf den Geburtstag der Königin völlig in Vergessenheit geraten.

Sie erscheint ja auch mit dem eigentlichen Inhalt des Liedes nur äußerlich verbunden, und es ist auffallend, daß Goethe gerade diese Umdichtung des Riemerschen Trinkliedes zur Huldigung für die hohe Frau wählte.

Vielleicht kann unsere Handschrift, in der wir, wie gesagt, die ursprüngliche Niederschrift vermuten dürfen, das Rätsel lösen.

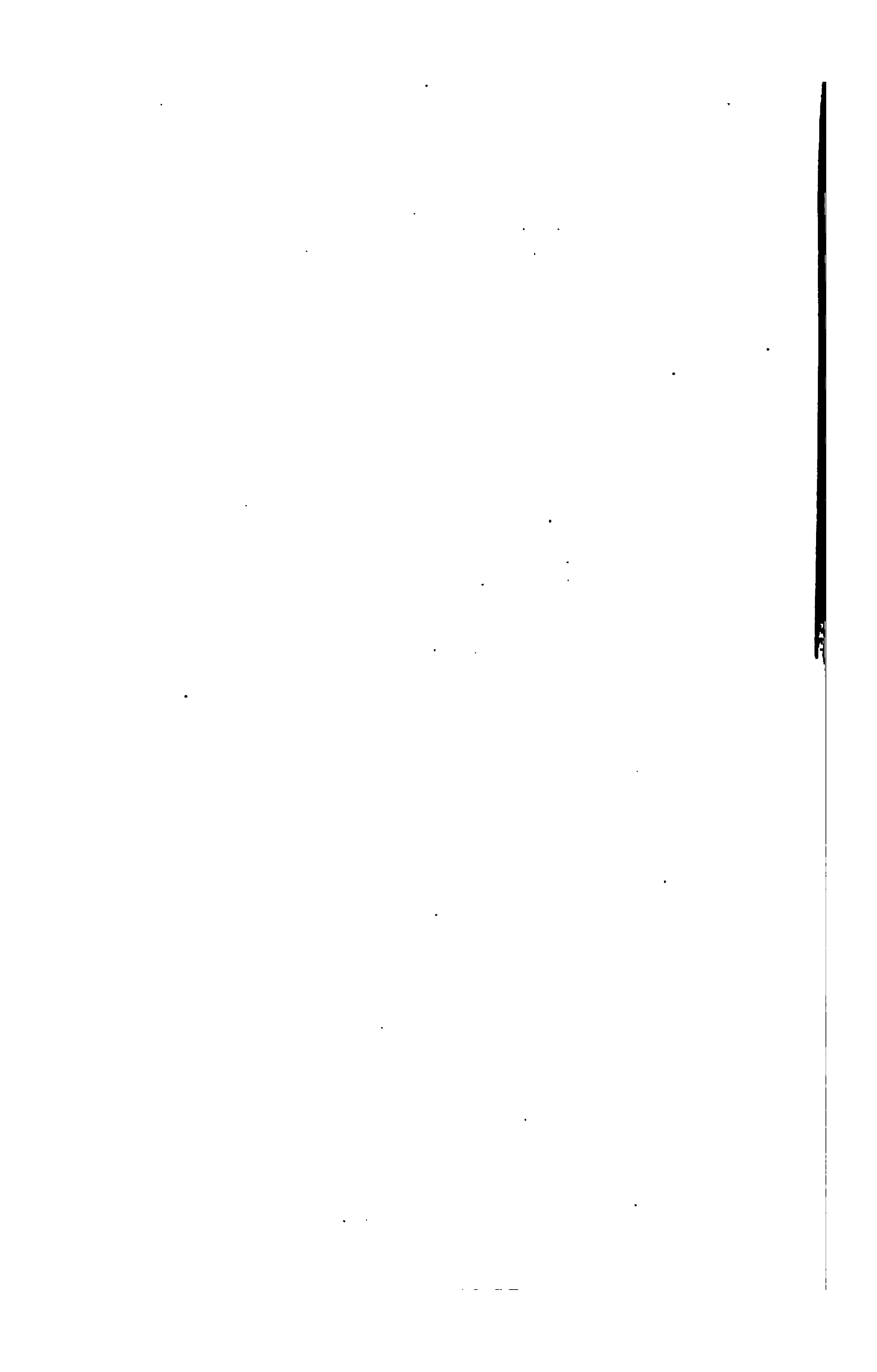
Sie trägt oben am Rande rechts den Vermerk 10. M. = 10. März. Also das Geburtstagsdatum der Königin.

Wir dürfen also wohl diesen Tag als den der Abfassung des Gedichts betrachten.

Wenn nun der Dichter beim Schaffen sich der Bedeutung des Tages bewußt war oder bewußt wurde, so ergab sich die Beziehung leicht und ungezwungen.

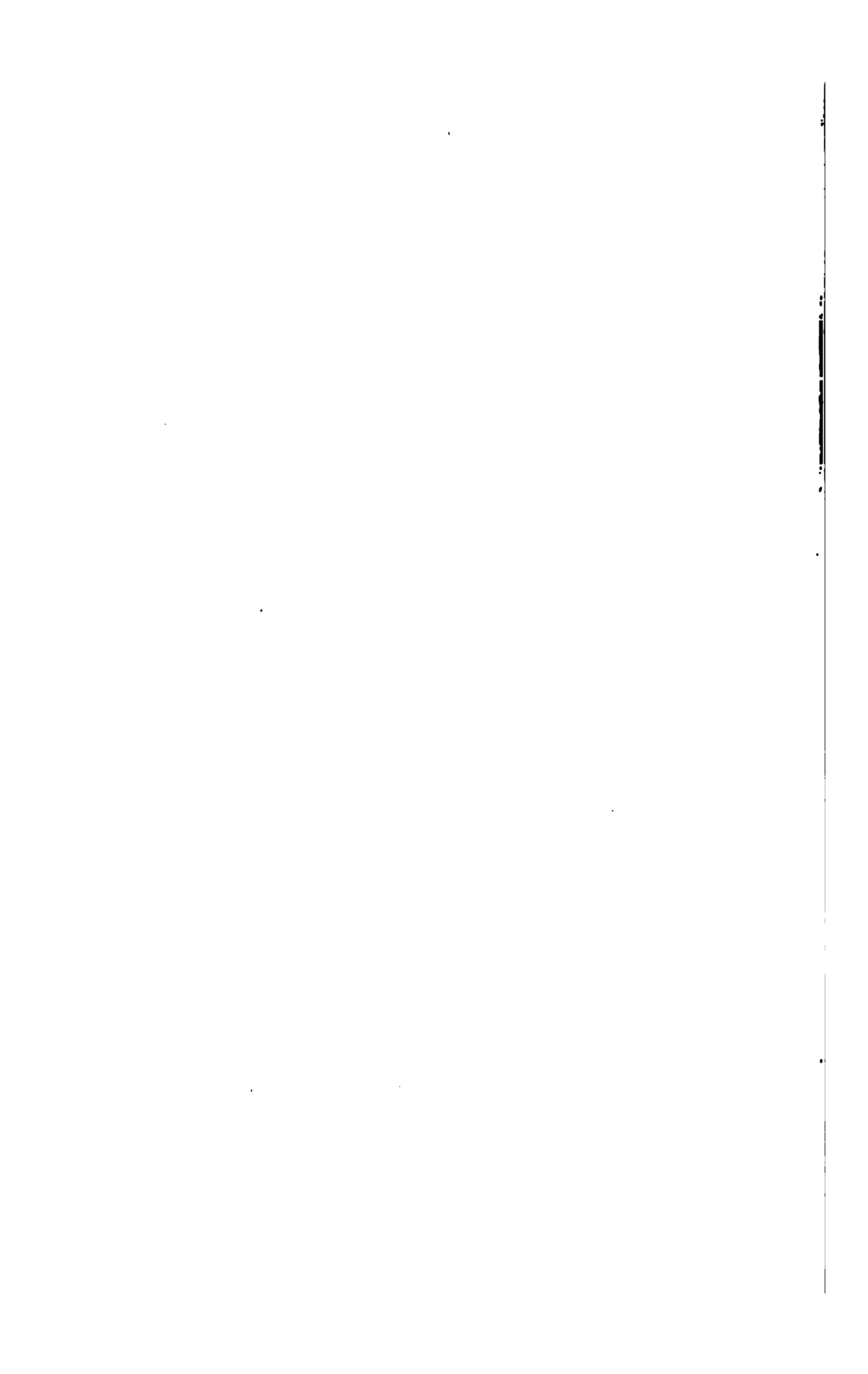
O. Heuer.





V.

Jahresbericht.





Jahresbericht

über das Verwaltungsjahr 1901/1902.

Der **Verwaltungs-Ausschuß** befindet sich auch diesmal in der angenehmen Lage über Entwickelung und Tätigkeit des Hochstiftes in dem abgelaufenen Jahre nur Erfreuliches berichten zu können. Wir dürfen dieses als eine Zeit ungestörten, gedeihlichen Fortschreitens bezeichnen.

Alle Zweige der Wirksamkeit des Hochstiftes erfreuten sich einer gleichmäßigen, sorgfältigen Pflege, und auf einzelnen Gebieten wurden zeitgemäße Neuorganisationen durchgeführt, durch welche die Leitung des Hochstifts den Wünschen seiner Mitglieder zu entsprechen hoffen darf.

Die Lehrtätigkeit des Winters hat ihre Aufgabe in erfolgreicher Weise erfüllt, die wissenschaftliche Arbeit in den Fachabteilungen nahm ihren regelmäßigen Fortgang, die Sammlungen erfuhren durch Geschenke und Ankäufe reiche Vermehrung, die Finanzlage ist, bei strengster Ordnung und Sparsamkeit, nach wie vor eine geregelte; das Budget balanziert mit M. 61000.— Die eingehende Darstellung des innerhalb dieser einzelnen Gebiete Erwähnenswerten findet sich unten im Berichte des Akademischen Gesamtausschusses, wie in dem über Goethehaus, Museum und Bibliothek. Die Einnahmen und ihre Verwendung sind aus dem vom Pflegamt ausgearbeiteten und den stimmberechtigten Mitgliedern vor der Hauptversammlung zugesendeten Haushaltsplane ersichtlich.

Die ordentliche Hauptversammlung fand am 30. November 1901 Abends 8¼ Uhr im Saale des Dr. Hochschen Konservatoriums statt und war von 73 Mitgliedern besucht. Den Vorsitz führte der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses Herr Justizrat Dr. E. Benkard.

Die Versammlung nahm von dem in Heft 3/4 der „Berichte“ 1901 gedruckt vorliegenden Berichte des Akademischen Gesamtausschusses über die Tätigkeit der akademischen Abteilung während des Jahres 1900/01, wie von dem — ebenfalls gedruckt vorliegenden — vom Akademischen Gesamtausschuß entworfenen und vom Verwaltungs-Ausschuß genehmigten Lehrplane für 1901/02 Kenntnis, dessen Kosten bereits von der vorjährigen Hauptversammlung bewilligt waren.

Im Anschluß daran wurden für die Lehrgänge des Winters 1902/03 wiederum 6400 M. bewilligt.

Sodann gelangte der Rechenschaftsbericht des Pflegamtes über die Rechnungsführung des verflossenen Geschäftsjahres nebst Vermögensnachweisung zum Vortrag, ebenso der Bericht der mit der Prüfung der Jahresrechnung betrauten Revisoren. Auf Grund dieser Berichte wurde der Rechnungsführung die Entlastung erteilt.

Hierauf wurde zur Beratung des vom Verwaltungs-Ausschusse vorgelegten Voranschlages der Einnahmen und Ausgaben für 1902/03 geschritten. Derselbe wurde genehmigt.

Die satzungsgemäß vorzunehmenden Wahlen vollzogen sich in folgender Weise:

1. Verwaltungs-Ausschuß:

a) Ordentliche Mitglieder:

Wilhelm Boehm, Oberlandesgerichtsrat;
Ignaz Creizenach, Privatmann;
Viktor Moessinger, Privatmann;
Dr. Rudolf de Neufville, Chemiker;
Carl von Portatius, Major a. D.;
Georg Seitz, Finanzrat.

b) Ersatzmitglieder:

Dr. Alexander Berg, Rechtsanwalt;
Wilhelm Ebeling, Kanzleidirektor a. D.;
Franz von Forckenbeck, Landgerichtsrat;
Dr. Rudolf Jung, Stadtarchivar;
Emil Padjera, Rentner;
Karl Rumpf, Bildhauer.

2. Pflegamt:
   a) Ordentliche Mitglieder:
      Ludwig Hefermehl, Lehrer;
      Selmar Wiener, Kaufmann.

   b) Ersatzmitglieder:
      Dr. Dietrich Cunze, Fabrikbesitzer;
      Andre Neander, Kaufmann;
      Friedrich Roemmich, Kaufmann.

Zu Revisoren wurden gewählt:
   Max Keller, Kaufmann;
   Anton Kirchner, Kaufmann
und als Stellvertreter:
   Paul Schnetter, Privatmann.

Die Einführung der neugewählten Mitglieder fand in der Sitzung des Verwaltungs-Ausschusses vom 8. Dezember 1901 statt, in der die Wahl zum Vorsitzenden auf Herrn Justizrat Dr. Emil Benkard und die zum stellvertretenden Vorsitzenden auf Herrn Ersten Staatsanwalt Gottfried von Reden fiel.

Im weiteren Verlaufe der Berichtsepoche konnte sich die Tätigkeit des Verwaltungsausschusses im wesentlichen auf die satzungsgemäße Oberleitung und Beaufsichtigung des Geschäftsganges beschränken, da keine außerordentlichen Aufgaben an das Hochstift herantraten.

Auf Einladung des Germanischen Museums entsandte das Hochstift Herrn Professor Dr. O. Heuer und Herrn Stadtarchivar Dr. R. Jung als Vertreter zu der 50jährigen Jubelfeier des Museums nach Nürnberg. Die freundlichen Beziehungen, welche die beiden im gleichen Jahrzehnt und in dem gleichen nationalen Gedanken gegründeten Institute von jeher verbinden, kamen so auch bei dieser bedeutungsvollen Feier zum Ausdruck.

Die im Vorjahre auf Antrag des Akademischen Gesamtausschusses beschlossene Umgestaltung der heftweise ausgegebenen „Berichte“ in ein gebunden erscheinendes Jahrbuch wurde durchgeführt, und die Verwaltung hofft damit den Mitgliedern, insbesondere den auswärtigen, die an dem

sonst vom Hochstift Gebotenen geringeren Anteil nehmen können, eine willkommene Gabe zu bringen.

Der Besuch aller Hochstiftsveranstaltungen war ein sehr befriedigender zu nennen. Bei den Lehrgängen machte sich im Anfang wieder, wie alljährlich ein starker Zudrang geltend, so daß der Saal des Dr. Hochschen Konservatoriums mit seinen 450 Plätzen die Hörer kaum zu fassen vermochte, während in der zweiten Hälfte des Winters die Sitzplätze völlig ausreichten. Nur für den Vortragszyklus des Herrn Professor Dr. Erich Schmidt über „Goethes Faust" sah sich die Verwaltung veranlaßt den großen Saal des Saalbaues, den größten unserer Stadt, zu wählen, da die Hörerschaft die Zahl von 2000 erreichte. Auch in Zukunft wird sich die Notwendigkeit ergeben, bei Vorträgen, die ein allgemeines Interesse voraussehen lassen, zu einem größeren Auditorium zu greifen, um dadurch auch dem lernbegierigen Publikum über den Kreis unserer Mitglieder hinaus die Teilnahme zu ermöglichen.

Zu einer durchgreifenden Änderung der Besuchsordnung hat der Verwaltungsausschuß sich noch nicht entschließen mögen, obwohl nicht zu verkennen ist, daß die althergebrachte Einrichtung, die jedem Mitglied den Besuch sämtlicher Vorlesungen, soweit der Raum es gestattet, ohne weitere Regelung dieses Besuchs freistellt, nur noch schwer durchführbar ist.

Da das Hochstift in Frankfurt mehr als 1300 Mitglieder zählt, und deren Angehörige in der Zahl von etwa 400 Hörern noch dazu kommen, so geschieht es bisweilen, daß eine größere Anzahl von Besuchern am Vortragsabend sich einfindet, als der Saal zu fassen vermag, und daß ein Teil unverrichteter Sache nach Hause gehen muß. Das erzeugt unter den Zurückgewiesenen begreifliche Mißstimmung, um somehr, da man sich in einem wohlerworbenen Rechte beeinträchtigt glaubt. Auch die Beschaffung eines etwa um die Hälfte größeren Saales würde bei der die Zahl der Plätze auch dann noch weit übersteigenden Zahl der Berechtigten keine dauernde Abhilfe schaffen. Zur Zeit ist ein solcher Saal auch nicht vorhanden. Die Verwendung eines ganz großen Saales, dessen Plätze nach tausenden zählen, hat in der Höhe der Kosten und auch in den Stimmmitteln der Redner ihre natürliche Grenze. Eine bessere Regelung des Besuches würde sich voraussichtlich nur

durch die Bestimmung erreichen lassen, daß für jeden einzelnen Lehrgang vorher Eintrittskarten gelöst werden müßten, die nur in der Zahl der vorhandenen Plätze, numeriert, auszugeben wären.

Der Besuch des Goethehauses und -Museums war ebenfalls ein sehr reger. Die Besuchsziffer des Vorjahres wurde wiederum erheblich überschritten. Von dem vielfach gewährten freien Eintritt wurde von Schulen, Vereinen, hier tagenden Versammlungen, Ferienkursen u. s. w. in weitem Umfange Gebrauch gemacht.

Eine Anregung des Bezirksvereins Alt-Frankfurt veranlaßte den Verwaltungsausschuß am ersten Mittwoch jedes Wintermonats den Eintrittspreis um die Hälfte zu ermäßigen. Und es gereicht uns zu großer Freude mitteilen zu können, daß gerade aus den weniger bemittelten Kreisen der Bürgerschaft Besucher in überaus großer Zahl sich einfanden. Dieser, die gehegten Erwartungen weit übertreffende Erfolg zeigt, daß das Dichterhaus und seine Erinnerungen der Frankfurter Bevölkerung in allen ihren Schichten ein werter Besitz geworden ist.

Als Mitglieder wurden im Laufe des Jahres aufgenommen:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.— Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Frau Dr. med. Apolant.
2. Paul Arndt, Dr., Dozent a. d. Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften.
3. Karl Auffarth, Buchhändler.
4. Karl Bacher, Kaufmann.
5. Frau Adolf Beer Wwe., Rentiere.
6. Frau Mina Beer Wwe.
7. Ulrich Behn, Dr., Dozent am Physikalischen Verein.
8. James Belmonte, Numismatiker.
9. Frau Clara Bermann Wwe.
10. Heinrich Bernhard, Oberlehrer.
11. Ewald Bruhn, Dr. phil., Oberlehrer.
12. Frau Wilhelm Cahn Wwe.

13. Jean Paul Coulon, Student.
14. Francis J. Curtis, Dr., Prof. a. d. Akademie.
15. Christian Demuth, Bankbeamter.
16. Emil Doctor, Verlagsbuchhändler.
17. Jacob Ebelsbacher, Kaufmann.
18. Philipp Emmerich, Kaufmann.
19. Carl Feibusch, Dr., Zahnarzt.
20. Frau Mathilde Feldheim (Mk. 10.—).
21. Frau Emma Flauaus.
22. Fräulein Lolo Fischer.
23. Ludwig Fischer, Kaufmann.
24. Robert Flersheim, Kaufmann (Mk. 20.—).
25. Franz von Forckenbeck, Landgerichtsrat.
26. Emil Geußenhainer, Oberlehrer.
27. Carl Gillhausen, Kaufmann (Mk. 10.—).
28. Frau Emilie Goldschmidt-Bacher, Privatiere.
29. Friedrich Greiß, Architekt.
30. Alfred Gudemann, Dr. phil., Universitäts-Professor.
31. Louis Hamburger, Kaufmann.
32. Hugo Hartmann, Dr. phil., Chemiker, Griesheim a. M.
33. Emil Hehner, Oberlehrer.
34. Adalbert Hengsberger, Dr. jur., Stadtrat.
35. Frau Lina Hessenberg, Dr.s Ww.
36. Leo Hochschild, Kaufmann.
37. Sal. Hochschild, Kaufmann.
38. August Höfer, Dr. phil., Oberlehrer.
39. Jakob Horovitz, Dr. phil.
40. August Huck, Privatier.
41. Julius Jung, Dr. jur., Rechtsanwalt.
42. Frau Marie Knabenschuh Wwe.
43. Robert Koch, Hofjuwelier.
44. Frau Robert Koch.
45. Julius Herm. Köhler, Kaufmann.
46. Heinrich Kuentzle, Dr. phil., Gymnasiallehrer.
47. Frau Max M. Kulp.
48. Frau Emma Kyritz, Privatiere.
49. Frau Helene Labes, Kreisrichters Wwe.
50. Frau Wilhelm Levy-Katten.
51. Arthur Liebrecht, Dr., Chemiker.

52. Henry J. Lorch, Kaufmann.
53. Friedrich Maier, Kaiserl. Ober-Postdirektor.
54. Wilhelm Mann, Dr., Oberlehrer.
55. Fräulein Johanna Melber.
56. Carl Menzen, Dr. jur., Gerichtsrat.
57. Moritz von Metzler, Bankier.
58. Gotthold Meyer, Redakteur.
59. Frau Selma Meyer.
60. Hermann Moldenhauer, Ober-Steuer-Kontroleur.
61. Heinrich Morf, Dr. phil., Professor, Rektor der Akademie (Mk. 10.—).
62. Frau Mathilde Münster Wwe.
63. Alfred Mumm von Schwarzenstein, Bankier.
64. Frau Elise Naumann Wwe. (Mk. 12.—).
65. L. Pohle, Dr., Professor, Dozent a. d. Akademie.
66. Hermann Raschen, Betriebs-Ingenieur, Griesheim a. M.
67. Fräulein Mina Reichel.
68. Georg Reutlinger, Kandidat des höheren Schulamts.
69. Frau Louise de Ridder.
70. Frau Ida Rumbler.
71. Carl Ruthe, emer. Direktor der Frankfurter Lebens-Versicherungs-Gesellschaft (Mk. 10.—).
72. Hugo Schlesinger, Kaufmann (Mk. 10.—).
73. Frau Adolf Schloß Wwe.
74. Georg Schlosser, Verlagsbuchhändler.
75. J. Schmidt, Dr. med., prakt. Arzt.
76. Frau Geh. Rat Max Schultze, Griesheim a. M.
77. Hermann S. Schultze, Dr. phil. Chemiker, Griesheim a. M.
78. Arthur Schwarz, Kaufmann.
79. Jean Wilhelm Schwarz, Lehrer.
80. Albert Siecke, Dr. phil., Oberlehrer.
81. Ernst Simon, Kaufmann.
82. Fräulein Paula Simon, Offenbach a. M.
83. Eduard Simon-Wolfskehl, Kaufmann.
84. Franz Friedrich Sigismund Sommer, Staatsanwalt.
85. Johann Georg Sprengel, Dr., Oberlehrer.
86. Josef Stein, Kaufmann.
87. Friedrich Strauß, Dr. med., prakt. Arzt.
88. Isaac Strauß, Kreisrabbiner a. D.

89. Heinrich Tenter, Oberlehrer.
90. Wilhelm Trost, Oberlehrer.
91. Ferdinand Trusheim, Lehrer.
92. Wilhelm Vilmar, Dr. phil., Gymnasiallehrer.
93. Karl Weber, Dr. jur., Amtsrichter.
94. Th. Weil, Dr., Elektro-Ingenieur.
95. Fräulein Bertha Wolf, Lehrerin.
96. Sigm. H. Wormser, Direktor der Deutschen Vereinsbank.
97. Rich. Wrede, Dr. jur., Leiter der Journalisten-Hochschule, Berlin.
98. Lothar Zechlin, Militär-Oberpfarrer.

23 Mitglieder wurden uns durch den Tod entrissen.

Unter ihnen betrauern wir, neben manchen um Wissenschaft und Kunst verdienten Männern, auch ein Mitglied unseres Verwaltungsausschusses, Herrn Ober-Realschuldirektor a. D. Geh. Reg.-Rat Professor Dr. M. Simon. Der Verewigte hat in langjähriger reger Anteilnahme an der Tätigkeit des Ausschusses, wie des gesamten Hochstifts, durch die Eigenschaften seines Geistes wie seines Charakters sich allgemeine Liebe und Verehrung erworben. Ein treues Gedenken wird dem in der Ferne Dahingeschiedenen in der Heimat bewahrt werden.

Der **Akademische Gesamtausschuß** hat über die Tätigkeit der Akademischen Abteilung folgendes zu berichten.

Wie bisher gliederte sich die allgemein wissenschaftliche Wirksamkeit des Hochstiftes in die innerhalb der Fachabteilungen sich abspielende und die in den Lehrgängen und Vorträgen zu Tage tretende.

In dem an Stelle der früheren „Berichte“ erscheinenden „Jahrbuche“ werden von nun an beide Seiten gleichmäßige Berücksichtigung finden. (Vgl. das Vorwort dieses Jahrgangs.)

Zu Vorsitzenden der einzelnen Fachabteilungen, und damit zu Mitgliedern des Akademischen Gesamtausschusses wurden gewählt:

Alte Sprachen: Geh. Reg.-Rat Dr. K. Reinhardt, Oberlehrer Dr. W. Knoegel.

Neuere Sprachen: Oberlehrer H. Müller, Oberlehrer Dr. M. Banner.

Geschichte: Oberlehrer Dr. R. Schwemer, Direktor Dr. O. Liermann.

Bildkunst und Kunstwissenschaft: Professor O. Donner-von Richter, Buchhändler M. Sondheim.

Mathematik und Naturwissenschaften: Prof. Dr. O. Rausenberger, Oberlehrer Dr. H. Dobriner.

Deutsche Sprache und Literatur: Direktor Dr. K. Rehorn, Dr. R. Hering.

Jurisprudenz: Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, Oberlandesgerichtsrat O. Creizenach.

Volkswirtschaft: Dr. G. Schnapper-Arndt, Fabrikant J. H. Epstein.

Zum Vorsitzenden des Akademischen Gesamtausschusses wurde Herr Geh. Reg.-Rat Direktor Dr. K. Reinhardt und zum stellvertretenden Vorsitzenden Herr Rechtsanwalt Dr. P. Neumann gewählt.

Als Mitglieder wurden während des Jahres in die Akademische Abteilung aufgenommen und zwar in die folgenden Fachabteilungen:

Dozent der Akademie Dr. P. Arndt: Volkswirtschaft.

Oberlehrer H. Becker: Neuere Sprachen.

Oberlehrer Dr. E. Bruhns: Alte Sprachen, Deutsche Litteratur.

Oberlehrer F. Fried: Alte Sprachen, Deutsche Litteratur.

Oberlehrer H. Goez: Geschichte, Kunst, Deutsche Litteratur.

Prof. Dr. A. Gudemann: Deutsche Litteratur, Alte Sprachen, Neuere Sprachen.

Gymnasiallehrer Dr. H. Küentzle: Alte Sprachen, Neuere Sprachen, Geschichte, Kunst, Deutsche Litteratur.

Oberlehrer Dr. H. Merian-Genast: Deutsche Litteratur.

Obersteuerkontrolleur H. Moldenhauer: Volkswirtschaft.

Professor Dr. L. Pohle: Volkswirtschaft.

Oberlehrer W. Trost: Neuere Sprachen.

Gymnasiallehrer Dr. W. Vilmar: Alte Sprachen, Deutsche Litteratur.

Ingenieur Dr. Th. Weil: Volkswirtschaft.

Aus den Sitzungen der einzelnen Abteilungen ist mitzuteilen:

Alte Sprachen.

Es wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 13. November 1901 Herr Oberlehrer Dr. F. Boelte:
„Über homerische Waffen."

Am 8. Januar 1902 Herr Prof. Dr. A. Riese:
„Über Terra sigillata-Gefäße aus Rom."

Am 12. Februar 1902 Herr Oberlehrer Dr. J. Schönemann:
„Über Vergil und Cornelius Gallus nach Skutsch: Aus Vergils Frühzeit."

In der Sitzung vom 8. Januar 1902 wurde auf Anregung von Herrn Geh. Rat Reinhardt der Beschluß gefaßt, in regelmäßigen Zusammenkünften, die neben den wissenschaftlichen Vorträgen in der Sektion hergehen sollen, das Wilamowitzsche griechische Lesebuch durchzuarbeiten.

Es wurde ins Auge gefaßt, daß für jede Sitzung einer der Teilnehmer das Referat übernehme; gefordert wurde dabei von ihm nur die Vorübersetzung des betreffenden Abschnitts. In gemeinsamer Besprechung wurde dann festgestellt:

1. Was läßt sich aus dem betreffenden Abschnitt für die Erkenntnis des Altertums gewinnen.
2. Wie läßt sich der gebotene Stoff mit den anderen Unterrichtszweigen (Geschichte, Deutsch, Naturwissenschaft, Mathematik, französische, englische Literatur) in Verbindung setzen?

Dann wurde die methodische Behandlung erörtert und bestimmt, welcher Klassenstufe die verschiedenen Stücke zuzuweisen sind. Man suchte sich darüber klar zu werden, welche Abschnitte des Lesebuchs eine mehr kursorische Lektüre vertragen, und welche eine eingehende Interpretation verlangen, um wirksam zu werden, und ferner, welche Abschnitte der Privatlektüre einzelner Schüler zu überlassen sind, die sich für das spezielle Gebiet interessieren.

Die Hoffnung hat sich erfüllt, daß sich an diesen Besprechungen nicht nur die klassischen Philologen beteiligen, sondern auch Vertreter anderer Fächer, ohne deren Mitwirkung

die Beziehungen der gebotenen Stoffe zu den verschiedenen Seiten des Lebens nicht auszuschöpfen sind.

Es fanden folgende Sitzungen statt:

Am 31. Januar und 14. Februar 1902, Referent Herr Oberlehrer Dr. E. Bruhn:

„Der Abschnitt aus Mark Aurel.“

Am 28. Februar 1902, Referent Herr Prof. Dr. A. Gudemann:

„Plutarchs Caesar.“

Am 14. März 1902, Herr Oberlehrer Dr. F. Boelte:

„Der Abschnitt aus Dionysius Thrax.

Am 25. April und 16. Mai 1902, Herr Oberlehrer Dr. H. Drüner:

„Polybius' Kreislauf der Verfassungen und Staatsverfassung der Römer.“

Neuere Sprachen.

Die Sitzungen am 15. November 1901 und am 29. Januar und 30. April 1902 waren zum Teil gemeinschaftlichen Besprechungen von Fachangelegenheiten gewidmet.

Am 29. Januar 1902 sprach Herr Oberlehrer Dr. R. Pappritz über:

„Victor Hugo.“

Am 30. April hielt Herr Oberlehrer Dr. P. Wohlfeil einen Vortrag über:

„Haeußer, Lebendige Grammatik. Eine Schulmethode für die lebenden Sprachen.“

Geschichte.

Die Sitzungen vom 11. Dezember 1901, 9. Mai und 26. Juni 1902 wurden der Besprechung fachwissenschaftlicher Angelegenheiten gewidmet; außerdem sprachen in den Sitzungen vom 3. Februar und 29. Mai 1902

Herr Oberlehrer Dr. R. Schwemer über:

„Bismarcks Gedanken und Erinnerungen.“

Herr Dr. L. Fraenkel aus Aschaffenburg über:

„W. Wyl, ein deutscher Weltfahrer und Publizist.“

Deutsche Sprache und Literatur.

In der Sitzung vom 11. Dezember 1901 sprach Herr Prof. Dr. O. Heuer über:

„Goethe und die „Hofdame“.“

Bildkunst und Kunstwissenschaft.

Am 20. Januar 1902 hielt Herr Professor O. Donner-von Richter einen Vortrag über:

„Die sogenannte Muse von Cortona.“

Am 23. April 1902 sprach Herr M. Sondheim über:

„Sandro Botticelli und der Florentiner Dante von 1481.“

Mathematik und Naturwissenschaften.

In dieser Abteilung wurden folgende Vorträge gehalten:

Am 12. November 1901, Herr Prof. Dr. O. Rausenberger über:

„Die Theorie der Kraftlinien im Schulunterricht.“

Am 10. Dezember 1901, Herr Prof. Dr. M. Flesch über:

„Physiologische Folgerungen aus mikrochemischen Untersuchungen.“

Am 24. April 1902, Herr Oberlehrer Dr. H. Dobriner über:

„Die Lehre von der Flächengleichheit und den Proportionen nach David Hilberts Grundlagen der Geometrie.“

Volkswirtschaft.

Am 21. November 1901 hielt Herr Dr. G. Schnapper-Arndt einen Vortrag über die von ihm besuchte letzte Session des Internationalen Statistischen Instituts zu Budapest.

Am 19. Februar 1902 hielt Herr Stadtrat Dr. Carl Flesch einen Vortrag über:

„Volksvorlesungen und verwandte Bestrebungen, volkswirtschaftlich betrachtet.“

Am 5. März 1902 sprach Herr Dr. P. Arndt über:

„Die deutsch-amerikanische Handelsbilanz.“

Am 16. April 1902 sprach Herr M. A. Loeb über:

„Der Fortschritt des Bodenreform-Gedankens in der Gegenwart.“

Jurisprudenz.

Von den beiden Sitzungen am 2. Dezember 1901 und 13. Januar 1902 wurde die erste durch fachwissenschaftliche Besprechungen ausgefüllt, in der zweiten hielt Herr Rechtsanwalt Dr. P. Neumann einen Vortrag über:

„Das Vermögen der Handelsfrau im Konkurs."

Das in erster Linie den Bedürfnissen der Akademischen Abteilung dienende, allen Mitgliedern geöffnete **Lesezimmer** bietet den Lesern im ganzen 145 wissenschaftliche Zeitschriften, davon aus dem Gebiete der Bibliographie 11, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 22, der Philosophie und Pädagogik 5, der Literaturgeschichte 10, der Sprachwissenschaft 13, der Kunstwissenschaft und Archäologie 11, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 3, der Heilkunde 1, der Jurisprudenz 10, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4. Dazu kommen Rundschauen 11, Unterhaltungsblätter 4, Verschiedenes 14. Die Vermehrung der kleinen Handbibliothek wird fortwährend im Auge behalten.

Mit der Tätigkeit der Fachabteilungen stehen die **Lehrgänge** in engster Verbindung, da die ersten Vorschläge zur Wahl der Dozenten und der Themen aus den Beratungen der einzelnen Abteilungen hervorgehen.

Sie wurden in der altbewährten Weise — acht Lehrgänge zu je fünf Vorträgen — auch im verflossenen Winter abgehalten, und zwar in nachstehender Reihenfolge:

1. Herr Stadtarchivar Dr. Rudolf Jung in Frankfurt a. M.: „Die Stadt Frankfurt a. M. zur Zeit der Revolutions- und Befreiungskriege 1792—1816."
2. Herr Professor Dr. Theobald Ziegler aus Straßburg: „Schopenhauer und Nietzsche."
3. Herr Dr. med. Emil Hübner in Frankfurt a. M.: „Körper und Seele des Kindes."
4. Herr Professor Dr. Friedrich von Duhn aus Heidelberg: „Altes und Neues aus Griechenland."
5. Herr Professor Dr. Ernst Tröltsch aus Heidelberg: „Religionswissenschaft und Theologie des 19. Jahrhunderts."

6. Herr Professor Dr. Eduard Schwartz aus Straßburg:
„Charakterköpfe aus der antiken Litteraturgeschichte."

7. Herr Professor Dr. Stephan Bauer aus Basel:
„Die Arbeiterfragen der modernen Weltwirtschaft."

8. Herr Professor Dr. Erich Schmidt aus Berlin:
„Goethes Faust."

Den Herren Dozenten, die mit hingebendem Eifer und glücklichstem Gelingen sich ihrer Aufgabe unterzogen und unseren Mitgliedern reichste Anregung und Belehrung boten, sei auch an dieser Stelle der aufrichtige Dank des Hochstiftes ausgesprochen.

An Goethes und Schillers Geburtstagen wurden die üblichen akademischen Festfeiern an dem dem Geburtstage zunächst liegenden Sonntagvormittage begangen, zu denen in diesem Jahre noch ein Festakt zu Klingers 150jähriger Geburtsfeier kam.

Die Festvorträge hatten übernommen:

Am 10. November 1901 Herr Professor Dr. Heinrich Bulthaupt aus Bremen:
„Schiller als Dramatiker."

Am 17. Februar 1902 Herr Professor Dr. Otto Heuer in Frankfurt a. M.:
„Friedrich Maximilian Klinger."

Am 27. August 1902 Herr Dr. Eduard von der Hellen aus Stuttgart:
„Goethes Lyrik."

Ferner wurden unsern Mitgliedern noch die folgenden Einzelvorträge geboten:

Am 11. Dezember 1901 Herr Professor Dr. Kuno Francke aus Cambridge, Nordamerika, über:
„Das germanische Museum der Harvard-Universität und das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika."

Dieser Vortrag wurde in Gemeinschaft mit dem Vereine für Erhaltung des Deutschtums im Auslande veranstaltet.

Am 11. März 1902 Herr Lektor Albert Goetschy aus Gießen:
„Victor Hugos Lyrik" (in französischer Sprache).

Am 16. April 1902 Herr Architekt Dr. Emil Hülsen in Frankfurt a. M.:

„Deutsche Ausgrabungen in Milet."

Herr Dr. Hülsen, der an den Ausgrabungen im Winter tätig gewesen war, hielt den Vortrag zugleich für die Mitglieder des Architekten- und Ingenieur-Vereins und des Vereins für Geschichte und Altertumskunde.

Außer den Herren Vortragenden sind wir auch dem Sängerchor des Lehrervereins zu Danke verpflichtet, der die Goethefeier mit weihevollen Liedervorträgen verschönte.

Durch tätige Mitwirkung von Mitgliedern der Akademischen Abteilung, wie durch den alljährlichen Kostenbeitrag von M. 500 wurden die Volksvorlesungen, die ihre Aufgabe hier in Frankfurt fortdauernd mit bestem Erfolge erfüllen, auch in dieser Berichtsperiode unterstützt.

Ferner förderte das Hochstift ein verdienstvolles vaterstädtisches Unternehmen, die Herausgabe der Baudenkmäler in Frankfurt a. M. durch einen Beitrag von M. 800.—

Goethehaus, Goethemuseum und -Bibliothek.

Neben der allgemein wissenschaftlichen Forschungs- und Lehrtätigkeit hat das Hochstift aber auch noch eine besondere Aufgabe zu erfüllen, die ihm als Besitzer von Goethes Vaterhause erwächst. Die Ausgestaltung dieser geweihten Stätte in allen ihren Einzelheiten zu dem getreuen Bilde dessen, was sie zu Goethes Jugendzeit war, die Sammlung und Aufstellung der Erinnerungen an ihn und die Seinen, insbesondere in seinen Beziehungen zur Heimat, endlich die Vereinigung der literarischen Denkmale unserer klassischen Literaturperiode, die sein Genius schuf und beherrscht, in der Bibliothek, und ihre Nutzbarmachung für die Forschung und für die Ausbreitung Goetheschen Geistes, das ist eine schöne und umfassende Arbeit, in die eine Goethehaus- und eine Bibliothekskommission sich mit den wissenschaftlichen Beamten des Hochstifts teilt.

Das **Goethehaus** ist in seiner Einrichtung der Vollendung nahe. Nachdem in diesem Jahre die Ausstattung des Familienzimmers, an das so viele durch Dichtung und Wahrheit bekannte Erinnerungen sich knüpfen, mit dem runden Tisch

der Frau Rat, ihrem Klöppelkissen vor dem Märchensessel, dem Großvaterstuhl des Hausherrn, den Schützschen Stichen an den Wänden beendet ist, dürfen wir hoffen in diesem Winter die Herstellung des Musikzimmers vornehmen und damit einen interessanten Raum des Hauses den Besuchern zugänglich machen zu können.

An der Vervollständigung der Bibliothek und der Sammlungen des Herrn Rat wird unausgesetzt gearbeitet. Das Gemäldekabinet hat durch ein meisterhaft ausgeführtes Interieur von Justus Junkers Hand wiederum eine Vermehrung erfahren.

Die Sammlung von Bildnissen hervorragender Persönlichkeiten der alten Reichsstadt, von der Goethe berichtet, ist in zahlreichen Kupferstichen zu einer gewissen Vollständigkeit gediehen. Mancherlei kleine Geschenke kamen besonders der Küche der Frau Rat zu gute.

Für den baulichen Bestand des alten, ehrwürdigen Hauses wird fortwährende, treueste Sorge getragen, in diesem Jahre wurde die Dachbedeckung einer fast vollständigen Erneuerung unterzogen, und die Haustür von den im Laufe der Zeit aufgetragenen Farbenschichten befreit und nach sorgfältiger Ausbesserung wieder mit dem Firnisüberzug, den die alten Rechnungen des Herrn Rat nachweisen, versehen.

Wir wollen hier nicht unterlassen darauf hinzuweisen, daß der binnen kurzem erscheinende fünfte Band der „Baudenkmäler in Frankfurt a. M." eine ausführliche und mancherlei neue Forschungsergebnisse enthaltende Baugeschichte des Goethehauses von Stadtarchivar Dr. Jung und Architekt Dr. Hülsen bringen wird.

Das **Goethemuseum** hat in den wenigen Jahren seines Bestehens an interessantem Inhalt so rasch gewonnen, daß es die Fülle kaum noch zu fassen vermag. Die Frage der Vergrößerung wird immer ernstlicher erwogen werden müssen.

In diesem Jahre wurden in ihm bei zwei Gelegenheiten Sonderausstellungen veranstaltet.

Der vom Hochstift durch einen Festakt begangene 150. Geburtstag Friedrich Maximilian Klingers, gab Veranlassung zu einer Klingerausstellung, die Bilder, Handschriften und

Werke des Dichters zur Anschauung brachte. Der Großneffe und Biograph Klingers, Herr Dr. Max Rieger in Darmstadt, unterstützte das Hochstift bei diesem Unternehmen in liebenswürdigster und umfassendster Weise. Er vertraute uns einen sorgfältig gehüteten Schatz an, Klingers Jugendbildnis von Goethe gezeichnet, ferner das durch Nachbildungen bekannte spätere Porträt in russischer Uniform nebst zahlreichen Briefen und Druckwerken. Außerdem sind wir für freundliche Darleihung von Autographen und Druckwerken zu Dank verpflichtet: dem Stadtarchiv zu Frankfurt a. M., der Kgl. Bibliothek zu Berlin, der Großherzogl. Hofbibliothek zu Darmstadt und Frau Sophie Soemmerring, hier.

Dazu kamen die Bestände unserer eigenen Bibliothek, und es gelang so eine vollständige Reihe seiner Werke, darunter seiner so seltenen Jugendschriften, in den ersten Ausgaben zusammenzustellen.

Handschriftliches war aus den verschiedenen Lebensepochen Klingers von der Frankfurter Gymnasialzeit und den Gießener Studentenjahren an bis in sein Alter vertreten. Hatte diese Ausstellung hauptsächlich für den Kenner ihren Reiz, so übte die zweite, die gelegentlich der Faustvorträge des Herrn Professors. Erich Schmidt, veranstaltete Faustausstellung auf weite Kreise des Publikums ihre Anziehungskraft.

Sie war nicht in der Ausdehnung der Faustausstellung von 1893 geplant und berücksichtigte, im Anschluß an die Vorträge, zu deren Illustrierung sie dienen sollte, vorzugsweise Goethes Dichtung. Diese veranschaulichte sie in allen bemerkenswerten Ausgaben und Übersetzungen, vor allem aber in den durch sie hervorgerufenen Bildwerken der verschiedenen Zeiten und Nationen.

Das Material der Ausstellung konnte vollständig unserer eigenen Faustsammlung entnommen werden. Von auswärts haben wir nur eine, allerdings hochbedeutende Ergänzung zu verzeichnen. Herr Professor Engelbert Seibertz, der hochbetagte Schöpfer der ersten illustrierten Faustausgabe großen Stiles stellte 60 kleine Ölgemälde zu Goethes Werk, die kurz nach den Illustrationen der Ausgabe entstanden sind, zum Zwecke der Ausstellung zur Verfügung.

Nach Schluß dieser Sonderausstellung wurde der gewöhn-

liche Inhalt des Museums, der nun wieder in seine Rechte trat, einer völligen Neuordnung unterzogen. Manches Stück wurde durch ein besseres ersetzt, wertloseres ausgeschieden und vielfach Neugewonnenes eingereiht, soweit der verfügbare knappe Raum das zuließ.

Der innere Ausbau des zur Schau gestellten ist fast in jeder Gruppe durch wertvolle Ergänzungen weiter gediehen. Neben den Ankäufen, von denen wir nur Goethes Originalhandschrift des „Flieh Täubchen, flieh" nebst verschiedenen seiner Briefe, ferner den ältesten bekannten Brief Klingers vom Sommer 1774, einen Brief Lottens mit Erwähnung Goethes, einen gleichen von Christiane von Goethe anführen wollen, trugen dazu auch die uns zugegangenen Geschenke wiederum in erfreulichster Weise bei. Herr Major von Portatius stiftete einen Abguß der vom Bildhauer Petri modellierten Büste Clemens Brentanos, Herr Architekt Karl Keim eine kleine Büste Ludwigs Schwanthalers, des Schöpfers des Frankfurter Goethedenkmals.

Frau Professor Bluntschli in Zürich schenkte eine Reihe Aktenstücke und Familienurkunden aus dem Goethekreise des alten Frankfurts. Darunter befinden sich mehrere Heiratsvollmachten mit den eigenhändigen Unterschriften der Brautleute und der Eltern. Neben solchen eines Bruders und einer Schwester der Frau Rat ist besonders die für die Vermählung Elisabeth Schönemanns mit Bernhard Friedrich von Türckheim vom 5. August 1778 von Interesse, da von der jugendlichen Lili sonst keine Handschrift bekannt ist. Sie bildet eine willkommene Ergänzung zu den schönen Briefen Lises von Türkheim aus den späteren Jahren, die unserm Archiv im Vorjahre aus dem Jügelschen Nachlasse zu teil wurden.

Für die Nummern der Frankfurter Ober-Postamtszeitung vom 1. Oktober 1774 und des Journals Anhang vom gleichen Datum, die über Klopstocks Aufenthalt im Goethehause berichten, sind wir Herrn W. Stauffer, für die Nachbildungen zweier interessanter Stammbuchblätter Goethes und Klingers aus dem Jahre 1774 Herrn Dr. Max Rieger in Darmstadt zu Danke verpflichtet.

Von dem Zuwachs, den die Sammlung der Goethemedaillen in diesem Jahr erhielt, seien zwei Stücke hervor-

gehoben, die zur Erinnerung an die Enthüllung des Wiener Goethedenkmales geprägte Plakette, eine Widmung des Wiener Goethevereins, und das Bronzerelief von L. Posch von 1827. Dieses in Bronzerahmen gefaßte, besonders schön ausgeführte Exemplar mit dem Namen des Künstlers, wurde durch Ankauf erworben.

Die Reihe der kleinen Erinnerungsgegenstände an den Dichter und die Seinen, die in zierlichen Rokoko-Schränkchen aufgestellt, von pietätvollen Verehrern und Verehrerinnen gern betrachtet werden, erfuhr durch ein Geschenk der Frau Dr. Robert Keil in Weimar willkommene Bereicherung. Neben zwei, einst der Frau Rat von der Königin Louise geschenkten prächtigen Tassen, verdanken wir der Liebenswürdigkeit der genannten Dame eine von Goethes Schwester Cornelia für den Bruder kunstvoll gestickte seidene Brieftasche. Sie ist in den Wertherfarben, blau und gelb, freilich in ganz zarten Tönen gehalten. Aus Kaysers Briefen wissen wir, daß in den Tagen, wo die Jugendfreunde mit Begeisterung die „Werther-Uniform", blauen Frack und gelbe Unterkleider trugen, Agnes Klinger und Dorothea Kayser den Brüdern Brieftaschen in den Wertherfarben sticken mußten. Vielleicht bildet daher auch dieses kleine Kunstwerk Corneliens eine Erinnerung an die Wertherschwärmerei.

Von Marianne von Willemer besitzt das Museum mehrere Bilder, darunter das Original des durch Nachbildungen bekannten reizenden kleinen Lockenköpfchens. Zu ihnen gesellte sich eine Kopie eines noch im Familienbesitz befindlichen Pastellporträts, das Marianne in jugendlichen Jahren darstellt. Die Kopie wurde im Auftrage des Hochstifts von der hiesigen Malerin Fräulein Marie Göbel in vollendeter Weise und mit größter Treue ausgeführt.

In innigster Verbindung mit dem Museum steht die Goethebibliothek. Sie strebt in Büchern, Handschriften und Kunstblättern den gesamten geistigen Inhalt der Goetheepoche zu vereinen, dem Forscher als Hilfsmittel, dem Liebhaber zur Freude und der Nachwelt als Denkmal einer großen Zeit in der geistigen Entwickelung unseres Volkes.

Dies Ziel läßt sich natürlich nur in stetiger Arbeit langer Jahre erreichen. Der jetzige Bestand umfaßt etwa 20000

Bände, 1200 Briefe und Handschriften, 1500 Kunstblätter. Der Jahreszuwachs betrug ca. 1100 Bände, 35 handschriftliche Nummern, 150 Kunstblätter.

Von den nicht mehr bedeutenden Lücken in der Reihe der Ausgaben Goethescher Werke, besonders der Einzeldrucke, wurden wieder einige ausgefüllt. Die Neuerscheinungen der Goetheliteratur wurden vollständig eingereiht, früheres ergänzt und der Erlangung der Übersetzungen und fremdsprachlichen Arbeiten nach wie vor besondere Sorgfalt gewidmet. Herrn Georg Barchudarjanz zu Tiflis, der durch seine Uebersetzungen ins Armenische eifrig bemüht ist, die Kenntniß unserer Klassiker seinem Volke zu vermitteln, verdanken wir die armenischen Ausgaben von Goethes Faust, Schillers Dramen und Lessings Nathan.

Auch die übrigen Gebiete wurden möglichst systematisch weiter ausgebaut. Bei den im Vordergrunde stehenden antiquarischen Ankäufen sind wir jedoch der Natur der Sache nach und bei der Beschränktheit unserer Mittel auf die Benutzung sich bietender, günstiger Gelegenheiten angewiesen.

So gelang es, ein vollständiges Exemplar der für unsere Periode so wichtigen Jenaer Allgemeinen Literaturzeitung, von der wir bisher nur einen Teil besaßen, zusammenzubringen, auch die schon recht stattliche Sammlung der Schriften Lavaters wurde durch große französische und englische Prachtausgaben der Physiognomik vervollständigt. Die Schillerliteratur wurde im steten Hinblick auf eine zukünftige Schillerausstellung nach Möglichkeit berücksichtigt.

Ein großer Teil der Vermehrung entfiel auf die Abteilung für Theatergeschichte. Diesem Gebiete wird von der Forschung in neuester Zeit erhöhte Beachtung geschenkt. Unsere Abteilung, vor einem Dezennium begonnen, ist zwar noch weit von der wünschenswerten Vollständigkeit entfernt, aber sie enthält doch in den alten Theateralmanachen, Theaterjournalen u. s. w. bereits eine ganze Anzahl seltener Quellenwerke. Diese, wie die Bearbeitungen wurden vermehrt, und an Porträts und Rollendarstellungen wurde besonders reicher Zuwachs gewonnen, so z. B. ist Iffland jetzt in den zeitgenössischen Blättern fast aller seiner Rollen vertreten.

Unsere jetzt an 1400 Bände zählende Faustschriftensamm-

lung wurde nicht vernachlässigt. Ein wertvoller Beitrag wurde ihr in dem Manuskript von Karl Gutzkows: „Der Raub der Helena. Szenen aus dem zweiten Theile des ‚Faust‘ von Goethe. In zwei Aufzügen“ durch Geschenk des Herrn Hofrat Ludwig Barnay in Wiesbaden zu teil.

Neben den größeren, inhaltlich bedeutenden Handschriften, für deren Gewinnung wir auf die Güte verständnisvoller Spender angewiesen sind, suchen wir, auch auf dem Wege des Ankaufs, die Zahl der kleineren handschriftlichen Stücke und Briefe zu vermehren, damit jeder Autor unserer Epoche, wie durch seine Werke und Porträts, so auch durch seine Schriftzüge vertreten sei. Die Rücksicht auf den Inhalt und besonders die Beziehung auf Goethe wird dabei nicht aus dem Auge gelassen. Unter den Erwerbungen dieser Art sei die erste Niederschrift eines Gedichtes von Clemens Brentano aus dem „Rosenkranz“, sowie eine Anzahl von Briefen mit Nachrichten über Goethe hervorgehoben.

Wie bereits in den letzten Jahren so hatte unsere Bibliothek auch in der abgelaufenen Berichtsperiode sich des bereitwilligsten Entgegenkommens aller derer zu erfreuen, an die sich mit der Bitte um Einsendung von Publikationen wendete, die auf dem Wege des Buchhandels schwer zu erlangen sind, wie Programmaufsätze, Dissertationen, Sonderabdrücke aus Zeitschriften und Sammelwerken u. s. w.

Durch diese freundliche und umfassende Unterstützung wird sie in den Stand gesetzt der Forschung auch diese, ihr nicht immer leicht zugänglichen, willkommenen Hilfsmittel in wünschenswerter Vollständigkeit zu bieten.

Wenn wir daher den Spendern unsern herzlichsten Dank aussprechen, so dürfen wir die allgemeine Bitte um fernere Einsendungen dieser Art, auch wenn ein Stück von uns übersehen und daher nicht einzeln erbeten wird, wohl im Interesse der Forschung hier aussprechen. Neben den bereits im Berichte besonders erwähnten Geschenkgebern verpflichteten uns folgende Spender durch freundliche Zuwendungen zur Vermehrung unserer Sammlungen zu Danke:

Die Universitätsbibliotheken zu Bonn, Gießen, Halle a. S., Jena, Leipzig, München, Wien, Zürich. Das Stadtarchiv zu

Frankfurt a. M. Die Stadtbibliothek zu Frankfurt a. M. Die Rothschildsche Bibliothek zu Frankfurt a. M. Das Kunstgewerbe-Museum zu Leipzig. Die Deutsche Gesellschaft zu Leipzig.

Die Direktionen der Gymnasien zu Brüx, Eutin, Friedeberg Nm., Gießen, Hildesheim, Köln a. R., Kreuznach, Neuwied, Stargard, Stettin, Stralsund, Wadowicach, Waldenburg i. Schl., Wismar i. M.; der Realgymnasien zu Freiburg i. B., Mannheim, der Staats-Oberrealschule in Wien XV, der höheren Mädchenschule zu Gießen.

Die Redaktionen der Grenzboten, des Hamburger Correspondenten, der Zeitschrift Hessenland, der Deutschen Revue, der Halbmonatsschrift Die Schweiz, der Täglichen Rundschau, der Umschau, der Vossischen Zeitung, der Wartburg, der Zeitschrift für die österr. Gymnasien.

Die Verlagsbuchhandlungen Behrs Verlag, Bong & Co., Berlin, Cottascher Verlag, Stuttgart, Eugen Diederich, Leipzig, Karl Gerolds Sohn, Wien, Erwin Haendcke, Dresden, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Fr. Vieweg und Sohn, Braunschweig.

Ferner die Herren: M. Abendroth, Ackermann, New-York, Dr. C. Alt, Weimar, Prof. Dr. F. Baldensperger, Lyon, Dr. A. Bettelheim, Wien, Freiherr v. Biedermann, Dresden, Dr. A. Bielschowsky, Berlin, Direktor A. Biese, Neuwied, Dr. W. Bode, Weimar, Dr. R. Böhme, Berlin, Frl. E. v. Bojanowski, Weimar, Amtsgerichtsrat W. Broesel, Delitzsch, Frl. E. Buchheim, London, Prof. A. Cohn, Breslau, Dir. O. Cornill, Hofrat Dr. Fastenrath, Köln a. Rh., Prof. Dr. Kuno Francke, Harvard-University, Dr. A. Fries, Berlin, Prof. H. Funck, Gernsbach, Dr. M. Grohe, Mannheim, F. Günther, H. Haupt, Gießen, Dr. v. d. Hellen, Stuttgart, Landrichter Dr. R. Hirsch, Mühlhausen i. E., H. Hofmann, Düsseldorf, Dr. R. Hering, Prof. O. Heuer, Frau Prof. Dr. Heuer, Dr. M. Heynacher, Hildesheim, Archivar Dr. R. Jung, Aktuar G. Keyl, W. Klußmeyer, Dr. K. Kneuer, Weilheim (Oberbayern), Prof. A. Koch, Stettin, C. v. Kügelgen, St. Petersburg, Professor Dr. Martin, Straßburg, Dr. Th. Mathias, Zittau, Frau E. Mentzel, Robert Musiol, Fraustadt, C. Mylius, Dr. W. Nagel, Darmstadt, Frau Dr. Ohlenschlager-Andreae, Dr. Eugen Oswald, London, Dr. A.

Pick, Meseritz, Dr. Th. Poppe, Major von Portatius, Prof. Dr. Primer, Pfarrer D. Rade, Marburg, Gebr. Ramann, Erfurt, G. Reichard, E. Reichel, Prof. Dr. A. Riese, F. Rittweger, E. Sauerländer, Exc. Dr. v. Scherzer, Görz, Prof. Dr. E. Schmidt, Berlin, Dr. H. v. Schoeler, Venedig, Dr. Fr. Scholz, Bremen, Prof. Dr. Steig, Berlin, Dr. J. Steinberger, Th. Stettner, München, Dr. E. Stilgebauer, Geh. Rat Dr. Suphan, Weimar, k. b. Hauptmann K. Teicher, München, Frau Professor Dr. V. Valentin, Th. Völcker, Dr. O. Waser, Zürich, Prof. Dr. Witkowski, Leipzig, Oberschulrat Prof. Dr. Wohlrab, Dresden, Prof. E. Wrangel, Lund, M. Ziegert.



Register.

Abendroth, M. 380.
Abteilung für alte Sprachen 368 f.
— für Bildkunst und Kunstwissenschaft 370.
— für deutsche Sprache und Literatur 370.
— für Geschichte 369.
— für Jurisprudenz 371.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 370.
— für neuere Sprachen 369.
— für Volkswirtschaft 370.
Academia etrusca 166 f.
Ackermann 380.
Aeschylos 222.
Albrecht, Rektor 205.
Alt, C. 380.
Apolant, Frau 363.
Arbeiterfragen der Weltwirtschaft 127 ff.
Aretin, Frhr. v. 187.
Arndt, P. 266 ff., 363, 367, 370.
Arnold, G. 98.
Auffarth 363.
Augereau, Marschall 44.

Bacher, K. 363.
Baldensperger, F. 380.
Banner, M. 367.
Barchudarjanz, G. 378.
Barnay, L. 380.
Bartolozzi-Commaßt 166 f.
Basedow 333, 352.
Basse, D. 39.
Battonn 43.
Bauer, St. 127 ff., 372.
Baur, 92, 114 f.
Bayern, Ludwig I. 182 ff.
Beauharnais, E. 50.
Beaumarchais 243.
Becker, H. 367.
Beer, Frau A. 363.
— Frau M. 363.
Behn, U. 363.
Behrs Verlag 380.
Belmonte, J. 363.
Benkard, E. 359, 361.
Béranger 343.
Berg, A. 360.
Berichte über die Lehrgänge 1 ff., 362.
Berlin, kgl. Bibliothek 375.
Bermann, Frau Cl. 363.
Bernhard, H. 363.
Bethmann, S. M. 40.
Bettelheim, A. 380.
Beust, Graf 46.
Biedermann, W. v. 237 f., 380.
Bielschowsky, A. 380.
Biese, A. 380.
Bismarck 19.
Bluntschli, Frau 376.
Bode, W. 380.
Boehm, W. 360.
Böhme, J. 98.
— R. 380.
Boelte, F. 368 f.
Bojanowski, E. v. 380.
Boisserée, S. 189 ff.
Bong u. Comp. 380.
Bonn, Univ.-Bibl. 379.
Braun, L. 146.
Breitkopf, Buchhändler 208.
Brentano, Cl. 376, 379.
Broesel, W. 380.
Brühl, K. v. 264.
Brüx, Gymnasium 380.
Bruhn, E. 363, 367, 369.
Brun, Friederike 332.
Buchheim, Frl. E. 380.
Bulthaupt, H. 285 ff., 372.
Burckhardt, J. 8.

Cahn, Frau W. 363.
Carey, H. 129 f.
Carnegie-Gesellschaft 134.
Cavalleri, F. 163.
Caylus, Graf 172 f.
Cella, A. de 167.
Cellarius 201.
Chamberlain 127.
Charakterköpfe aus der antiken Literaturgeschichte 121 ff.
Cicero 126.
Cleopatra, Brustbild der 161, 178 ff.
Cleynmann, Handelsmann 49.
Cohn, A. 380.
Comenius, A. 201.
Conta, K. F. v. 194.
Cornelius, P. v. 195 f.
Cornill, O. 380.
Correspondent, Hamburger, Redaktion 380.
Cortona, Muse von 161 ff.
Cotta J. Fr. 196.
Cottascher Verlag 380.
Coulon, P. 364.
Creizenach, J. 360.
— O. 367.
Cunze, D. 361,
Curtis, F. 364.
— Ch. 149.
Custine, General 38.

Dalberg, K. v. 44 ff.
Darmstadt, Hofbibliothek 375.
Darmstädter, P. 30.
Darwin, 10 f.
De Foe, D. 158.
Delphi 60 ff.
Demuth, Chr. 364.
Descartes. 93.
Diederich, E. 380.
Dietzel, H. 275 f.
Dillis, J. G. v. 195.
Dobriner, H. 367, 370.
Doctor, E. 364.
Donner-v. Richter, O. 161 ff, 367, 370.
Drüner, H. 369.
Duhn, F. v. 54 ff., 371.
Dürck, F. 193.

Ebeling, W. 360.
Ebelsbacher, J. 364.
Eberstein, Frh. v. 46.
Eckermann, J. P. 238, 325.
Edlinger, J. G. 347 f.
Elsheimer. 233 f.
Elsholtz, Fr. v. 336 ff.
Emmerich, Ph. 364.
Epstein, J. H. 367.
Ernesti 205.
Euripides 123, 230 ff.
Eutin, Gymnasium 380.

Falkner 133.
Fastenrath 380.
Faustausstellung 375.
Feibusch, C. 364.
Feldheim, Frau, M. 364.
Festvorträge. 283 ff.
Fettmilch, V. 31.
Feuerbach, L. 117.
Fichard, J. K. v. 43.
Fielden, J. 128.
Fischer, L. 364.
— Frl. L. 364.
Flanaus, Frau E. 364.
Flersheim, R. 364.
Flesch, C. 370.
— M. 370.
Forckenbeck, F. v. 360, 364.
Fox 98.
Fränkel, L. 369.
Francke, K. 372, 380.
Frankfurt a. M. 1792—1816. 29 ff.
— Altertumsverein 373.
— Architekten- u. Ingenieurverein 373.
— Ausschuß für Volks-Vorlesungen 373.
— Kirchen- und Schulwesen 42.
— Rothschildsche Bibliothek 380.
— Sängerchor d. Lehrervereins 373.
— Senckenbergisches Institut 43.
— Stadtarchiv 375, 379.
— Stadtbibliothek 43, 380.
— Städelsches Institut 43.
— Theater. 36.
— Verband alter Corpsstudenten. 331.
— Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande 372.
Fried, F. 367.
Friedeberg, Nm., Gymnasium 380.
Fries, A. 380.
Funck, H. 380.

Gercken, P. J. 30.
Gerning, J. J. v. 348 f.
Gerold's Sohn 380.
Gesamtausschuß, Akadem. 366 ff.
Geßner 209.
Geußenhainer, E. 364.
Gießen, Gymnasium 380.
— Höhere Mädchenschule 380.
— Universitäts-Bibliothek 379.
Gillhausen, C. 364.
Göbel, Frl. M. 377.
Goethe, Christiane v. 376.
— Cornelia 377.
— J. C. 200 f., 348.
Goethe, Cäsar 225 f.
— Clavigo 316.
— Dichtung und Wahrheit 30.
— Divan 336 f.
— Ergo bibamus 331 ff.
— Flieh Täubchen flieh 376.
— für junge Dichter 237.
— Gedichte, illustriert, von Neureuther 195 ff.
— Gefunden 332.
— Gegenwart 334.
— Geheimnisse 338 f.
— Gesang der Geister 337.
— Gewohnt, gethan 332 f.
— Götter, Helden u. Wieland 229 ff.
— Grübels Gedichte 186 f.
— Haidenröslein 331 f.
— Iphigenie 234 f.
— Ital. Reise, 183 f.
— Leipziger Liederbuch 334 f.
— Mitschuldigen 245 ff.
— Nähe des Geliebten 332.
— Offne Tafel 333.
— Prometheus 222.
— Satirische Gedichte 330 ff.
— Satyros 224.
— Sokrates 222 f.
— Stella 316.
— Wanderer 217, 235, 333.
— Werther 218 f., 333.
Goethe und Aeschylos 222.
— — das klassische Altertum 199 ff.
— — Aretin, Frh. v. 187.
— — Bayern, Ludwig von 182 ff.
— — Béranger 343.
— — Boisserée 189 ff.
— — Conta 194.
— — Cornelius 195 f.
— — Cotta 196.
— — Dillis 195.
Goethe und Elsholtz 336 ff.
— — Euripides 230 ff.
— — Gottsched 206.
— — Gruithusen 195.
— — Herder 214 f., 335.
— — „die Hofdame“ 236 ff.
— — Homer 213 f.
— — Hüsgen 347 ff.
— — Jacobi 183, 187.
— — die Jesuiten 184.
— — Kleinschrod 194.
— — Klinger 227, 311 ff.
— — Kobell 186.
— — Lavater 219.
— — Mannlich 188.
— — Neureuther 195 ff.
— — Nickel, Optiker 195.
— — Niethammer 188.
— — Nietzsche 12.
— — Pindar 220 ff., 333.
— — Platen 187.
— — Platon 222 f.
— — Plautus 225.
— — Plotin 211.
— — Riemer 352 ff.
— — Schiller 329.
— — Shakespeare 210 f.
— — Spinoza 235.
— — Sternberg 190.
— — Stieler 192 f.
— — Terenz 225.
— — Theokrit 220.
— — Voltaire 226.
— — Wieland 229 ff.
— — Zelter 190, 353 f.
Goethe und Düsseldorf 183.
— — Frankfurt 184.
— — Mannheim 182.
— — München 184 f.
— — Oberammergauer Spiele 191.
— — Regensburg 183 f.
Goethe-Bildnis, Stielers 192 f.
— -Bibliothek 345 ff., 377 ff.
— -Haus 363, 373 f.
— -Museum 345 ff., 363, 374.
Goethes Lyrik 325 ff.
— Produktive Kritik 331 ff.
Goetschy, A. 372.
Götz, H. 367.
Goldschmidt-Bacher, Frau E. 364.
Gottsched 206.
Goudt 233 f.
Graf, Th. 170 f.
Greiß, F. 364.

Grenzboten, Redaktion der 380.
Griechenland, Altes u. Neues aus 54 ff.
Grohe, M. 380.
Gräbel, Gedichte 186 f.
Gruithusen, F. v. 195.
Gudemann, A. 364, 367, 369.
Günderrode, F. M. v. 40, 49.
Günther, F. 380.
Guiollett 47, 49.
Gwinner, D. 349.

Haendcke, E. 380.
Hagn, Ch. v. 192.
Halle a. S., Universitäts-Bibliothek 379.
Hamann, J. G. 214 ff.
Hamburger, L. 364.
Handelsbilanz, Deutsch-Amerikanische 266 ff.
Hartmann, H. 364.
Haupt, H. 380.
Heddernheim 177.
Hefermehl, L. 361.
Hegel 104 f.
Hehner, E. 364.
Hellen, E. v. d. 325 ff, 372, 380.
Hengsberger, A. 364.
Hengstenberg 110.
Henry, Charles 168 f.
Herder 101 f., 199, 335.
Hering, R. 199 ff., 367, 380.
Hesiod 121.
Hessenberg, Frau L. 364.
Hessenland, Redaktion des 380.
Heuer, Frau A. 380.
— O. 236 ff., 309 ff., 347 ff., 361, 370. 372, 380.
Heynacher, M. 380.
Hildesheim, Gymnasium 380.
Hirsch, K. 380.
Historismus 5 ff.
Hobbes 93 f.
Hochschild, L. 364.
— S. 364.
Höfer, A. 364.
Hölderlin 8 f.
Hofmann, H. 380.
Holbach 96.
Horaz 202 ff.
Horovitz, J. 364.
Huck, A. 364.
Hübner, E. 65 ff., 371.
Hülsen, E. 373.
Hüsgen, H. S. 347 ff.
Hufnagel 42.

Jacobi, J. G. 229.
Jahresbericht 359 ff.
Jena, Universitäts-Bibliothek 379.
Jung, J. 364.
— R. 29 ff., 360 f., 371, 380.

Kanitz, Graf 266.
Kant 96, 99 ff.
Karl Theodor, Kurfürst 182, 185.
Karschin 209.
Kayser 315.
Keil, Frau R. 377.
Keim, K. 376.
Keller, M. 361.
Kestner, Chr. 218, 376.
Keyl, G. 380.
Kierkegaard 118.
Kirche, Griechische 55 ff.
Kirchner, A. 43, 361.
Kleinschrod 194.
Klinger, F. M. 201, 227, 309 ff., 376.
— Betrachtungen 322.
— Faust 320 f.
— Medea 319 f.
— Oriantes 318 f.
— Plimplamplasco 317.
— Sturm und Drang 315.
— Weltmann und Dichter 321 f.
— Zwillinge 315.
Klinger u. Schiller 316.
Klingerausstellung 374 f.
Klußmeyer, W. 380.
Knabenschuh, Frau M. 364.
Kneuer 380.
Knoegel, W. 366.
Knossos 58 f.
Kobell, F. 186.
Koch, A. 380.
— M. IV.
— R. 364.
— Frau R. 364.
Köhler, J. H. 364.
Köln a. Rh., Gymnasium 380.
Körper und Seele des Kindes 65 ff.
Kreta 55 ff.
Kreuznach, Gymnasium 380.
Kriegk, G. L. 30.
Küentzle, H. 364, 367.

Kügelgen, C. v. 380.
Kulp, Frau M. 364.
Kyritz, Frau E. 364.

Labbadie 98.
Labes, Frau H. 364.
Lagarde, P. de 119 f.
Lavater 219.
Lehrgänge 1 ff., 362, 371 ff.
Leibniz 93, 96.
Leipzig, Deutsche Gesellschaft 380.
— Kunstgewerbe-Museum 380.
— Universitäts-Bibliothek 379.
Leisewitz 315.
Lenormant, F. 162 ff.
Lenz 314.
Lesezimmer 371.
Lessing 205 ff.
Levy-Katten, Frau W. 364.
Liebrecht, A. 364.
Liermann, O. 367.
Limpurg, Patriziergesellschaft 32 f.
Locke 93, 96.
Loeb, M. A. 370.
Loën, v. 203 f.
Loeper, G. v. 30.
Lorch, H. J. 365.
Ludwig I. von Bayern 179 ff.
Luise, Königin 353.

Mac Kinley 279.
Maier, F. 365.
Malerei, enkaustische 171 f.
Mann, W. 365.
Mannheim, Realgymnasium 380.
Mannlich, J. Ch. v. 188.
Martin, E. 380.
Mathias, Th. 380.
Melber, Frl. J. 365.
Mentzel, E. 204, 380.
Menzen, C. 365.
Merian-Genast, H. 367.
Metzler, M. v. 365.
Meyer, G. 365.
— Frau S. 365.
Micheli 178 f.
Moessinger, D. 360.
Moldenhauer, H. 365, 367.
Morf, H. 365.
Morgan, P. 134.
Moritz, J. A. 30.
Morsch 230 f.
Müller, F. v. 237 ff., 256 ff.
— H. 36 f.
Münch-Ferber, v. 267.
München, Universitäts-Bibliothek 379.
Münster, Frau M. 365.
Mumm von Schwarzenstein, A. 365.
Muse von Cortona 161 ff.
Museum, Germanisches in Nürnberg 361.
Musiol, R. 380.

Nagel, W. 380.
Naumann, Frau E. 365.
Neander, A. 361.
Neufville, de, R. 360.
Neumann, P. 367 f., 371.
Neurenther, F. 195 ff.
Neuwied, Gymnasium 380.
Nickel, Optiker 195.
Niethammer, F. J., 188.
Nietzsche, Fr. 3 ff.
— Antichrist 24.
— Geburt der Tragödie 8 f.
— Menschliches, allzu Menschliches 15 f.
— Morgenröte und Fröhliche Wissenschaft 16 f.
— Übermensch 10 ff., 18 f.
— Wiederkehr des Gleichen 26.
— Zarathustra 17 ff.
Nietzsche und Goethe 12.
— — Schopenhauer 3 ff.
— — das Christentum 23 ff.
— — der Historismus 5 ff.
Nürnberg, Germ. Museum 361.

Oberammergau, Passionsspiele 191.
Oelsner, K. E. 39.
Oeser, A. F., 208.
Ohlenschlager, Schöff 204.
Ohlenschlager-Andreae, Frau 380.
Olberg, O. 146.
Oswald, Eugen 380.

Padjera, E. 360.
Pallmann, H. 182 ff.
Panaetios 126.
Pappritz, R. 369.
Pascal 98.
Penn, W. 98.

Pfalz, Karl Theodor Kurfürst 182, 185.
Pfeffel 332.
Phaistos 49 f.
Pick, A. 380.
Pietismus 106 ff.
Pindar 121 f., 220 ff.
Platen, Graf 187.
Platon 21, 124, 222 f.
Plautus 225.
Plinius 172 f.
Plotin 211.
Pohle, L. 365, 367.
Polybios 125.
Poppe, Th. 380.
Portatius, C. v. 360, 376, 380.
Poseidonios 126.
Prager 274.
Preußen, Königin Luise von 353.
Primer, P. 380.

Rade, P. M. 380.
Ramann, Gebr. 380.
Ramler 209.
Raschen, H. 365.
Rastatt, Kongreß 39 f.
Rausenberger, O. 367, 370.
Reden, G. v. 361.
Rée, Paul 18.
Rehorn, K. 367.
Reichardt, G. 380.
Reichel, E. 380.
— Frl. M. 365.
Reinhardt, K. 366 ff.
Renan 117.
Requeno, Abbate 172 f.
Reutlinger, G. 365.
Revüe, Deutsche 380.
Rhode, E. 8.
Rhodes, Cecil 127.
Ridder, Frau L. de 365.
Ridolfi, C. 178.
Rieger M. 310 f., 375 f.
Riemer, F. W. 333, 352 ff.
Riese, A. 368, 380.
Ritschl, A. 118 f.
Rittweger, F. 380.
Roemmich, F. 361.
Rousseau 313 f.
Rumbler, Frau J. 365.
Rumpf, K. 380.
Rundschau, Tägliche 380.
Rußland, Paul, Kaiser von 317 f.
Ruthe, C. 365.

Sachsen, Karl August von 192.
Sartorius von Waltershausen 268 ff.
Sauerländer, E 380.
Schack, Graf 310.
Schelling 105.
Scherzer 380.
Schiller, Braut von Messina 299 f.
— Demetrius 307.
— Don Carlos 292 ff.
— Fiesco 289 f.
— Jungfrau 302 f., 305.
— Kabale und Liebe 290 f.
— Maria Stuart 301 ff.
— Räuber 288 f.
— Tell 302, 305 ff.
— Wallenstein 295 ff.
Schiller und Goethe 329.
— — Klinger 316.
Schiller als Dramatiker 285 ff.
Schillers Geburtstagsfeier 285 ff.
Schleiermacher 102 f.
Schlesinger, H. 365.
Schloß, Frau A. 365.
Schlosser, G. 365.
— J. G. 317.
Schmidt, E. 362, 372, 381.
— J. 365.
Schnapper-Arndt, G. 367, 370.
Schnetter, P. 361.
Schoeler, H. v. 380.
Schönemann, E. 376.
— J. 368.
Schöner, R. 178 f.
Scholz, Fr. 380.
Schopenhauer 3 ff., 12 f., 117.
— und Nietzsche 3 ff.
Schultze, H. S. 365.
— Frau M. 365.
Schwanthaler, L. 376.
Schwartz, E. 121 ff., 372.
Schwarz, A. 365.
— J. W. 365.
Die Schweiz, Redaktion der 380.
Schwemer, R. 367, 369.
Seeger, Syndikus 40, 46 f.
Seekatz, 203.
Seibertz, E. 375.
Seitz, G. 360.
Senckenberg, J. C. 34.
Senefelder, A. 187.
Seuffert 234 f.
Siecke, A. 365.
Simon, E. 365.
— M. 366.

Simon, Frl. P. 365.
Simon-Wolfskehl, E. 365.
Sinnesorgane, Entwickelung und Gebrauch der 73 ff.
Sömmerring, Frau S. 375.
Sokrates 13 f., 16, 123 ff.
Sommer, F. F. S. 365.
Sondheim, M. 367, 370.
Spener 98.
Spinoza 93, 96.
Sprengel, J. G. 365.
Stargard, Gymnasium 380.
Stauffer, W. 376.
Steig, R. 353, 380.
Stein, Frh. v. 51 f.
— J. 365.
Steinberger, J. 380.
Steitz 47.
Sternberg, Graf v. 190.
Stettin, Gymnasium 380.
Stettner, Th. 380.
Stieler, J. 192 f.
Stilgebauer, E. 380.
Stralsund, Gymnasium 380.
Strauß, D. F. 4 f., 24, 92, 111 f., 117.
— F. 365,
— J. 365.
Suphan, B. 380,

Teicher, K. 380.
Tenter, H. 366.
Terenz 225.
Theater zu Frankfurt a. M. 36.
Theokrit 220.
Theologie und Religionswissenschaft ꝛc. 91 ff.
Thera 62 ff.
Thoranc, Graf 37 f.
Thukydides 122.
Timm 146.
Tischbein 203.
Tommasi 166 ff.
Troeltsch. E. 91 ff., 371.
Trost W. 366 f.
Trusheim, F. 366.

Überbürdung der Kinder 87 f.
Umschau, Redaktion der 380.

Valentin, Frau V. 380.
Varlez, L. 138.
Vatke, W. 92, 112 f.
Venuti, Marchese 166, 173 f.
Vererbung und Erziehung 78.
Verlagsanstalt, Deutsche 380.
Verschaffelt, P. v. 182.
Verwaltungsausschuß 359 ff.
Vieweg und Sohn, 380.
Vilmar, W. 366 f.
Vivisektion 72 f.
Völcker, Th. 380.
Voltaire 96, 226.

Wadowicach, Gymnasium 380.
Wagner, R. 9 ff., 23 f.
Waldenburg i. Schl., Gymnasium 380.
Wartburg, Redaktion der 380.
Waser, O. 380.
Weber, K. 366.
Weil, Th. 366 f.
Wieland 229 ff.
Wien, Kongreß 51.
— Goethe-Verein 377.
— XV. Staats-Oberrealschule 380.
— Universitäts-Bibliothek 379.
Wiener, S. 361.
Wilamovitz, U. v. 8.
Willemer, M. v. 377.
Winckelmann 210.
Wismar i. M., Gymnasium 380.
Witkowski, G. 380.
Wohlfeil, P. 369.
Wohlrab, M. 380.
Wolf, Frl. B. 366.
Wormser, S. H. 366.
Wrangel, E. 380.
Wrede, R. 366.

Zechlin, L. 366.
Zeitschrift, f. d. österr. Gymnasien, Redaktion der 380.
Zeitung, Vossische, Redaktion 380.
Zelter, K. F. 190, 353 f.
Ziegert, M. 380.
Ziegler, Th. 3 ff., 371.
Zinzendorf 98.
Zürich, Universitäts-Bibliothek 379.

Literarischer Anzeiger.

Beilage zum Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstiftes.

1902.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H., Stuttgart.

Goethes Briefe.

Ausgewählt
und in chronologischer Folge
mit Anmerkungen herausgegeben
von
Eduard von der Hellen.

I. Bd. 1764—1779.
II. Bd. 1780—1788.

o. J., 8°, VI, 314 S.
— 332 „ } à M 2.—.

Eduard Mörike.

Sein Leben und Dichten
dargestellt
von
Harry Maync.

Mit Mörikes Bildnis.

1902, 8°, VIII, 415 S. Preis M 6.50.

B. Behr's Verlag, Berlin W. 35.

Georg Christoph Lichtenbergs Aphorismen.

Nach den Handschriften herausgegeben
von **Albert Leitzmann.**

1. Heft: 1764—1771.

1902, 8°, X, 276 S. Preis M 6.—.

Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes:

Verlag von
Hermann Böhlaus Nachf. in Weimar.

Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814—1821.

Herausgegeben von
Rudolf Jung.

Mit zwei Lichtdrucken.

1896.

Preis ℳ 2.40.

Verl. v. Gebr. Knauer, Frankfurt a. M.

Frankfurter Arbeiterbudgets.

Haushaltungsrechnungen
eines Arbeiters einer Königlichen
Staats-Eisenbahnwerkstätte,
eines Arbeiters einer chemischen Fabrik
und eines Aushilfearbeiters.

Veröffentlicht und erläutert von Mitgliedern
der Volkswirtschaftlichen Sektion des
Freien Deutschen Hochstiftes.
Bevorwortet im Auftrage der Sektion von
Stadtrat Dr. Karl Flesch.

Preis ℳ 2.— (für Mitglieder des
Freien Deutschen Hochstiftes durch
dessen Kanzlei zu ℳ 1.50).

Verlag von
Jos. Baer & Co. in Frankfurt a. M.

Frankfurter Privatrecht.

Im Auftrage
der Juristischen Sektion des F. D. H.
herausgegeben von
Dr. Paul Neumann
und
Dr. Ernst Levi.

1897.

Preis ℳ 6.—, geb. ℳ 8.—.
Für Mitglieder des F. D. H. ℳ 4.50,
geb. ℳ 6.—.

Verlag von
Gebrüder Knauer in Frankfurt a. M.

Zur Lage der Arbeiter im Schneider- und Schuhmachergewerbe in Frankfurt a. M.

Veröffentlicht von
Mitgliedern der Volkswirtschaftlichen
Sektion.

Herausgegeben von
Dr. Ph. Stein,
eingeleitet namens der Sektion von
Stadtrat Dr. Flesch,
Frankfurt a. M. 1897.

Preis ℳ 1.50.

Verlag von Otto Liebmann, Berlin.

Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittelung in Industrie- und Handelsstädten.

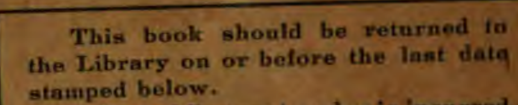
Bericht
über den am 8. und 9. Oktober 1893
vom F. D. H. zu Frankfurt a. M.
veranstalteten
sozialen Kongreß.

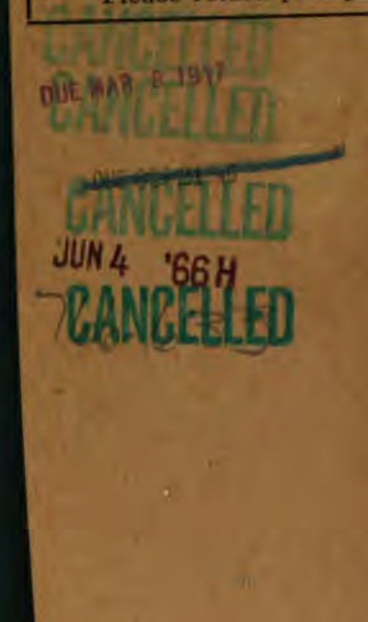
1894.

Preis ℳ 3.20, 5 Exemplare ℳ 14.50,
10 Exemplare ℳ 27.—.









CANCELLED
DUE MAR 8 1947
CANCELLED
CANCELLED
JUN 4 '66 H
CANCELLED


Widener Library
3 2044 092 898 485